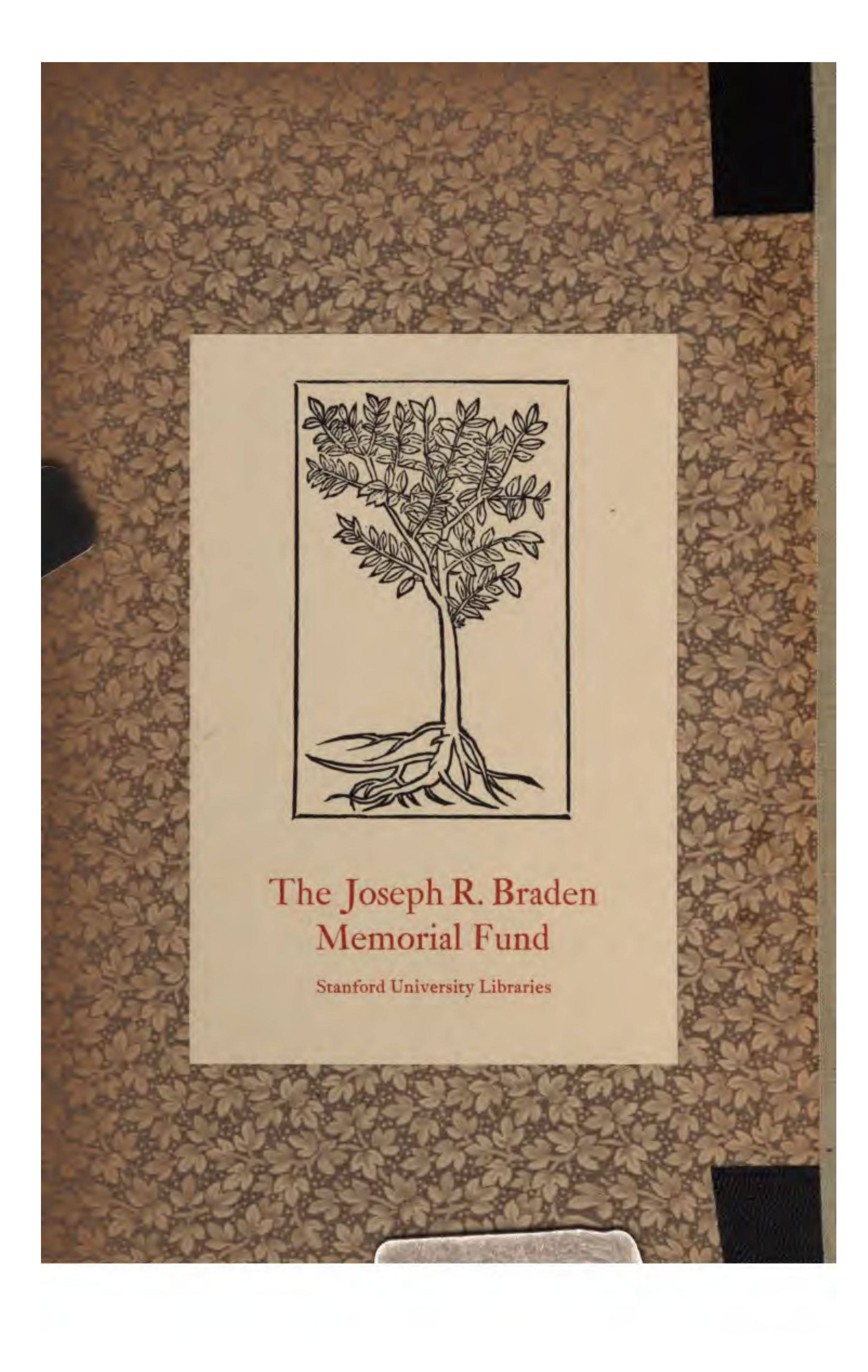
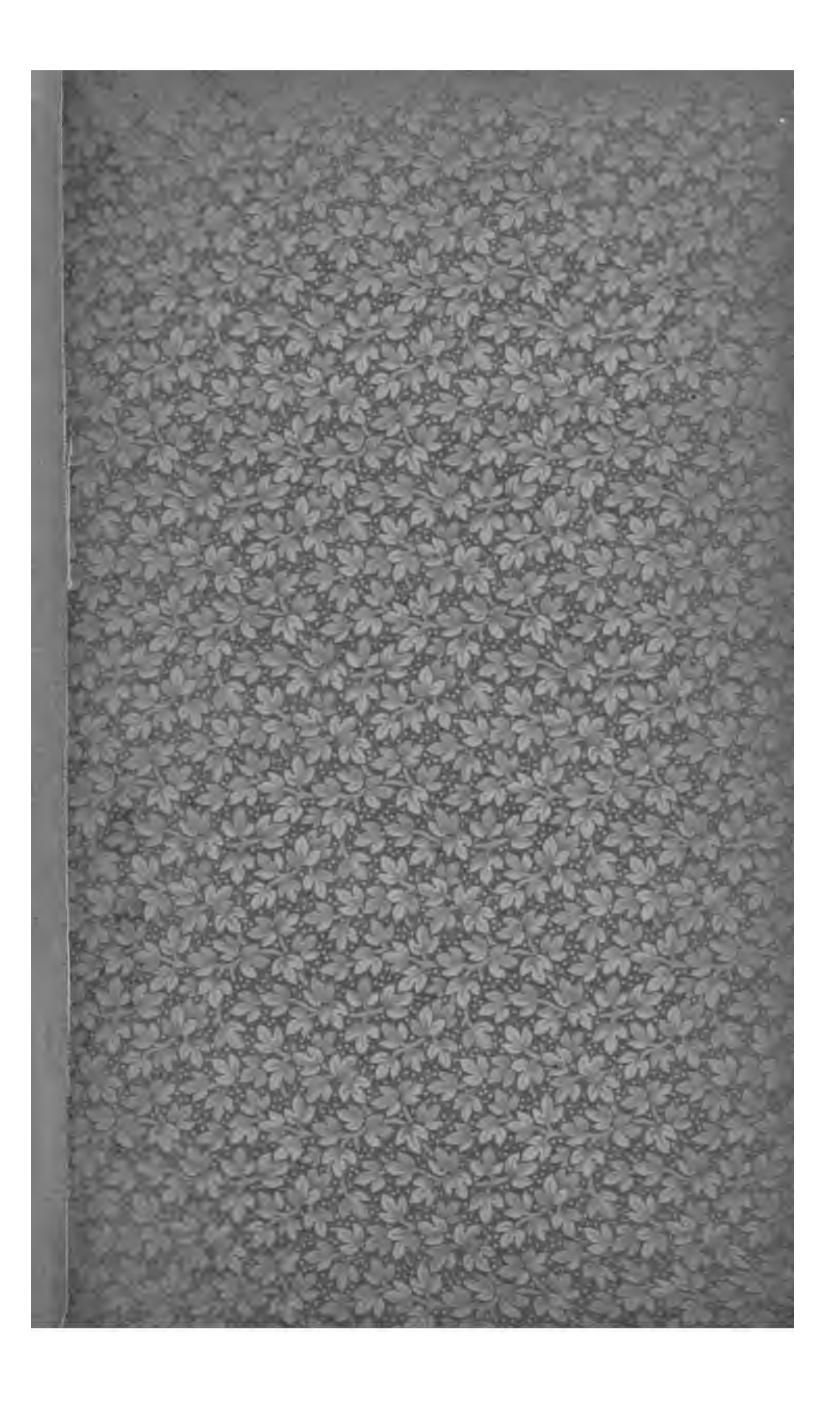

Erinnerungen
alter und neuer Zeit
von
Eckbr. Dürckheim.



The Joseph R. Braden
Memorial Fund
Stanford University Libraries





Erinnerungen alter und neuer Zeit

von

Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim.

Dritte Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzlerschen Buchhandlung.
1891.

Von 1848 bis 1887.

Wohl flog mit roten Wimpeln einst
Mein Schiff in junger Zeit;
Da kamen Sturm und Wetter,
Da trug ich schweres Leid.
Doch, wie der frühe, goldne Traum
Zerging des Kummers Last:
Nun schau ich nach den Sternen
Vom Steuer, ernst gefaßt.
Was immer kam, ich hab's erkannt,
Am Letzten war es gut:
Das hat mein Herz gegürtet
Mit einem festen Mut.

Fahr zu, mein Schiff, fahr rüstig zu,
Durch Glanz und Nebelrauch,
In deinen raschen Segeln
Der Wind ist Gottes Hauch.

E. Geibel

Wie mein unvergeßlicher Dichterfreund es mir in diesen Strophen zuruft, so erging mir's. Mit festem Mut wurde mir das Herz gegürtet, ich wußte selbst nicht wie es kam; mein Schiffchen glitt schnell dahin und ich schaute nach den Sternen, ernst gefaßt, und was mir immer geschah, ich mußte erkennen, daß es am Ende gut war. Ich nahm es hin und segnete den Schmerz wie die Freude, denn ich wußte, daß beides mir von derselben milden Hand geschenkt wurde.

Von Provins ging ich zu meinem Söhnchen in die Schweiz, sprach ihm viel von seiner lieben Mutter und weinte mit ihm.

Dann kehrte ich zurück ins Elsaß, fand jedoch da niemand von Mathildens Angehörigen außer ihrem jungen Bruder, der in Straßburg studierte; Schwiegereltern und Schwägerinnen waren in Cannes im mittäglichen Frankreich, wo sie wegen der erschöpften Gesundheit meines lieben Schwiegervaters den Winter zugebracht hatten und noch einen Winter zubringen sollten.

Straßburg machte auf mich einen so schmerzlichen Eindruck, daß ich mich von der Stadt aufs Land flüchtete; ich richtete mir ein kleines Häuschen in Niederehnheim nahe beim Schlosse meines Vetters Reinach wohnlich ein und lebte da still und einsam den ganzen Sommer über bis in den Spätherbst desselben Jahres (1848).

In der Nähe war auch Tante Lilli, bei welcher ich mir oft Trost und Ruhe erholte, dort in dem stillen, dem Leser wohl bekannten Dachstein.

In meiner Einsamkeit war ich wie ein Schiffbrüchiger, der, an einem fernen Gestade gestrandet, dem auf dem wilden Meere treibenden Wracke seines Fahrzeuges nachschaut und gerne von seiner Rettung etwas erfahren möchte.

Deswegen las ich eifrig das Journal des Débats, das ich fortwährend erhielt, und blieb dadurch so ziemlich auf dem laufenden mit den Begebenheiten. Ich sah, wie die neue Regierung sogleich gegen die immer frecher werdende Anarchie ankämpfen mußte, welche traurige Erfahrungen sie mit den sogenannten Ateliers nationaux machte, mit diesen Werkstätten des Aufruhrs, in welchen sie tausende von faulen Strolchen füttern und zahlen mußte, damit sie nicht gleich wieder zu neuen Barrikaden liefen, um die wankende Schattenregierung ebenso leicht zu stürzen, als sie die vorhergehende verjagt hatten.

Auch erhielt ich eine innere Genugthuung durch die Erkenntnis der Ohnmacht der provisorischen Regierung und sagte mir nicht ohne Schadenfreude, daß man mit anarchistischen Elementen keine Ordnung schafft.

Die besten der gemäßigten Republikaner wie Lamartine, Quinet, Lafayette und sogar Cavaignac schwebten jetzt als lächerliche Figuren vor meiner nüchternen Phantasie: ich sah in denselben nur noch Brandstifter, die sich, in Pompiers umgewandelt, umsonst bemühten, ein Feuer zu löschen, welches sie lange geschürt und endlich zur verzehrenden Flamme angefacht hatten.

Interessante Nachrichten erhielt ich durch die Korrespondenz eines Jugendfreundes, der in Paris lebte und stets über alles gleich gut informiert war. So schrieb er mir am 15. März folgende Zeilen:

Denke dir, daß dein guter Freund von Ham, Louis Napoleon, in Paris ist; er wurde von einem meiner Freunde gesehen, als er mit Fialin de Persigny und noch zwei andern Herren an der Barrière du Nord aus einem Mietwagen stieg.

Die beiden Herren waren Herr von Arragon und Herr Biesta, die den Herzog von Nemours bis nach Boulogne begleitet hatten und auf dem Rückweg in Amiens dem Prinzen, der sie kannte, in die Hände fielen.

Bei der ersten Kunde des Februaraufstandes hatte sich der Prinz in den abfahrenden Postdampfer geworfen; es war, o Schicksal! derselbe Dampfer, welcher den Herzog von Nemours nach London gebracht und der in der Überfahrt die ganze Nacht mit einem schrecklichen Sturme zu kämpfen gehabt hatte. In Amiens verfehlten die Reisenden den Expreßzug nach Paris um wenige Minuten. Es war jener Zug, welcher verunglückte,

ein Unfall, bei welchem mehr als zwanzig Menschen das Leben einbüßten.

Das ist doch schon ein erstes Glück für die bêtise impériale, könnte der Minister Herr Graf Duchatel sagen.

Im Gespräche unterwegs wurde der Prinz vertraulich mit den beiden Herren und gestand ihnen, daß er durchaus nicht beruhigt sei über den Empfang, der ihm von der provisorischen Regierung zu teil werden könnte, da das ihn betreffende Verbannungsgesetz noch nicht aufgehoben sei. Einer von den Begleitern sagte: das ist ja ganz einfach; Sie schreiben der Regierung, Sie seien bereit, sich wieder zu entfernen, wenn Ihre Gegenwart politische Schwierigkeiten verursachen sollte.

Prinz Louis schrieb im Wagen auf dem Knie, seinen Hut als Pult gebrauchend, den Entwurf zu folgendem Briefe an die provisorische Regierung:

Messieurs, Le peuple de Paris ayant détruit par son héroisme les derniers vestiges de l'invasion étrangère, j'accours de l'exil pour me ranger sous le drapeau de la république qu'on vient de proclamer. Sans autre ambition que celle de servir mon pays, je viens annoncer mon arrivée aux membres du gouvernement provisoire et les assurer de mon dévouement à la cause qu'ils représentent, comme de ma sympathie pour leurs personnes.

Du siehst, dein Abenteurer verliert keine Minute, und ich kann dich versichern, daß er schon seit zwei Jahren in den Provinzen napoleonische Propaganda macht; zur rechten Zeit, — denn die provisorische Regierung wird sehr bald abgewirtschaftet haben und der Pöbel abermals Herr von Paris sein. —

Die Korrespondenz mit meinem Freunde erweckte natürlich

wieder mein Interesse für politische Dinge und namentlich für Louis Napoleon.

Jener Brief des Prinzen wurde nicht beantwortet; aber man ließ ihn unbehelligt in Paris und seine Agenten bereiteten ebenso ungestört seine Kandidatur für die nächste Nationalversammlung vor.

Mein Leben in Niederehnheim war sehr ruhig und still. Die guten Verwandten, Reinachs und ihre Kinder, waren voll Freundlichkeit und wirklicher Bruderliebe für mich; ich brachte sehr oft meine Abende in ihrem Familienkreise zu und freute mich an ihrer Eintracht, an ihrem häuslichen Glück. Oft machte ich große Fußtouren in die Berge, besuchte die Burgen und die schönen Punkte wieder, die ich als Knabe mit meinen unvergeßlichen Eltern und mit meinen Geschwistern besucht hatte. O wie lagen da schon die Erinnerungen so ferne! wie vieles hatte ich seit jenen Tagen erlebt, und wie hatte sich um mich her und in mir selbst so manches verändert! Ich schaute zurück in die Vergangenheit und richtete dann den Blick in die Zukunft, die ebenso verschwinden würde, wie das Vergangene vergessen war.

In jenen Tagen fand ich die Landbevölkerung unmutig und ängstlich; in den Städten war der Anhang der Republik ein sehr schwacher, sowohl an der Zahl, als an dem politischen und moralischen Werte ihrer Bekenner. Diese Partei machte den Eindruck einer schlechten Nachahmung von 1793, nur fehlte die Leidenschaft und der Enthusiasmus. Überall sah man die Ehrgeizigen mit den Betrogenen an der Spitze der revolutionären Bewegung.

Den 28. Juni besuchte ich in Straßburg meinen jungen Schwager, in der Hoffnung, einige ruhige Stunden mit ihm

zubringen und von Mathilden sprechen zu können. Kaum war ich bei ihm, als wir plötzlich durch ein großes Getöse auf die Straße gelockt wurden; man sah einen Zug Bürger herannahen, welchem der öffentliche Ausrufer der Stadt mit seiner lärmenden Trommel Bahn durch die Volksmenge brach und diese zum Schweigen brachte, wenn einer der Citoyens reden wollte.

Ich erkannte, als der Zug vor uns hielt, die provisorische Regierung Straßburgs oder, wenn man lieber will, die Herren Kommissäre der Regierung, die allda waren: ein Herr Eissen, ein Wundarzt, Republikaner; ferner Herr Börsch, Redakteur des Niederrheinischen Kuriers, ein talentvoller Mann und doch Republikaner gemäßigter Färbung und endlich mein alter Freund Kratz, Notar und Notbürgermeister, kein Republikaner, aber von der Regierung der für die Republik sehr gleichgültigen Menge als Beruhigung zum Bürgermeister gegeben.

Diese drei Herren, mit dreifarbigen Schärpen geschmückt, durchzogen, den Trommler an ihrer Spitze, alle Straßen der Stadt und verkündeten mit schwungvollen Worten, daß der Citoyen General oder der General Citoyen Cavaignac in Paris den Aufständischen (Factieux) eine große Schlacht geliefert, über zehntausend derselben im Namen der Fraternité niedergeschossen, die Regierung von ihren Feinden befreit und die Republik dadurch befestigt habe.

Die Volksmenge, welche den gestrengen Herren nachlief, hörte die schauerliche Verkündigung zwar mit ernster Ruhe an, doch war auf den meisten Gesichtern eine gewisse traurige Befriedigung nicht zu verkennen. Jedermann fühlte, daß nun für den Augenblick die Unordnung besiegt und die Umsturzpartei nicht im Stande sein würde, das Regiment der Kommune in Paris einzuführen.

Ich für meinen Teil dachte: so mußte ein republikanischer General die Revolution besiegen, die zu bekämpfen dem braven General Bugeaud unter Louis Philipp nicht vergönnt war.

Die Niederwerfung des Pöbelaufstandes durch den General Cavaignac in einem viertägigen Straßenkampfe*), in welchem zehn Generäle und auf beiden Seiten dreißigtausend Tote und Verwundete blieben, ist eine jener Begebenheiten, welche die Zeitgeschichte nicht gehörig zu schätzen gewußt hat, weil im Drange der wechselvollen, ihr nachfolgenden Ereignisse der Eindruck, den sie hervorrief, schnell verweht wurde. Erst später wird man erkennen, wie wichtig es war, einerseits die Armee, die mit dem Volke vor vier Monaten fraternisiert hatte, wieder zum blinden Gehorsam und zum Pflichtgefühl zurückzubringen und andererseits der Kommune von Paris jede Hoffnung auf baldige Herrschaft zu benehmen.

Cavaignac, ein schroffer, abstoßender aber energischer und jedenfalls sehr ehrbarer Charakter, ein überzeugter Republikaner, zeigte sich in seiner Rolle als Chef du pouvoir exécutif und Präsident des Ministerrates einzig nur als Soldat tüchtig und praktisch. Jedes staatsmännische Talent ging ihm ab; aber gerade das machte ihn zum Besieger des grauenvollen Aufstandes. Als guter General sah er ganz klar, daß er die Truppen nur in Massen im Straßenkampf gebrauchen könne, und lehnte jeden Einzelkampf mit Einmischung der Nationalgarde fest und entschieden ab.

Im Rat der Regierung, als man ihm zumutete, die einzelnen Barrikaden mit Hilfe der Nationalgarde zu erstürmen, ließ er die merkwürdigen Worte fallen: Vor allem die Ehre

---

*) 23., 24., 25. und 26. Juni 1848.

der Armee! Wenn eine einzige Kompagnie meiner Truppen entwaffnet würde, so hätte ich meinen letzten Tag erlebt. Die Nationalgarde mag immerhin die Barrikaden einnehmen; wenn sie jedoch geschlagen wird, so ziehe ich mich in die Ebene von St. Denis zurück, um dort die Aufständischen zu erwarten. —

Nichtsdestoweniger hat die Nationalgarde in jenen verhängnisvollen Tagen ihre Schuld dem Vaterlande ehrenvoll bezahlt und in vielen entschlossenen Kämpfen bewiesen, daß es ihr diesmal ernst war, mit der Pöbelherrschaft gründlich aufzuräumen. Dem General Cavaignac aber, der es nicht auf eine Probe der Nationalgarde ankommen lassen, sondern sich der Armee wieder bemächtigen wollte, kommt das Verdienst zu, den gewaltigen Widerstand der Rebellen mit Kunst und militärischer Vorsicht vollkommen überwältigt zu haben.

Man muß ihm auch nachrühmen, daß er ganz selbstlos und, ohne an seine Popularität zu denken, sowohl die Anarchisten als die royalistischen Gegner der Republik bekämpfte.

Die feindlichen Blätter hatte er aufgehoben; mit den Mitgliedern der provisorischen Regierung ging er ziemlich diktatorisch um und ließ sich von keinem derselben in seinem Kommando im geringsten beeinflussen. Seine männliche charakterfeste Haltung verdient umsomehr Achtung und Anerkennung, als er Kandidat für die Präsidentschaft der Republik war und sich mit seinen Anhängern den schmeichelhaftesten Hoffnungen eines glücklichen Erfolges hingegeben hatte.

Cavaignacs äußere Erscheinung war eine ganz eigentümliche. Groß, hager, mit einem länglich spitzen Kopf, in welchem zwei schwarze tiefliegende und von borstigen Brauen bedeckte Augen mehr von entschlossenem Starrsinn als von Genie zeugten; der untere Teil dieses Kopfes in einem borstigen

Knebelbart auffallend zugespitzt, Gang und Gebärden rasch, schroff und unsympathisch, wie seine Sprache. Als ich ihn zum erstenmal sah, machte er mir den Eindruck einer jener unschönen Nachahmungen von Erzstatuen, an welchen keine Feile die scharfen Ecken abgerundet hatte; als ich ihn später reden hörte, gefiel er mir wie ein Bayard in republikanischer Form, ohne die Anmut des alten Ritters, doch, wie er, sans peur et sans reproche.

Dem Rettungswerke der Gesellschaft und der Zivilisation half der in der Provinz heftig ausgebrochene Unmut gegen das tyrannische Gebahren des Pariser Pöbels. Man sah vor dem 23. Juni alle auf dem Lande wohnenden Nationalgardisten nach Paris eilen, um an dem Kampfe teil zu nehmen; ja sogar ganze Bataillone in der nächsten Umgebung der Hauptstadt hatten sich aufgemacht, um den sozialen Brand löschen zu helfen. Die meisten kamen jedoch zu spät und kehrten ohne Kampf nach ihren Heimatsorten zurück.

So machte sich auch in den Hauptorten der Provinz ein nützlicher Partikularismus im Gegensatze zur Pariser provisorischen Regierung geltend.

In den Städten bildeten sich eigenmächtig provisorische Regierungen, welche es den abgesandten Kommissären von Paris unmöglich machten, sich in die Lokalverwaltung zu mischen.

In Straßburg z. B. war ein Ehrenmann, Advokat Dr. Lichtenberger, durch die Wahl seiner Mitbürger an die Spitze der Lokalregierung getreten und lähmte entschieden jeden Versuch des citoyen Flocon, den die Regierung nach Straßburg gesandt hatte, auf Verwaltungssachen einen Druck auszuüben.

Dieser saubere Kommissär Flocon, ein Erzlump, (man verzeihe meinen gerechten Unmut) blieb lange in Straßburg,

bezog täglich eine Diurnistenbesoldung von 40 Fr., die ihm Lichtenberger fortzahlen ließ unter der Bedingung, nicht den mindesten Anteil an den Geschäften zu nehmen. Dieses ehrlose Subjekt ließ sich das gefallen, lungerte tagsüber in den Kaffeehäusern herum und präsidierte von Zeit zu Zeit in obskuren Kneipen einem Volksmeeting von höchstens fünfzig Köpfen. Sollte man glauben, daß es möglich ist, einem intelligenten Volke solche Schande aufzulegen?

Wahr ist es, daß Paris nicht mehr unter dem Einflusse rechtlicher Leute wie Lamartine, Dupont de l'Eure, Garnier-Pagès, Marie und anderen stand, sondern in der Hand von Taugenichtsen war, wie Ledru-Rollin, Caussidieres, Blanqui, Barbès, Sobrier, Flotte, Flocon u. a., welche hinter sich die Pöbelarmee hatten.

Dieser Herrschaft niederträchtigen Andenkens hat Cavaignac ein schnelles Ende bereitet. Ehrend sei seiner deshalb von allen unparteiischen Männern heute gedacht.

In Paris herrschte unterdessen eine sonderbare Macht, welche nichts unternahm, nichts von sich hören ließ: ich möchte sie die „Macht der Verlegenheit" nennen. Man wußte nicht, wer im Grunde regiere, und man mußte gestehen, daß alle durcheinander und am Ende niemand die Gewalt in Händen hatte.

Armand Marrast, welcher Präsident der Nationalversammlung geworden und dessen sämtliche Clique bis zum letzten Drucker und Setzer seines Journals (Le National) mit hohen Ämtern versorgt worden war, gefiel sich im neueingerichteten, noch unter Louis Philipp prachtvoll dekorierten und möblierten Palais der Präsidentschaft wie ein Pfau auf einer neuen Kletterstange, gab Feste und spielte den kleinen Marquis. Er

schämte sich aber nicht, von der Regierung mehr Zulage zu begehren, damit er den republikanischen Schönheiten Belustigungen verschaffen könne.

Da schrieb ihm Alexander Dumas einen merkwürdigen offenen Brief, in welchem er ihm auf die rückhaltsloseste Weise seinen Hochmut, seine Ungeschicklichkeit in Gesellschaft, seine plebejischen Manieren und seine Prätension, den Grand-Seigneur zu spielen, vorhielt, ihm, der vor kaum sechs Monaten in seiner Zeitung der Regierung Louis Philipps ihre Verschwendung und Korruption vorgeworfen hatte. Der Brief schloß mit den messerscharfen Worten:

Honte sur ces hommes, qui pour arriver au pouvoir s'arment d'une idée, et qui, lorsqu'ils ont touché le but, jettent cette idée, comme on jette un masque, et font des entrechats! Honte, trois fois honte, sur de pareils hommes! Crispins révolutionnaires, laquais politiques, Brutus Mascarilles, qui ne voient dans la France que le Budget et qui, lorsqu'ils ont rempli leurs poches, se frappent sur la cuisse et disent: „Je me moque du reste!“ Honte sur ces hommes! qui, lorsqu'ils ont dit cela, à la face de tous, ont encore l'impudence de demander une augmentation de gages. —

Man ergötzte sich in den höheren Kreisen der Hauptstadt höchlich über einen großen Ball, den der Marquis Marrast wie ein Volksfest auf der Präsidentschaft darbot.

Nichts Lächerlicheres als jener Ball — sagt ein Augenzeuge — nichts Auffallenderes durch das Gemisch der Gesellschaft: die Deputierten, 900 an der Zahl, das diplomatische Korps, Offiziere jeden Ranges von der Nationalgarde und der Armee und die Schüler der Militärschulen. Man hatte sogar eine

große Anzahl jener Gamins de Paris eingeladen, welche sich in den Junitagen brav gegen den Pöbel geschlagen hatten und nun mit ebensogroßer Bravour die Buffets belagerten, wie kürzlich die Barrikaden. Der weibliche Teil der Eingeladenen war der bemerkenswerteste. Man hatte sich um jeden Preis Tänzerinnen zu verschaffen gewußt und per bacco! welche Tänzerinnen! Hätte man lieber jene weißgekleideten Mädchen, die kurz vorher auf dem Marsfelde bei dem Fest der Bruderliebe die Göttinnen der Freiheit vorgestellt hatten, in Masse eingeladen! Die hageren Nachäffungen einer anderen Zeit hätten ebensogut auf dem Balle Figur gemacht, als die meisten der geladenen Damen, deren teils ungenügende, teils überladene Toiletten und durchweg schlechter Geschmack das Gelächter der Elitegäste Herrn Marrasts hervorriefen, der sich an diesem Abend spreizte, wie ein Marquis des Oeil de boeuf.

Die Männer, (im allgemeinen sind sie bei solchen Gelegenheiten weniger lächerlich als die Frauen) boten auch ein nicht gewöhnliches Schauspiel. Die Deputierten, unter welchen sich jetzt so mancher verkleidete Proletarier, so mancher bedürftige Verschworene neben den alten Staatsmännern, Ministern und Diplomaten herumtrieb, mußten die sonderbarsten Gegensätze liefern. Die dunkelsten, unbekanntesten unter ihnen waren diejenigen, welche die mächtigsten dreifarbigen Rosetten am Knopfloch wie eine Dekoration zur Schau trugen. —

Während die Schattenregenten und ihre Parteien sich noch eines ephemären Glanzes erfreuten und die meisten sich Hoffnung machten, die Präsidentschaft der Republik zu erhalten, fragte sich Frankreich, wie in einem bösen Traum versunken: Wer wird regieren?

Ein geistreicher Akademiker sagte auf seinem Sterbelager

im Jahre 1830: Ich fühle es wohl: Das Regiment der Welt ist so lebensmüde wie ich selbst.*)

So war auch im Jahre 1848 vor der Ernennung Louis Napoleons zum Präsidenten ein allgemeines dunkles Gefühl vorhanden, daß Frankreich nicht mehr zu regieren sei. Herr Thiers hatte schon im Jahre 1840 ausgerufen: A présent gouverne qui pourra! und dennoch bewarb man sich immer noch um die Herrschaft.

Im Hotel Lamartine, auf welches vor dem Siege Cavaignacs über die Anarchie aller Augen gerichtet waren und wo eine Flut von Schmeichlern dem großen Exdichter einen sichern Erfolg versprochen hatte, war jetzt schon Ebbe eingetreten.

Bei Cavaignac indessen wiederholten sich dieselben Scenen und blühten dieselben schmeichelhaften Hoffnungen, die jedoch alle vor dem allgemeinen Stimmrecht in Rauch aufgehen sollten.

Im Oktober desselben Jahres reiste ich nach Cannes, um den Winter bei meinen Schwiegereltern zuzubringen.

Das reizende Städtchen Cannes war damals noch sehr wenig besucht; da wo jetzt zwischen Cannes und dem Golf de Juan**) eine schöne Villa und ein Park nach dem andern längs dem Meeresufer sich aneinanderreihen, waren damals nur einige bescheidene Landhäuschen zu sehen, die zerstreut unter Olivenhainen und Rosengärten herumlagen. Wir bewohnten die hübscheste dieser Ansiedelungen und hatten sehr wenige Nachbarn. Die Landleute erinnerten mich lebhaft an meine ehemaligen

*) Monsieur Michaud, Historiker und ausgezeichneter Schriftsteller. Seine Geschichte der Kreuzfahrer ist ein treffliches Werk und seine Briefe aus dem Orient eine reizende Lektüre.

**) Der Landungsplatz Napoleons, als er von der Insel Elba zurückkam.

Unterthanen von Espalion; es war dieselbe Sprache, dieselbe theatralische Haltung, dieselbe Trägheit und derselbe Schmutz bei den Kleinstädtern. „Pécaire" riefen sie ebenfalls zehnmal in einem Gespräche.

Wunderbar, herrlich ist das Klima dort, ewig heiter der Himmel, bezaubernd, lieblich das blaue Meer, das uns dort anlächelt, wie das große Auge einer vertrauten Fee! Die Wälder und Felder hauchen sogar im Winter einen Blumen- und Blütenduft aus, den wir hier im Norden nicht kennen; die Erde hat einen ihr eigentümlichen Brodem, der zum Nichtsthun stimmt und den nordischen Menschen betrübt und ermüdet. Ein Barbar war ich dort. Ich sehnte mich mitten unter Blüten nach nordischem Eis; mein Auge suchte vergebens die schneebedeckten Berge und die Zaubergänge unserer frostbehangenen Tannen; meine Füße entbehrten der stählernen Flügel, während der Sinn von Spiegeleis träumte.

Doch hatte ich das Glück, nur mit edlen guten Menschen zu verkehren, die nichts vom Worte „pécaire" verstanden und bei welchen man sich unter jeder Zone glücklich fühlt. Das Zusammenleben mit meinen lieben Schwiegereltern und Schwägerinnen, die Erinnerungen an Mathilde ließen mich das mittägliche Capua ohne Erschlaffung ertragen.

Eine englische Familie, liebenswürdig und gastfreundlich, uns mit allen möglichen Aufmerksamkeiten überhäufend, ihre Reitpferde und Equipagen uns stets zur Verfügung stellend, war ein nordischer Zufluchtsort im Lande der Parfums, aber leider auch der Parfumeurs.

Woolfield war der Name dieser edlen Insulaner. Die Familie bestand aus Mister und Mistreß Woolfield und aus einer ganzen Kette kleiner lieblicher Nichten, die alle Namen

des alten Testaments trugen; so gab es eine „Maria,“ eine „Rachel,“ eine „Sara“ (auf Englisch „Rätschel,“ „Särä“), einen kleineren Neffen „Tomy“ u. s. w.

Mit diesen sehr lieben Menschen hatten wir einen angenehmen gesellschaftlichen Verkehr.

Woolfield war der erste Fremde, der sich in Cannes angekauft und dort ein schönes Schloß (le château St. George) gebaut hatte; sodann Lord Brougham (sprich „Bruhm“), der berühmte englische Advokat und spätere Minister, der sich durch sein Wissen und seinen scharfen Verstand selbst so hoch emporgehoben, daß er in Old-England keinen Lord zu beneiden hatte.

Mit diesem geistreichen, originellen und höchst lustigen Gelehrten kamen wir fast täglich zusammen; der eiskalte Brite gewann uns lieb und bezeugte besonders meinem Schwiegervater eine hohe Verehrung.

Lord Brougham, neugierig in politischen Dingen, wie eine junge Dame in Liebeshändeln, wollte beständig von mir wissen, wer zum Präsidenten der Republik ernannt werden würde. Lange waren wir der Meinung, General Cavaignac, nachdem er so große Dienste als Soldat geleistet hatte, müsse ernannt werden. Doch als im Oktober Louis Napoleon, in die Nationalversammlung gewählt, seine Entlassung gab, weil einige Stimmen in der Versammlung die Frage der Gültigkeit seiner Ernennung aufwarfen, und kurz darauf, wieder gewählt, in die Kammer ohne Bedenken aufgenommen wurde, dann sagte Lord Brougham: die dummen Republikaner haben den Kaiser jetzt selber gemacht, jetzt ist die bêtise impériale schon auf dem Thron.

In seiner originellen Sprache setzte er hinzu: Wenn ich nicht bestohlen werden will, so lasse ich den Dieb doch nicht ins Haus! —

Das war wirklich handgreiflich. Die Versammlung hatte ein so leichtes Spiel; sie durfte nur von vornherein erklären, daß alle Mitglieder derjenigen Familien, die über Frankreich regiert hatten, nicht für die Präsidentschaft wahlfähig seien, dann wäre es aus gewesen mit den napoleonischen Ansprüchen; denn die Anwendung offener Gewalt hätte Napoleon damals zu nichts geführt.

Was thut aber diese planlose Versammlung? Sie läßt den Prinzen gemütlich in ihrer Mitte tagen und giebt ihm von Zeit zu Zeit die schönsten Gelegenheiten, sich populär und seine Ansprüche auf die Präsidentschaft legitim zu machen!

Napoleon benahm sich sehr schlau, spielte den Unschuldigen, Harmlosen, sogar den Trägen und Dummen, wohnte nur selten den Sitzungen bei, ließ aber seine Agenten desto eifriger in ganz Frankreich arbeiten.

Eines Tages wurde er in der Kammer lebhaft von mehreren Deputierten angegriffen; man interpellierte die Regierung über sogenannte Komplotte und Umtriebe des Prinzen, der mit der Anarchie gegen die Ordnungspartei sich verschworen habe u. s. w.

Da Louis Napoleon nicht zugegen war, stand sein Vetter Louis Bonaparte auf und sagte, er müsse im Namen der Napoleons gegen diese Anklagen Protest einlegen. Niemals habe ein Napoleon mit einer Umsturzpartei das geringste zu schaffen gehabt und Louis Napoleon würde der letzte sein, der Regierung der Republik derartige oder sonstige Schwierigkeiten zu bereiten. —

Ja, schrie der Abgeordnete Clement Thomas (der frühere unglückliche Direktor der ateliers nationaux), das ist alles schön und gut; aber warum ist der Prinz Louis Napoleon

nicht hier? warum erscheint er so selten in den Versammlungen? Das ist nicht die Art, seine Ansprüche zu rechtfertigen! Wenn man das Vertrauen eines großen Volkes erwerben will, muß man sagen, woher man kommt und wohin man geht. Ich frage, mit welchem Rechte Herr Louis Napoleon sich als Kandidat der Präsidentschaft den Wählern vorstellen könnte! —

Eine Stimme ruft hierauf: Im Namen seines Rechtes als französischer Bürger stellt Louis Napoleon seine Kandidatur auf! —

Da bricht ein entsetzlicher Tumult im Saale aus, die Versammlung zerstreut sich ohne Beschlußfassung und lenkt in dieser unglaublichen Sitzung auf den Prinzen die allgemeine Aufmerksamkeit des Landes.

Den folgenden Tag erscheint Napoleon in der Kammer, besteigt gleich bei Beginn der Sitzung gelassenen Schrittes die Rednerbühne und verliest in sehr ruhigem Ton ein gut ausgearbeitetes Manifest in Form einer Ansprache an die Kammer; ein Manifest, in welchem er sich ganz peremptorisch und mit Siegesbewußtsein dem erstaunten Frankreich als zukünftigen Präsidenten, von welchem die Wiederherstellung der erschütterten Ordnung zu erwarten ist, vorstellt. Diese Rede enthält unter anderem folgende bedeutende Worte:

De quoi m'accuse-t-on? D'accepter du sentiment populaire une candidature que je n'ai pas recherchée? Eh bien, oui, je l'accepte, parceque des élections successives et le décret unanime de l'assemblée contre la proscription de ma famille m'autorisent à croire que la France regarde mon nom comme pouvant servir à la consolidation de la société. —

So hatte die Versammlung durch Unverständnis der Lage

und Oberflächlichkeit dem Prinzen nicht nur den Weg gebahnt, sondern das Gelingen sichergestellt.

Der Moniteur des 1. November verkündigte die Festsetzung des Wahltages auf den 10. Dezember 1848 und machte alle anderen Begebenheiten in Europa im Vergleich mit der Präsidentenwahl Louis Napoleons als Kleinigkeiten verschwinden. Das Fest der Proklamation der neuen Verfassung, von welcher man witzig gesagt hat, sie gliche einem Straußenei von einer Taube ausgebrütet, zu klein für das, was das Ei enthalten sollte, viel zu groß für diejenigen, die es ausbrüteten, — dieses Fest, sage ich, welches den zwölften stattfand, verging beinahe unbemerkt.

Am 10. Dezember waren alle Freunde Cavaignacs und alle Anhänger der andern Kandidaten in ihren Departements erschienen, um den Mann ihrer Partei zu unterstützen. Ihre Anstrengungen waren jedoch umsonst; Arbeiter, Bauern und Legitimisten mit dem katholischen Klerus stimmten massenweise für den Neffen des großen Kaisers: Louis Napoleon wurde mit 5 562 831 Stimmen zum Präsidenten der Republik gewählt. General Cavaignac erhielt 1 469 466, Ledru-Rollin 377 256, Raspail 37 100 und Lamartine, der so gefeierte Dichter, nur 27 000 Stimmen. Trotz der Meinung Broughams und meiner guten Erinnerungen an den Gefangenen von Ham stimmte ich, wie mein verehrter Schwiegervater auch, für den General, welcher sich rühmen konnte, nicht die große Zahl der Stimmen, aber ihre bessere Auswahl erhalten zu haben.

Der ungeheure Erfolg Napoleons überraschte die ganze gebildete Welt in Frankreich, nur den großen Haufen überraschte er nicht; der hatte instinktmäßig wie ein Ertrinkender nach der ersten besten Rettungsplanke gegriffen, die er fähig

glaubte, die französische Gesellschaft aus dem Strudel der Unordnung reißen zu können.

So hatte denn endlich der Schwindler von Straßburg und Boulogne den Fuß im Bügel, um bald das hohe Roß seiner Träume zu besteigen, während die weisen Herren der Politik glaubten, es würde ein leichtes sein, ihn in drei Jahren aus dem Sattel zu heben.

Doch kehren wir jetzt wieder zu meinen kleinen Verhältnissen zurück.

Im Frühjahr 1849 gab ich meinem Sohne eine zweite treue Mutter, indem ich die jüngere Schwester Mathildens zum Altare führte und durch dieses Band mich aufs neue eng an die teueren Angehörigen meiner ersten Liebe anschloß.

Im April schon war ich mit meiner jungen Frau im kleinen Häuschen in Niederehnheim, begrüßt von den Glückwünschen naher und ferner Freunde und mit Jubel empfangen von der guten Tante Lilli und meinen übrigen Verwandten.

Kaum waren wir einige Wochen ruhig und zufrieden in unserem stillen Zufluchtsorte, als mir von allen Seiten und von den treuesten Freunden die Mahnung zukam, ich solle und müsse wieder in den Staatsdienst treten; ich willigte ein unter der Bedingung, daß ich kein Gesuch einreichen würde.

Wenn die Regierung — so schrieb ich nach Paris — wieder für die Verwaltung Werkzeuge braucht, welche leichtsinnig frevelnd weggeworfen worden, so mag sie dieselben aufsuchen und besser in Ehren halten, als es früher der Fall war; die gebrochenen Werkzeuge haben jedoch keine Lust, um ihren ferneren Verbrauch zu betteln. —

Der Brief wurde dem Präsidenten mitgeteilt; er lachte und bemerkte: Der Mann hat vollkommen Recht, es ist in

unsern Zeiten immer ein Opfer, dem Staate zu dienen, — und er gab dem Minister des Innern, Herrn Leon Faucher, den Wink, mich wieder anzustellen.

Den 8. Mai 1849 erhielt ich meine Ernennung als Unterpräfekt im Bezirke Schlettstadt, in welchem ich mich gerade befand; denn Niederehnheim liegt in diesem glücklichen Lande. „Glücklich“ nenne ich es, weil es das schönste, fruchtbarste Ländchen der Erde ist und der Kern des reichen Elsaßes. Da läßt der Schöpfer wachsen und gedeihen, was gut und kostbar ist. Die Ebene prangt in der Fülle und im reichen Wechsel aller Früchte, die Hügel bringen den köstlichsten Wein und hoch über den Rebgeländen krönen dunkle Wälder mit ihrem grünen Schmuck die Gipfel der anmutigen Berge.

Im Thale reihet sich malerisch ein Dorf an das andere; hohe, mächtige Gebäude beweisen, daß neben dem nährenden Ackerbau die belebende Industrie hier die Arbeit mehrt, den Reichtum verdoppelt.

An den Bergen, bis in die Waldregion hinauf, sagen uns die zahlreichen Wohnungen der Menschen, wie lieb ihnen jeder Zoll elsäßischer Erde geworden ist; hundert alte Burgen und Klöster erzählen der Gegenwart in steinerner Schrift die uralte Geschichte des alemannischen Volkes.

So konnt' ich denn wieder meinem schönen geliebten Elsaß meine Dienste weihen und ich sagte mir: siehe! was kommt, nimm es dankbar hin und thue deine Pflicht!

Und die Pflicht hatte mir geboten, wieder einzutreten. Wenn ein Matrose in ruhigen Tagen bei günstiger See auf der Ruderbank gesessen, darf er das Schiff nicht meiden, wenn Wolken aufziehen und Stürme drohen und man ihm ruft.

Am politischen Himmel war noch alles dunkel und jeder-

mann war für die Zukunft besorgt. Mit Unruhe sah man dem dumpfen Kampfe zwischen dem Präsidenten der Republik und dem gesetzgebenden Körper zu; es war dem Unmündigsten offenbar, daß es zum Bruche kommen müsse, und man fragte sich: Wer wird siegen? um welchen Preis wird der Sieg errungen werden?

Die staatlichen Verhältnisse waren noch keine geordneten; ein Einvernehmen zwischen dem Oberhaupte und den höchsten Behörden bestand nicht: Einer mißtraute dem Andern.

In den Departements fing zwar der Minister des Innern Herr Leon Faucher an, mit den unmöglichen Präfekten der provisorischen Regierung aufzuräumen, allein wie es in solchen Revolutionszeiten immer geht, wurden ihm von der Umgebung des Prinzen andere ebenso untaugliche Werkzeuge aufgedrungen. Politische Chamäleons, die drei bis viermal ihre Farbe wechselten, nur um mit der neuen Sonne wieder glänzen zu können, gab es in Menge.

Ein ganz merkwürdiger Cyclus politischer Parvenus umgab bald den neuen Herrscher und verdichtete sich während des zweiten Kaiserreichs unter allen Gestalten und Amtstrachten zu einem Schwarme von Anhängern, welche der Geschichte des dritten Napoleon nicht eben zur Zierde dienen.

Doch greifen wir nicht vor; begnügen wir uns für den Augenblick zu berichten, wie es im Elsaß mit der Verwaltung bestellt war. In Straßburg sollte ein braver harmloser Republikaner, Advokat Renaudon, die Zügel der Regierung in der unentschlossenen Hand halten; er hielt sie aber nur scheinbar, denn meine alten Freunde, die Bureaux, regierten und verwalteten.

Als ich diesem, schon am Präfektenhimmel niedergegangenen

republikanischen Meteore meinen Besuch machte, lächelte es melancholisch und ließ die elegischen Worte fallen: Graf Dürckheim kommt, und der Citoyen Renaudon geht. — Herr Präfekt, sagte ich, es thut mir unendlich leid, für Sie ein böses Omen sein zu müssen; allein vor einem Jahr kam der Citoyen Oscar Lafayette nach Melun und der Graf Dürckheim ging: Chacun à son tour, wie es scheint. Vielleicht ersetzen Sie mich in einem Jahr. — Er lachte und wir schieden als gute Freunde, um uns nie wiederzusehen.

Acht Tage nach diesem Begegnen stattete ich dem Nachfolger des Herrn Renaudon einen ebenso kurzen Besuch ab. Dieser neue Pseudopascha war ein junger Artillerie-Hauptmann namens Chanal. Kein Mensch wußte, wer ihn ernannt hatte; ob er Republikaner oder Napoleonist, brachte niemand heraus.

Ich glaube, er war zuerst von der republikanischen Welle an den Strand der Präfekturen geschwemmt und durch gute Freunde in der Umgebung Napoleons erhalten worden, in der Hoffnung, sich als Molluske an diesem bewegten Ufer festklammern zu können.

Herr Chanal war übrigens ein sehr gebildeter, artiger Mann und ein ehrlicher Charakter; er besuchte mich freundlich in Schlettstadt, bat mich, ihm eine Jagd im wildreichen Gemeindewald der Stadt zu veranstalten, ihn aber mit Verwaltungsfragen gänzlich zu verschonen, weil er durchaus nichts von solchen langweiligen Dingen verstehe und schleunigst wieder zu seiner Batterie zurückzukehren wünsche.

Etonnant! würde diesmal Beaumarchais seinen Figaro ausrufen lassen, Etonnant! celui-là n'était pas propre pour l'emploi, et pourtant il y renonce!

Doch hatte es nicht so große Eile mit dem Entsagen;

denn Herr Chanal ging nicht willig. Es mußte ihm sechs Monate später einer jener Missi dominici, welche Napoleon bald in den Departements herumschickte, den Laufpaß geben. Man entsagt nicht leicht einer Stelle, die hohes Ansehen, weitgreifende Machtbefugnisse, eine Besoldung von 40000 Fr. jährlich und die Benützung eines prächtigen Palais mit sich bringt!

Der freundliche Leser wird wohl jetzt mit mir zufrieden sein, wenn ich in Gedanken einen Augenblick auf mein Staatsoberhaupt zurückkomme, dem ich zwar alles Glück wünschte, von dessen Freundlichkeit ich jedoch in diesem Augenblick keinen Gebrauch machen wollte.

Am 20. Dezember, also zehn Tage nach der Wahl des Präsidenten, schritt die Kammer ohne Feierlichkeit zur Proklamierung des Erwählten.

Um vier Uhr nachmittags erschien die mit der Prüfung der Wahl betraute Kommission. Ihr Präsident, Herr Waldeck Rousseau, erklärte in ihrem Namen die Wahl für gültig und schlug vor, den Citoyen Louis Napoleon Bonaparte zum Präsidenten der französischen Republik auszurufen.

Ohne Bemerkung wurden die Vorschläge der Kommission genehmigt. General Cavaignac bestieg die Rednerbühne und meldete in trockenen Worten den Rückzug des Ministeriums, dessen Führer er gewesen war. Diesem Redner folgte der vor kurzem noch so machtfröhliche und selbstzufriedene Herr A. Marrast und proklamierte mit dem ihm eigentümlichen süßlichen Lächeln, daß Louis Napoleon Bonaparte, bis zum zweiten Sonntage des Monats Mai 1852 zum Präsidenten erwählt, nun die Bühne betreten und den von der Verfassung vorgeschriebenen Eid leisten sollte.

„Eine allgemeine Bewegung der Neugierde belebte plötzlich

das bis jetzt gleichgültig zuhörende Haus", erzählt ein Pariser Abgeordneter. „Im Halbdunkel des Saales, nur spärlich durch ein paar Lampen bei der Tribüne erleuchtet, sah man eine kurze gedrungene Gestalt, aus dem Halbkreis der Bänke langsam sich erhebend, in gemessenem Gange daherschreiten.

Bleichen Angesichts, mit scharf ausgeprägten Zügen, unter der stark gebogenen Nase einen dichten, die Lippen verdeckenden Schnurrbart, im schwarzen Frack, auf dem das Großkreuz der Ehrenlegion glänzte, so ging der neue Präsident, welchen noch keiner durchschaut hatte, der Tribüne zu."

Nachdem er den Eid geleistet, las er eine kurze, zur Eintracht ermahnende Rede ab, die er mit den Worten schloß:

Laßt uns die Männer des Landes und nicht die Männer der Parteien sein, so werden wir mit Gottes Hilfe wenigstens das Gute vollbringen, wenn es uns nicht vergönnt ist, Großes zu schaffen.

Nach dieser Rede schritt er, die Tribüne verlassend, auf den General Cavaignac zu und reichte ihm die Hand, welche dieser nur zögernd und kalt ergriff — eine Ungeschicklichkeit, die allgemein getadelt wurde und dennoch sehr begreiflich ist.

Nur von den fünf Quästoren der Kammer und von einigen Freunden begleitet, verließ der Prinz das Haus und bestieg einen zweispännigen Wagen, der ihn, von einem Zug Dragoner eskortiert, in das niedliche Palais führte, welches ihm in den champs Elysées zur Residenz angewiesen ward.

Die affektierte Einfachheit der ganzen Zeremonie zeigte hinlänglich die trotzige Haltung des gesetzgebenden Körpers und mißfiel der Bevölkerung von Paris, deren Neugierde und Schaulust an dem Tage betrogen wurde. —

Nun sitzt also mein Gefangener in einem besseren, ange-

nehmeren Verließe als in dem langweiligen traurigen „Pavillon du génie“ in Ham.

Er empfängt seine Freunde und sieht zu seiner Rechten und zur Linken Schwärme von Schmeichlern und Schmarotzern, die sich an seiner aufgehenden Sonne wärmen wollen, und mitunter entschlossene Freunde; auch geld- und ruhmsüchtige Parteigänger, wahre Condottieris seiner Zukunft, die sich an sein Schicksal heften, um mit ihm die Republik zu beseitigen und ihr eigenes Glück zu gründen.

Aber warum bist du nicht auch sogleich nach Paris geeilt? — wirst du mich fragen, lieber Leser, — warum nicht, dem alten Bekannten huldigend, deine Person dem Staatsoberhaupte ins Gedächtnis rufen?

Einfach deswegen, weil ich von je kein Schmarotzer gewesen und mich meine Amtspflicht an die Scholle band, die jetzt meiner Obhut anvertraut war.

Zufrieden, ohne andern Ehrgeiz als denjenigen, welcher Arbeit für die größte Ehre hält, verwaltete ich wieder treu und fleißig mit dem alten Mut und mit jener freudigen Lust, die du kennst, lieber Leser.

Die Verwaltung blieb jedoch nicht ohne Sorgen. Die Cholera brach im August in mehreren Gemeinden meines Bezirkes aus und forderte nicht unbedeutende Opfer, verschwand aber nach zwei Monaten gänzlich aus dem Elsaß.

Eine andere weit gefährlichere Krankheit drohte der Bevölkerung mit ihrer ansteckenden Verbreitung; es war die Pest der Unzufriedenheit und der Empörung, die in Fabrikstädten und überhaupt unter der arbeitenden Klasse schnelle Fortschritte machte.

Obgleich in meinem Bezirke die Arbeit nicht eingestellt

wurde und keine Strikes zu bedauern waren, so spukte es doch in den benachbarten industriellen Orten, wie Mariakirch, Thann, Bitschweiler, Mülhausen und andern; Truppen mußten mehreremale requiriert werden, um die gestörte Ordnung wieder herzustellen. Allein der soziale Brand berührte nur die Schwelle meines Bezirkes und sein zeitweiliges Auflodern ließ die Wachsamkeit der Behörden nicht einschlummern.

Handel und Industrie lagen darnieder, die Arbeitslöhne waren um die Hälfte herabgesunken; der arme Arbeiter litt wirklich not und die sozialistischen Blätter benützten die Lage, um das Feuer der Empörung überall zu schüren; sie verschlimmerten dadurch die Lage des armen Mannes, dessen Elend sie wenig kümmerte.

Vertrauen in die Zukunft fehlte allenthalben. Drei Jahre Präsidentschaft — sagte sich die besorgte Masse — und was dann? Die Verfassung, recht für provisorische Zustände geschaffen, während welcher die Agitatoren und Ehrgeizigen wühlen konnten, widersetzte sich der Wiederwahl des Präsidenten.

Während dessen spielten die Kammer und der Präsident, wie man sagt, Katz' und Maus. Louis Napoleon hatte begonnen, einige Feste im Elysee zu geben und sein Haus, seine Dienerschaft und Equipagen etwas fürstlicher auszustatten. Sogleich wurde sein Beispiel nachgeahmt; hunderte von Privathäusern öffneten ihre brillanten Salons und Handel und Gewerbe in Paris empfanden die Wohlthat der neuen Belebung.

Doch konnte der Prinz-Präsident mit seiner kleinen Dotation, wie das gemeine Sprichwort sagt, keine großen Sprünge machen. Das Ministerium begehrte eine Erhöhung der Repräsentationsgelder, sich auf die Notwendigkeit stützend, das

Pariser Kleingewerbe wohlthuend zu heben; die Volksvertretung aber verweigerte die verlangte Summe.

Darauf ließ der Prinz mit einer gewissen Ostentation seine Pferde und Equipagen öffentlich versteigern.

Alcibiades, der seinem Hunde den Schweif hatte abschlagen lassen, erzielte dadurch keinen so großen Effekt, als Napoleon mit diesem kleinen Trotze. Die Pariser wendeten ihren ganzen Zorn gegen die Volksvertreter, welche sie mit dem Spottnamen Epiciers bezeichneten, und Napoleons Popularität wuchs mit jedem Tag.

Die kleinlichen Nergeleien, mit welchen die Kammer einen Krieg gegen den Präsidenten zu führen glaubte, kennzeichnen ihre Schwäche und den Geist, der die Volksvertreter, ich darf nicht sagen, beseelte, sondern zur Ohnmacht verurteilte.

Um die Geschicklichkeit des Prinzen Louis Napoleon und seine durch die allgemeine Ermüdung des Landes günstig gewordene Lage siegreich zu bekämpfen, hätte es anderer Männer und anderer Leidenschaften bedurft, als die von allen Parteien zusammengewürfelte Volksvertretung sie aufweisen konnte. Diese Volksvertretung hatte eigentlich den Volkswillen und seine Wünsche und Bedürfnisse gar nicht erkannt und daher bildete sie eine so unfähige, lasche Versammlung.

Louis Philipp war in Claremont gestorben; daher machten die Orleanisten alle Anstrengungen, um ihre Partei mit der legitimistischen zu vereinigen.

Die Kammer wurde im Frühjahr 1850 vertagt und, da der Graf von Chambord sich in Wiesbaden aufhielt, beeilten sich die monarchisch gesinnten Volksvertreter, dem Roi ihre Aufwartung zu machen*), während Herr Thiers, Graf Molé

*) Die Versammlung soll sehr bunt durcheinandergewürfelt erschienen sein; unter den Courmachern befanden sich manche, die in der Courtoisie

und Herzog von Broglie ihren alten König im Exil bestatteten.

In der Provinz lebten wir inzwischen harmlos und suchten durch geselligen Verkehr, Musik und Tanz das rote Gespenst der Anarchie von uns wegzutreiben und es der Gesellschaft und der Bevölkerung vergessen zu machen. Man war wohl besorgt, allein man lebte und tanzte über einem Abgrunde.

Ende April desselben Jahres (1850) kam ein sonderbarer Abgesandter Napoleons nach Straßburg mit dem Auftrage, die Verwaltung zu beobachten und dem Präsidenten Vorschläge zu ihrer Verjüngung zu unterbreiten.

Es war der originelle Lebemann Romieu, ein wahrer Typus des französischen, leichtlebigen aber geistreichen Viveurs. Seine Jugend hatte er höchst unnütz in verschwenderischer Weise in Gesellschaft von Künstlern, Schauspielern, Schriftstellern und andern Bonvivants zugebracht; tausend tolle Streiche, die er den Pariser Bourgeois und Badauds fast täglich spielte, hatten ihn bekannt und populär gemacht.

Seine Vergangenheit hätte man einfach als eine Wüste bezeichnen können, wenn er sich nicht im reiferen Alter mit aller Widerstandskraft seines zähen und zugleich regen Geistes vor

---

wenig Übung hatten. Henri V. nahm jedoch alle sehr freundlich auf, lud sie abwechselnd zur Tafel und flößte ihnen durch seine einfache Liebenswürdigkeit Vertrauen ein. Es scheint, daß er nicht nur gut gelaunt, sondern auch mitunter geistreich und witzig war. Folgende Anekdote zeugt von Humor und Geistesgegenwart.

Ein junger Pariser Parvenu hatte sich erlaubt dem Prinzen zu bemerken, daß sein Anzug nicht modern genug sei, worauf Henri lachend ausrief: O me voici tout aussi heureux que le roi Dagobert, car je viens de trouver mon St. Eloi! Eine Anspielung auf das bekannte alte Lied: Le bon roi Dagobert — Avait mis ca culotte à l'envers. . .

dem völligen Versinken aufgerafft hätte und ein vernünftiger, doch stets eleganter Diogenes geworden wäre.

Unter Louis Philipp wurde er Unterpräfekt einer kleineren Stadt des mittleren Frankreich und machte sich dort sehr bald beliebt und populär durch seine gutmütige, witzige Laune und durch einen sanguinischen Eifer für die materiellen Interessen seines Bezirkes. Sein originelles Arrêté gegen die Maikäfer, die er mit Wut vertilgen wollte, bleibt unvergeßlich und sicherte ihm den glorreichen Zunamen: Romieu-Hanneton.*)

Nichtsdestoweniger brachte er es durch seine Originalität dahin, daß er Präfekt wurde, und verwaltete recht treu und gewissenhaft.

Dieses alte wunderliche Rüstzeug aus Louis Philipps Verwaltungsrumpelkammer wurde uns als Exécuteur des hautes oeuvres (vulgo Scharfrichter) nach Straßburg gesandt.

Ein großes Diner bei dem Präfekten Chanal vereinigte sämtliche Verwalter und höhere Behörden des Landes um den prätorianischen Missus.

Je veux les voir tous autour de moi à table: in vino veritas! — hatte der alte Zecher zu Chanal gesagt, und wahrhaftig, das belebte Gastmahl reichte hin, um den neuen Römer vollkommen über das versammelte Regierungsmaterial, wie er sagte, aufzuklären.

Bewundern mußte ich, wie er während des ganzen Mahles die auserlesene Kunst übte, einen jeden zu interpellieren und wie er nach den erhaltenen Antworten sich sogleich seine Meinung bildete und mit messerscharfem Witze die Verhörten beurteilte

*) Der talentvolle Karikaturzeichner Cham hatte diesen Hanneton im Charivari verherrlicht und der Bildhauer Dantan hat ihn in Statuetten von rotem Thon verewigt.

und verurteilte, ohne daß sie selbst es merkten. Ich hatte das Glück, neben ihm zu sitzen, und daher den Vorteil, nur selten und halblaut befragt zu werden.

Als der Champagner schon recht effektvoll auf manche Köpfe gewirkt hatte und viel verkehrtes Zeug hatte schwätzen lassen, wandte sich Romieu plötzlich an mich mit der Frage: Was werden Sie beginnen, wenn die Roten Meister werden in Ihrem Bezirke? Ich antwortete: Sie niederhauen, wenn ich kann, oder zum mindesten mit ihnen raufen, so lange mir ein einziger Gendarme oder Troupier zur Seite stehen wird, und, wenn ich erliege, mich redlich guillotinieren lassen.

Das kann Ihnen werden, lachte er, indem er mit mir anstieß. Um so leichter kann es Ihnen geschehen, fuhr er fort, da ich Sie zum Präfekten machen soll — ein sehr schlechter Streich, den ich Ihnen da spiele. Aber ich bin dabei unschuldig; der Prinz-Präsident scheint Sie zu kennen, denn er hat Ihren Namen auf meiner Liste der Präfekten unterstrichen. Wo wollen Sie als Präfekt ernannt werden? Ich denke hier, an Chanals Platz, der nicht bleiben kann, so wenig als alle Ihre Kollegen, die weder Saft noch Kraft haben. —

Mir schauderte fast vor dieser drakonischen Art, den einen zu erheben und die andern niederzuschmettern.

Wenn ich Präfekt werden soll, was ich weder gehofft noch begehrt habe, erwiderte ich, so werde ich mich auf den Posten begeben, den man mir anweisen wird, und auf demselben meine Schuldigkeit wie bisher nach besten Kräften thun. Nur erlaube ich mir zu bemerken, daß ich hier in Straßburg zu Hause bin, und wenn ich dem alten Sprichwort trauen soll „Nul n'est prophète chez lui," so glaube ich, es wäre besser für

die Regierung wie für mich selbst, wenn man mir eine andere Präfektur verleihen würde. —

Gut, also werde ich Sie für Colmar vorschlagen. Da kommt jedoch eine schwere Verantwortung über Sie: die Sicherheit der Fabriken des Oberrheins und überhaupt die Industrie vor der Zerstörungswut der brotlosen Arbeiter zu schützen. Mülhausen ist ein gefährliches Zentrum und zugleich ein wertvoller Juwel Ihrer vaterländischen Industrie. Hüten Sie den wohl! Es wäre gräßlich, wenn in dem von Fabriken und Arbeiterbevölkerung überfüllten Oberrhein ernste Unordnungen ausbrächen; das Beispiel wäre sogleich ansteckend für die französischen Fabrikstädte, wie Sédan, Elboeuf, Rouen, Lille und andere. —

Nach Tisch sprach er noch einmal mit mir und offenbarte einen ganz trostlosen Pessimismus.

Je bois mon dernier champagne, sagte er, car tout croule, tout s'en va! —

Das ist auch der Geist, in welchem seine Broschüre jener Zeit „le Spectre rouge“ geschrieben ist. Romieu vertraute sich selbst nicht und traute daher niemanden und besonders nicht der Zukunft. Er irrte sich nicht, was ihn selbst betraf; denn er starb noch in demselben Jahre — et tout n'avait pas croulé, mais bien lui-même.

Acht Tage nach der Inspizierung Romieu's wurde der Präfekt Chanal und sämtliche Präfekten weggefegt und ich den 12. Mai 1850 in Colmar zum Präfekten ernannt. Das Ernennungsdekret des Präsidenten ist durch Baroche, Minister des Innern, ausgefertigt.

Von Schlettstadt nach Colmar hatte ich nur vier Meilen zurückzulegen, um in meine neue Residenz zu gelangen. Den

14. Mai bestieg ich meinen Schimmel*) und ritt ohne Begleitung durch Wälder und Auen der Hauptstadt des Oberrheins zu.

Es war ein heiterer sonniger Morgen, die Erde lachte wieder im Frühlingsschmucke und die Vögel sangen ihre fröhlichen alten Weisen; aber ich achtete diesmal nicht auf ihre Lieder, wie damals auf meinem Brautritte nach dem schönen nahe gelegenen Thumenau. Der heutige Ritt war ein ernster und meine Stimmung eine ganz andere, als diejenige war, die mich vor vierzehn Jahren so glücklich machte. Jetzt war der brennende Mittag des Lebens für mich erschienen und eine schwere Bürde sollte auf mir lasten.

Beim Eintritt in die Räume der Präfektur begrüßten mich bekannte freundliche Gesichter. Es waren noch die alten Bureauchefs und einige der Präfekturräte, die ich vor vierzehn Jahren bei Baron Brett gesehen hatte. Da faßte ich sogleich guten Mut und dachte an die Weissagung meines alten Gönners Choppin d'Arnouville, der mir gesagt hatte: hier werden Sie einst Präfekt sein. — Die imponierende Gestalt des Nestors der Präfekten und sein gebieterisches Wesen schwebten

---

*) Sonderbar! Dieser Schimmel war ein Preuße; ich hatte ihn von einem preußischen Major auf seinem Durchmarsch in Kehl gekauft. Man wird sich erinnern, daß im Jahre 1849 die preußischen, hessischen und badischen Truppen den Aufstand Struwe, Hecker und Konf. am badischen Oberrhein niedergeschlagen hatten und ihren Rückzug in ihre Garnisonen Mainz, Coblenz, Darmstadt u. s. w. antraten. Damals dachte ich nicht, daß die preußischen Rosse einst das Gefilde von Fröschweiler und meine eigenen Felder zerstampfen würden. Glücklicherweise hatte mein Schimmel keine politischen Leidenschaften. Er trug zwei Jahre lang treu und redlich seinen französischen Präfekten; er trug ihn sogar stolz und fromm, als dieser im Juli desselben Jahres den Präsidenten Louis Napoleon bei seinem Einzuge in Colmar begleitete.

mir vor; auch er hätte dem roten Gespenst die strenge hohe Stirne geboten. Sein Beispiel und sein Andenken waren mir jetzt recht lebhaft gegenwärtig; nur gelobte ich mir im stillen, eine bessere wachsamere politische Polizei anzuschaffen, als die seinige in Straßburg war.

In einigen Tagen kam auch meine teure treue Frau, und sie kam nicht allein, sie brachte mir ihr niedliches Söhnlein mit, welches sie mir im Monat Dezember in Schlettstadt geschenkt hatte.*)

Die Gesellschaft in Colmar lernten wir bald kennen und wurden von ihr eigenst freundlich bewillkommt, weil mein Vorgänger im Amte ein Junggeselle war und sich um die Geselligkeit nicht viel Mühe gegeben hatte. —

Die Veränderung, die in der Damenwelt seit jenem im Jahre 1835 in Colmar zugebrachten Abende vorgegangen war, fiel mir sehr auf. Fräulein, mit welchen ich damals getanzt hatte, waren gesetzte Damen geworden, die ich nicht erkannte, und die jungen Damen von jener Zeit bildeten schon die Galerie auf den Bällen. Die Herren, obgleich auch fünfzehn Jahre älter, erkannte ich doch sogleich wieder. Ihre Gesichtszüge hatten sich wenig verändert; nur bemerkte man bei jedem Stande die demselben eigentümliche charakteristische Amtsmiene, die meistens erst im dreißigsten Jahre angenommen wird: die Beamten, behäbig geworden durch die sitzende Lebensweise, trugen das Gepräge der ehrlichen Schlichtheit ihrer Stellung; die Magistratspersonen hingegen hatten jede nach ihrem Rang in der Magistratur etwas pfauenhaft Feierliches an sich, doch nur in der äußeren

*) Im Zivilgeburtsschein ist der kleine Schlettstadter Citoyen mit den Namen „Wolf Friedrich“ bezeichnet, die ihm in der heiligen Taufe beigelegt worden.

Form, an die man sich gewöhnen mußte, um sie nicht lächerlich zu finden.

Im Salon, wo die Herren natürlich im schwarzen Frack erschienen, glaubte man stets ihre roten, mit Hermelin besetzten Talare um ihre steifen Gestalten wallen zu sehen. Die Richter und Präsidenten des Appellhofes besonders zeichneten sich durch diese Eigentümlichkeit aus; unter ihnen war die auffallendste Erscheinung der erste Präsident („Monsieur le premier," wie man ihn nannte), Herr Rossé, derselbe, welcher in Straßburg die Verhandlungen des Gerichts in dem Prozesse gegen Louis Napoleon geleitet hatte.

Diese an sich sehr ehrbare, pflichttreue, auf ihre alten Traditionen mit vollem Rechte stolze Magistratur wurde mir nach und nach sympathisch und meine Beziehungen zu ihr blieben stets die freundlichsten. Die Herren hatten sämtlich mit meinen Vorgängern auf gespanntem Fuße gelebt, weil gewisse Rivalitäten und Rangstreitigkeiten vorgekommen waren und zu unangenehmen, unnützen Reibereien geführt hatten.

C'est si bête les petites choses! und doch sind diese petites choses oft von der höchsten Bedeutung im öffentlichen Leben; ich hatte das Glück, jene kleinen Reibereien ganz vergessen zu machen.

Der kommandierende General war Rillet, der in Provins das dort garnisonierende Ulanenregiment geführt hatte und mir damals schon befreundet gewesen war; an ihm fand ich nun in Colmar in ernsten schwierigen Zeiten eine zuverlässige vertraute Stütze. Der Bischof war Monseigneur Räß, zugleich Bischof von Straßburg.*)

---

*) Heute ein beinahe 90jähriger Greis, dessen freundschaftliche Ge-

Unter den höheren Beamten und in der Gerichtsbarkeit fand ich die meisten Jugendbekannten und Freunde wieder, die mir in Weißenburg zur Seite gestanden. Der Rektor der Akademie war Herr Vivien, mein alter Lehrer, der mich auf meiner Schweizerreise begleitet hatte.

Die Bureauchefs und Beamten waren tüchtig, desgleichen auch die Präfekturräte und der Generalsekretär; dieser letztere die lebende Überlieferung der Departementsverwaltung.

So umgeben und treulich unterstützt konnte ich den allgemeinen Interessen und der öffentlichen Sicherheit des Departements meine volle Zeit und meine Kräfte widmen.

Sogleich machte ich meine erste Rundreise im Lande und besuchte besonders alle Mittelpunkte der großen elsäßischen Industrie; überall wurde ich gut und ehrerbietig empfangen, sowohl von der Bauernbevölkerung als von der Arbeiterklasse.

In manchen großen Fabriken, wie in Giromagny bei Herrn Boijol, in Wesserlingen bei Roman, Gros und Davilliers, in Münster bei den würdigen Brüdern Fritz und Henri Hartmann, in Gebweiler bei N. Schlumberger und Burckhard, in Bitschweiler bei Isaak Köchlin, auch in Thann, Mariakirch ꝛc. wurden mir wahre Feste bereitet. Die Industriefürsten, ich muß es sagen, legten bei dieser Gelegenheit, jede Geldostentation vermeidend, eine ungewöhnliche Gemütlichkeit und Herzlichkeit zu Tage, die mir beweisen sollten, daß sie nicht nur der Obrigkeit huldigten, sondern auch den ihnen nicht unbekannten Landsmann ehren und feiern wollten, den Landsmann, von dessen Energie

---

sinnungen für mich sich nie verleugnet haben. Im Sommer bewohnte der Kirchenfürst sein Landhaus in Sigolsheim bei Colmar und verkehrte viel mit uns.

und Wachsamkeit sie in schlimmen Tagen Schutz und Hilfe gegen die Anarchie hoffen durften.

In Mülhausen, wie in den übrigen Zentralpunkten der Industrie, fand ich tüchtige, intelligente und der Verwaltung zugethane Männer.

Ich nenne hier mit dankender Freude die Namen Emile Dollfuß, Abgeordneter und Kommandant der Nationalgarde, Emile Köchlin, Bürgermeister, Ferdinand Köchlin, sein Bruder und Josef Köchlin, Beigeordneter des Maires und sein Nachfolger im Amte.

Alle diese Männer waren einmütig entschlossen, jeder anarchistischen Gefahr die Stirne zu bieten, begehrten jedoch von der Verwaltung Beistand und Hilfe im Fall der Not. Allenthalben erwartete man Maßregeln, um schleunigst Truppen requirieren zu können; denn auf die Nationalgarde allein, sagte man mir, könne man sich in ernster Zeit nicht verlassen.

Bei der geringen Zahl der Truppen, die mir im Oberrhein zur Verfügung standen, konnte ich nicht verbergen, daß Eigenhilfe in den einsam, auf große Entfernungen von den Garnisonen liegenden Fabrikorten stets notwendig sein würde, und besprach, die Landkarte vor mir, sogleich diejenigen Schutzmaßregeln, die mir geboten schienen.

In der Stadt Thann, welche in dem von den Garnisonsstädten entferntesten Industriebezirke liegt, wurde mir eine verlassene Fabrik als provisorische Kaserne zur Verfügung gestellt und ich versprach, im Fall der Not davon Gebrauch zu machen; man wird später sehen, wie nützlich diese Maßregel wurde.

Noch waren keine ernsten Unruhen unter den Arbeitern ausgebrochen; doch in manchen Fabriken von 1200 bis 2000

Arbeitern war der Geist des Volkes nichts weniger als friedliebend. Die niederen Arbeitslöhne und die Anstiftungen der Sozialisten erhielten die arbeitende Klasse in einer beständigen Aufregung; sie versprachen dem bethörten Volke eine neue Revolution bei dem baldigen Ablaufe der dreijährigen Präsidentschaft.

Im Jahre 1848 war ein höchst merkwürdiger Zerstörungsakt vorgekommen. Das Dörfchen Dürmenach, aus einzig nur von Juden bewohnten Häuschen bestehend, wurde in Einer Nacht bis auf die Fundamente abgerissen; die Zerstörungswut war so groß gewesen, daß sogar die Steine und Balken der Häuser auf unzählbaren Wagen weggeführt worden waren; wahrscheinlich, damit die Insassen kein Material mehr fänden, um von neuem aufzubauen.

Der Staatsprokurator, der die Untersuchung geleitet hatte, erzählte mir, nach seinem Ermessen und nach der Ansicht der Sachkundigen hätten wenigstens 2000 Menschen an diesem Vandalenakte teilnehmen müssen, weil er in so kurzer Frist vollendet wurde.

Doch diese Gewaltthat stand mit der Arbeiterbewegung in keiner Verbindung; sie war allein nur vom Bauernvolke ausgegangen und von ihm in aller Ruhe und Stille vollführt worden.

Die Bauern, meist in den gierigen Klauen der Wucherjuden jenes Dorfes, hatten für gut befunden, ihre Schuldscheine zu vertilgen und zugleich das Nest ihrer Peiniger zu zerstören. Feuer wurde nicht eingelegt, nur einige Stockprügel den jammernden Juden ausgeteilt, aber keine Gewaltthat an Weibern oder Kindern verübt.

Höchst eigentümlich ist, daß der alte katholische Pfarrer

neben seinem Kirchlein mitten unter den Juden wohnte; seine katholische Herde liegt in Höfen und Weilern rings um Dürmenach zerstreut. Dem ehrwürdigen Herrn wurde mit der größten Ehrerbietung begegnet, jedoch seinen Ermahnungen, von der Zerstörung abzulassen, kein Gehör geschenkt, sondern ihm erklärt: die Juden, niemals ihres Raubwuchers vor den Gerichten geständig, nie von denselben weder überführt noch bestraft, müßten einmal vom Volke selbst gerichtet werden.

Das Urteil des Appellhofes von Colmar in dem gegen die Urheber des Attentats angestrengten Prozesse ist höchst naiv. Da Beweise gegen die mutmaßlichen Thäter nicht anders aufzubringen waren, als durch die interessierten Aussagen der Juden, welche nur die Opfer ihrer Habsucht leidenschaftlich beschuldigten und dadurch ihr Zeugnis zunichte machten, verurteilte das hohe Gericht die Gemeinde Dürmenach, als verantwortlich für die am Privateigentum mit Anwendung der Gewalt verübten Schäden, zu 300 000 Fr. Entschädigungskosten zu Gunsten der Beschädigten. Da aber die Gemeinde nichts besaß und die Entschädigung nur durch Gemeindesteuern hätte bezahlt werden können, so traf es sich, daß die Juden einfach darauf angewiesen waren, sich selbst zu entschädigen.

Dieser merkwürdige Lynch-Akt an den Wucherjuden, ohne sonstige Grausamkeit systematisch ruhig verübt, wurde in jener bewegten Zeit kaum außerhalb des Landes bemerkt, innerhalb desselben sogar durch die rasch auf einander folgenden Begebenheiten von der Mehrzahl bald vergessen; doch hatte er den Fabrikbesitzern einen erschütternden und warnenden Eindruck hinterlassen. Wenn man mit den Juden anfängt, sagten sie, wird man keine Bedenken tragen, die Fabriken und die Werkzeuge der Industrie anzugreifen.

Auch für die Verwaltung war diese Begebenheit ein warnendes Zeichen der Zeit und sie verdoppelte ihre Anstrengungen, um in den entlegensten Orten, wie in den großen Zentralpunkten, die strengste Wachsamkeit auszuüben.

Die Bevölkerung sehnte sich nach Ruhe und nach einer festen, dauerhaften Regierung; ihre Ratgeber und Führer, vor allen der biedere Herr Struch*), Präsident des Generalrates, und sein Freund Herr Humberger hielten treu und redlich zur Verwaltung und bildeten den Kern der konservativen Partei.

Der moralische und politische Zustand der sämtlichen Bevölkerung war durchgehends von der Bangigkeit vor der nächsten Zukunft beherrscht.

Die Arbeiterklasse hatte am 10. Dezember beinahe einstimmig für Louis Napoleon mit den Bauern gestimmt. Ein albernes Lied von ihrer eigenen Erfindung, welches sie vor und nach der Wahl sangen, giebt Zeugnis von der Stimmung, in welcher sie zur Wahlurne geschritten. Die Worte des Liedes lauten ungefähr wie folgt:

Vive, Napoleon, der Held!
Mit ihm kommt Glück und Geld.
Mit Cavaignac kein Sou im Sack —
Mit Napoleon
Den ganzen Lohn!

Auch jetzt noch hofften die Arbeiter alles von Napoleon, sie hofften aber besonders, daß er in sozialistischem Sinne sie gegen ihre Brotherren, welchen sie wegen der niederen Löhne

*) Struch, ein Mann voll Energie und Vernunft, hatte im Oberrhein im Jahre 1848 die provisorische Leitung des Landes übernommen und, wie Lichtenberger in Straßburg, die Pariser Kommissäre der Regierung von den Geschäften fern gehalten.

gram waren, beschützen würde. Nur dadurch kann man sich ihre Art zu stimmen und ihren teilweise aufrührerischen Geist erklären.

Unter diesen Umständen, die übrigens in allen Provinzen Frankreichs so ziemlich dieselben waren, unternahm Louis Napoleon eine Reise in die östlichen Departements, um sich von der materiellen und politischen Lage des Landes, die ihm als eine nicht erfreuliche geschildert worden war, selbst zu überzeugen.

Seine Ankunft im Oberrhein wurde mir vom Ministerium des Innern für die ersten Tage des Juni angekündigt, ohne zu fragen, ob der Empfang, der dem Prinzen von Seiten der Bevölkerung zu teil werden könne, ein günstiger sein würde oder nicht. Die Depesche sprach auch von keinen für die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu ergreifenden Maßregeln; der Minister schien vorauszusetzen, daß in dieser Hinsicht gar keine Gefahr vorhanden sei.

Einige Tage vor der Ankunft des Präsidenten hatte ich meine Polizei in Belfort und in Mülhausen in volle Thätigkeit gesetzt und es gelang den Agenten, mehrere berüchtigte Sozialisten aus benachbarten Departements und der Hauptstadt zu verhaften und polizeilich über die Grenze zu transportieren.

Am Tage der Ankunft war ich mit dem General und einer Schwadron Kürassiere dem Staatsoberhaupte bis an die Grenze des Oberrheins entgegengeritten; dort war von den Arbeitern einer nahen Fabrik ein Triumphbogen errichtet worden und eine ungeheuere von Neugierde erfüllte Bevölkerung erwartete den Auserwählten des 2. Dezember.

Als der vierspännige offene Wagen anhielt, empfing den

Prinzen eine wirklich spontane und stürmische Ovation; die Landbevölkerung besonders war massenhaft erschienen.

Ich trat mit dem General an den Wagen und begrüßte den Präsidenten im Namen des Elsaßes in einer kurzen Ansprache, worauf er verbindlich antwortete: Ich sehe, es ist hier schnell besser geworden. Es war die höchste Zeit; denn Ihr Land war auch noch vor kurzem sehr aufgewiegelt. — Ja, Kaiserliche Hoheit, es ist wohl besser geworden, gab ich zurück; allein das Land erwartet eine dauerhafte Regierung von dem Erwählten des 2. Dezember. — Die muß sich das Land selbst geben, antwortete er und lud mich ein, in seinem Wagen Platz zu nehmen. Ich entschuldigte mich und bat um Erlaubnis, ihn mit dem General zu Pferde begleiten zu dürfen.

Mit einer zustimmenden Bewegung wies er mir den Platz zur rechten Seite des Wagens an, indem er dem General sagte: j'aurai besoin de questionner le Préfet pendant la route; prenez, Général, la gauche du Ministre de la guerre. — Der Kriegsminister General d'Hautpoul saß zu seiner Linken im Wagen.

Nun ging es im scharfen Trab nach Belfort hin. Mein Preuße galoppierte recht flott neben dem Wagenschlage her; der Prinz betrachtete meinen Schimmel und rief mir zu: gutes Pferd! den Reiter habe ich schon einmal reiten sehen; wissen Sie wo, Präfekt? — Plötzlich hatte er mich erkannt und sich des Rittes im Hof von Ham erinnert. Ja, Kaiserliche Hoheit, entgegnete ich, vor Jahren, in einem engen Raum. — Er nickte mir wohlwollend zu und machte eine rasche Bewegung mit der Hand, die sagen sollte: das ist weit hinter uns.

Die beiden Seiten der Straße waren durchwegs dicht mit Landleuten besetzt, die von allen Seiten herbeigeströmt waren,

um den viel Gepriesenen zu sehen und ihn mit ihrem Jubel zu begrüßen.

Doch mitten in dieser langen Ovation brach plötzlich auf einer Anhöhe ein wildes Heulen und Brüllen aus einer dunklen Menschenmasse hervor, die verworren durcheinander schrie: Vive la république, vive Cavaignac, à bas Napoléon!

Im Nu hatten jedoch die berittenen Gendarmen diese mißliebigen Demonstranten mit blanker Klinge auseinander getrieben.

Der alte mürrische General d'Hautpoul rief mir barsch zu: Vous avez donc aussi de la canaille ici, Préfét! Doch der Prinz sagte ruhig: Général, ce n'est pas la canaille du Préfet, c'est plûtot la nôtre, car ils nous ont suivi partout, ce sont les corbeaux de ma route; ils se lasseront bientôt.*) —

Es war dunkel geworden, und als wir in Belfort ankamen, war es vollkommen Nacht.

Die kleine Festung strahlte in hellem Lichte, der Rathausplatz war taghell beleuchtet; die Fenster, alle mit brennenden Lampen und Kerzen versehen, bildeten einen weiten lichtvollen, mit geschmückten Damen besetzten Kreis, von welchem Vivatrufe ausgingen und Blumenspenden herabfielen. In der Mitte des Platzes brannten mächtige Fackeln, deren rote Flammen sich in den Kürassen der im Carré aufgestellten Reiter prachtvoll spiegelten; Kopf an Kopf wogte eine heiter gestimmte, wohlwollende Volksmenge um die heranrollenden Wagen her, und hoch von ihrem Felsenhorste schaute die

---

*) In Besançon hatte ihn ein Schwarm von Sozialisten mit Injurien überhäuft, und er wußte wohl, daß die Anführer desselben ihm überall vorauseilten, um ihre Komödie in allen Orten weiter zu spielen.

ernste, dunkle Citadelle geisterhaft auf den bewegten Schauplatz nieder.*)

Nur mit Mühe und im langsamen Schritt der Pferde konnte der schwere Reisewagen des Prinzen an die Stufen des Rathauses gelangen. Hundert Hände streckten sich dem Ankommenden entgegen; im Wagen aufgerichtet, dankte er lächelnd und sagte: C'est très bien, mes amis, mais je n'ai pas l'habitude de donner la main à tout le monde. — Eine etwas maliziöse Anspielung auf Louis Philipps Popularitätshascherei.

Die paar Worte hatten den stürmischen Applaus für einen Augenblick unterbrochen; doch als der Präsident mit seinem kleinen Gefolge in den prächtig erleuchteten großen Empfangssaal des Stadthauses eintrat und ihm die Damen mit Blumensträußen entgegenkamen, brach in dem festlich geschmückten Raum lang anhaltend ein wirklich enthusiastisches Vivatrufen aus. Die alten Veteranen Belforts ließen es an energischen Rufen von „Vive l'Empereur!“ nicht fehlen; Napoleon lächelte und winkte ihnen beschwichtigend zu, als wolle er sagen: pas encore!

Nach den ersten Vorstellungen der Municipalität und der Behörden des Bezirks, die ich zu besorgen hatte, stellte der Bürgermeister von Belfort die sehr hübschen und eleganten Damen dem Prinzen vor. Dieser sprach galant und freundlich mit allen ein paar Worte und nahm huldvollst die Einladung zum Diner und Ball entgegen.

Das Festmahl war pünktlich um 9 Uhr serviert und dauerte kaum eine Stunde, während welcher zwei Militärkapellen abwechselnd spielten. Es wurde wenig gesprochen, doch unterhielt

*) So düster schaute sie herab, als sehe sie in der Ferne Bourbaki und die Flucht seines geschlagenen Heeres.

sich der Prinz zu wiederholten Malen mit Herrn E. Dollfuß, dem Abgeordneten von Mülhausen und Kommandanten der Nationalgarde, der zu seiner Rechten saß, und mit seinem Nachbarn zur Linken, dem Bürgermeister von Belfort; mein Platz war ihm gegenüber zwischen dem General und dem Obersten der Kürassiere. Einmal sah ich, daß er heiter lachend mit Dollfuß über mich sprach und sah ihn fragend an; da trank er mir auf englische Art zu und sagte halb laut: au bon souvenir d'autrefois! — und, sich an Dollfuß wendend, setzte er schelmisch hinzu: Oh, il garde bien ses prisonniers!

Kein öffentlicher Toast wurde ausgebracht, Napoleon hatte sich jede Manifestation verbeten. Er war augenscheinlich müde von den Strapazen der langen Reise und hob die Tafel schon vor 10 Uhr auf.

Nach Tische und vor dem Balle trat er an mich heran, drückte mir sehr warm beide Hände und sagte: Ihre Zuvorkommenheit für mich in Ham schwebt mir noch recht lebhaft vor; ich freue mich, Sie auf meinem Wege wiederzufinden und werde Sie nie vergessen. Morgen früh vor der Parade, die um 9 Uhr stattfinden soll, bitte ich Sie, zu mir zu kommen; ich muß mit Ihnen eine längere Unterredung pflegen über so vieles, das ich zu wissen wünsche, und über manches, das Sie nur von mir hören können. —

Kurz nach Eröffnung des Balles zog sich der Präsident unbemerkt zurück, während seine Umgebung noch länger in der Gesellschaft blieb. Die Suite des Prinzen bestand, außer dem Kriegsminister General Hautpoul, in Oberst Vaudray (dem berüchtigten Artillerieobersten von Straßburg), von Beville, Oberst im Generalstab, Mocquard, Privatsekretär und Toulongeon,

Artilleriehauptmann, der auf dieser Reise die Stelle eines Quartiermachers versah.

Den folgenden Morgen fand ich mich punkt acht Uhr beim Prinzen ein. Er war schon in der Uniform eines Generals der Nationalgarde, mit dem Großkreuz der Ehrenlegion geschmückt und vollkommen bereit, die Parade abzunehmen; vor ihm auf einem Tischchen lag die Generalstabskarte des Elsaßes ausgebreitet. Als ich eintrat, sagte er nach der üblichen Begrüßung: ich habe Ihr Departement hier auf der Karte durchflogen. Es ist fast zu umfangreich und zu bevölkert für einen einzigen Präfekten und nur zwei Unterpräfekten; wollen Sie nicht einen dritten Mitarbeiter begehren?

Nachdem ich ihm bewiesen hatte, daß, wenn sie thätig seien, drei Verwalter genügen könnten, fragte er, ob die beiden Unterpräfekten tüchtig und zuverlässig wären, und da ich dies bejaht hatte, forschte er mich nach allen Richtungen hin scharf aus. Er fragte, wie viel Gemeinden ich habe, welche Bevölkerung, wie sich dieselbe nach ihrer Anzahl in die verschiedenen Kulte teile, wie sie bei der letzten Wahl gestimmt habe und wie jetzt, in diesem Moment, der Geist und die Stimmung derselben zu beurteilen sei, welche politische Ansicht die Fabrikherren beherrsche u. s. w.

Ich erteilte kurz die gewünschten Erklärungen und gab schließlich die Versicherung, daß die Wähler des Oberrheins bei der nächsten Präsidentenwahl abermals beinahe einstimmig für den Prinzen Napoleon stimmen würden, und führte, da er mitunter deutsch sprach, mit andern Beweisgründen auch das Lied der Arbeiter an, welches der geneigte Leser schon kennt: „Mit Cavaignac kein Sou im Sack, mit Napoleon den ganzen Lohn.“

O, lachte er vergnügt, so etwas aus dem Volksmunde ist treffender, als alle Ministerberichte; allein hören Sie mir jetzt aufmerksam zu und behalten Sie streng für sich allein was ich Ihnen sagen werde. Sie kennen hinreichend die gespannten Verhältnisse zwischen meiner Person und dem gesetzgebenden Körper. Diese Versammlung, zusammengesetzt von Männern aller Parteien, von denen die eine die andere überlisten möchte, während doch keine stark genug ist um die Oberhand zu gewinnen, diese Versammlung, sage ich, geht blindlings der Ablaufsperiode meines Mandats entgegen, ohne Entschluß und ohne einzusehen, wie gefahrvoll für Frankreich ein nochmaliges Provisorium sein wird.

Die Konstitution widersetzt sich der Neuwahl des Präsidenten und, diesen Abschnitt der Verfassung umzuändern resp. auszuschließen, ist der Wunsch eines Teils der Kammer, nicht der Mehrheit, jedenfalls aber der Wille der großen Masse des Volkes. Nun hat sich in Paris und in mehreren Provinzen eine starke Bewegung kundgethan, welche, wie Sie wissen, durch unzählige Bittschriften an die Kammer und durch Adressen der Gemeinderäte die Revision der Verfassung dringlichst begehrt.

Diese Bewegung wird einen nützlichen Eindruck auf die Kammer ausüben und sie zur einzigen friedlichen Lösung der politischen Lebensfrage drängen; ich wünsche, daß die Thätigkeit und der legitime Einfluß der Präfekten in dieser Richtung auf die Generalräte und Gemeindevertretungen einwirke.

Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß wir vielleicht sehr ernsten Zeiten entgegengehen und daß die energische Mitwirkung aller notwendig sein wird, um das bedrohte Staatsschiff in den Hafen der Ruhe führen zu helfen; auf die Präfekten kann

ich in jeder Beziehung zählen, aber sie müssen auf allen Punkten vorbereitet sein.

Wie viel haben Sie Truppen im Oberrhein?

Kaiserl. Hoheit, ungefähr 2200 Mann Infanterie, 1600 Reiter und sechs Batterien Artillerie.

Ist das nach Ihrer Ansicht hinreichend, um überall die Ordnung und Ruhe des Landes aufrecht zu erhalten? Bedenken Sie, daß Sie eine sehr ernste Verantwortlichkeit haben. —

Sire, wenn die Truppen, wie ich es überzeugt bin, der Führung ihrer tüchtigen und treuen Chefs gehorsam bleiben, so stehe ich für die Ruhe und Sicherheit des Landes.

Nun, Ihre sämtlichen kurzen Antworten haben mich beruhigt. Bis jetzt traute ich Ihren Rheindepartements nicht viel Gutes zu; sie haben in den vorhergehenden Jahren so toll gestimmt, scheinen jedoch eine vollkommene Umkehr gemacht zu haben.

Ja, kaiserl. Hoheit, die Lage hat sich seit dem 10. Dezember 1848 in politischer Hinsicht bedeutend gebessert und ich hoffe, die Bevölkerung wird ruhig bleiben.

Nur in Mülhausen ist in diesem Moment die Stimmung der Arbeiter eine aufgeregte, und ich befürchte für morgen eine sozialistische Demonstration, aber keinen Aufstand.

O, erwiderte er, an Kundgebungen wie die gestrige bin ich gewöhnt worden und lege ihnen keine große Wichtigkeit bei; das hört auf, sobald die Leute nüchtern werden.

Nach dieser Unterredung, die eine halbe Stunde gedauert hatte, wurde gefrühstückt; niemand war zugegen als ich und nun sprach der Prinz von den verschiedenen Persönlichkeiten, die wir in Mülhausen und Colmar treffen würden und zeigte sich schon im voraus trefflich über die meisten unterrichtet.

Die Parade, vom schönsten Sonnenschein begünstigt, war schnell abgeschritten, beim Defilieren der Truppen herrschte tiefe Stille.

Nach der Revue stellte ich dem Prinzen den Unterpräfekten von Belfort, Graf St. Céran, an der Spitze seiner zahlreichen Bürgermeister und Gemeinderäte vor.

Die Landleute, alle in ihrer elsässischen bunten Kleidung, eine fröhliche Volksmenge, empfingen den Präsidenten mit lauten stürmischen Rufen: „Vive l'Empereur!“ Napoleon erwiderte nichts, sondern schritt durch die Reihen der Männer und redete sie einzeln in deutscher Sprache an, was eine große Freude unter den Leuten verbreitete.

So hatte sich also der erste Empfang des Präsidenten im Bezirke Belfort zu einem ausnehmend günstigen gestaltet.

In der besten Laune und unter dem Jubel der Volksmasse bestieg er seinen Reisewagen, in welchem ich gegenüber von ihm Platz nehmen mußte, und in raschem Tempo ging es Mülhausen zu.

Die schöne, sechs Meilen lange Straße war wieder in der Nähe der zahlreichen Dörfer auf beiden Seiten dicht besetzt und die Begrüßung war dieselbe spontane, wie die gestrige.

Die Hitze war drückend, der Minister Graf d'Hautpoul schnarchte hohl neben dem Prinzen, und Mocquard nickte neben mir auf seinem Sitze ein.

Napoleon und ich schliefen nicht, doch beobachteten wir lange ein tiefes Schweigen; jeder von uns war noch in Gedanken mit der Unterredung des frühen Morgens beschäftigt.

Ein paar Worte, welche der Prinz in deutscher Sprache an mich richtete, bewiesen mir, daß er über das besprochene Thema nachdachte.

So ließ er z. B. von Zeit zu Zeit die Worte fallen: Nichts durch Eifer provozieren, sondern überall versöhnend und nie leidenschaftlich auftreten! Jede Kollision zwischen Truppe und Volk muß so viel wie möglich vermieden, Truppen nur im Notfall, aber dann energisch und in Mehrzahl verwendet werden. General Rillet ist ein guter Haudegen, allein er muß geleitet und gemäßigt werden.

Ich bemerkte, daß der Staatsprokurator von Colmar, Herr Suef, mit dem früheren Präfekten in Konflikt geraten sei, weil er sich angemaßt habe, auf eigene Faust Truppen zu requirieren und das oft unnötigerweise.

Er antwortete: Ich habe schon dem Kriegsminister Befehl erteilt, den Generalen einzuschärfen, daß sie nur den Requisitionen der Präfekten Folge zu leisten haben; im Fall der Not, wenn der Präfekt auf andern Punkten beschäftigt und abgehalten ist, kann sein Stellvertreter, aber nicht das Gericht, Truppen requirieren. Das werde ich Ihrem General eingehend erklären. Stehen Sie gut mit Rillet? — O ja, Sire, er ist ein alter Freund und beweist mir unbedingtes Vertrauen. — Das ist recht, General und Präfekt müssen Hand in Hand gehen; Rillet ist nur Brigadegeneral, folglich ist Ihr Rang über dem seinigen; schwieriger wird die Lage, wenn ein Präfekt einem Divisionsgeneral gegenübersteht; da giebt es oft Reibungen, die nichts taugen. —

Als wir auf einem Höhepunkte die Schweizerberge mit ihren schneebedeckten Hörnern erblickten, sagte Napoleon träumerisch vor sich hin: wie eigentümlich! als ich dort in jenem Lande war, wollte ich hier sein und jetzt zieht es mich unwiderstehlich dorthin. — Dann verfiel er in stilles Nachdenken und sprach kein Wort mehr.

Der Minister schnarchte fort und Napoleon sah ihn von Zeit zu Zeit spöttisch lächelnd an, jedoch ohne jede Bemerkung. Mocquard, der nur scheinbar geschlafen hatte, machte zur deutschen Unterhaltung, die er nicht verstand, eine bittere Miene und erlaubte sich zu sagen: Monseigneur, Voltaire appelait la langue allemande „la langue des chevaux." Napoleon erwiderte: Mon cher Mocquard, Voltaire était un grand sot en disant cela, comme tous ceux qui se mèlent de parler des choses qu'ils ignorent. — Mocquard schwieg und biß sich in die Lippen.

Beim Pferdewechsel in Aspach war der Prinz einen Augenblick ausgestiegen, da sah mich Mocquard boshaft an und sagte:

Monsieur le Préfet, vous parlez familièrement au Prince. Ich gab zurück: Qu'en savez-vous encore? c'était de l'allemand, je ne me suis toujours pas permis de dire au Prince qu'il parle la langue des chevaux; d'ailleurs, si le Prince trouve que je suis trop familier, il me le dira lui-même et n'en chargera personne.

Der Bittere, dessen unverschleierter Lakaienneid mich belustigte, biß sich wieder in die Lippen und der Kriegsminister erwachte endlich aus seinem Schlummer.

Vor Mülhausen war die Nationalgarde der Stadt und diejenige der Umgegend zugleich mit einem Regiment Kavallerie und einem Regiment Infanterie auf dem Manöverplatz in Parade aufgestellt.

Als der Wagen anhielt und Trommeln und Musik den Fahnenmarsch anstimmten, brach eine ungeheure Unordnung in den Reihen der Nationalgarde aus. Da wir noch weit entfernt waren, sagte Napoleon zu mir: Allez donc vite voir ce que

cela peut être et tâchez de remettre de l'ordre dans le rangs de la garde nationale.

Ich warf mich auf das erste beste Pferd der Suite des Prinzen und sprengte vor die Front des aufrührerischen Bataillons, das die Gewehrkolben schwingend „Vive la république, à bas les princes!“ u. s. w. brüllte.

Der ehrwürdige Kommandant E. Dollfuß gab sich alle Mühe, einen Augenblick Ruhe zu bewirken und mir Gehör zu verschaffen. Dreimal schwang ich meinen mit Federn geschmückten Dreimaster, zum Zeichen, daß ich reden wollte — umsonst! der Tumult nahm zu, die Reihen waren aufgelöst, und die Leute vergriffen sich sogar an denjenigen ihrer Offiziere, die sie zum Stehen zwingen wollten.

Als ich sah, daß alle Vernunft gewichen war, eilte ich zurück und bat den Prinzen im Wagen zu bleiben und nach dem Rathause zu fahren, wo eine Abteilung Infanterie aufgestellt und jede Manifestation unmöglich wäre. Non, sagte der Prinz, faites éloigner toute escorte et donnez l'ordre aux postillons d'aller au pas, je veux laisser passer sur moi ce petit orage, demain ce sera tout autre chose.

So geschah es; wir fuhren ohne Bedeckung, von einem ungeheuern Schwarm von Arbeitern und Landleuten begleitet, dem Innern der Stadt zu. Anfangs manifestierten noch einige Anstifter, wurden jedoch von den Bauern und Arbeitern verdrängt und überschrieen, und diese brüllten nun „Vive Napoléon“ aus vollen Hälsen bis zum Rathause.

Napoleon, der gewandte Inscenierer von Effektakten, hatte ganz richtig auf das Gegenstück zur Kundgebung der uniformierten Bürger gerechnet und sagte lachend: Vous voyez où

je trouve le meilleur appui; j'ai bien fait de marcher au pas. La revanche est complète.

Im Rathause waren die Spitzen der Gemeinde und die ehrbare Handelskammer von Mülhausen versammelt, und ein anständiger, sogar warmer Empfang wurde dem Prinzen zu teil. Der Alterspräsident der Handelskammer, Herr Isaak Köchlin, sagte: Prinz, Sie müssen uns eine stabilere Zukunft sichern. — Das müssen Sie und Ihre Freunde besorgen, entgegnete Napoleon lachend.

Nach einer Stunde Aufenthalt in der Industrieausstellung wurde ein einfacher Lunch, bestehend aus kalten Speisen und reichlichem Champagner serviert, und gegen vier Uhr Abends verließen wir die große Fabrikstadt, um per Eisenbahn nach Colmar zu fahren.

Die Abfahrt verlief ohne besondere Demonstration; die Menge, die sich vormittags müde geschrieen hatte, verhielt sich ehrfurchtsvoll ruhig.

Während der ganzen Reise schlief der Präsident im Salonwagen und erwachte erst als der Zug in Colmar anhielt.

Der Einzug in die Hauptstadt des Departements geschah zu Pferde; die Nationalgarde bildete Spalier auf der rechten, die Linientruppe auf der linken Seite. Das Volk jubelte allerlei durcheinander, doch die Rufe „Vive Napoléon" übertönten alle andern. In den Reihen der Nationalgarde herrschte Ruhe.

Das Hotel der Präfektur (jetzt das städtische Amtshaus) war damals ein sehr bescheidenes, an der Hauptstraße gelegenes Gebäude, ohne äußeren Hof und folglich dem Straßentumult vollkommen ausgesetzt. Sobald wir abgestiegen waren, ließ

der General Rillet die Straße absperren und durch Linientruppen besetzen.

Der Prinz hingegen, der das bemerkt hatte, gab Befehl, die Straße freizulassen, indem er lächelnd sagte: Ils croiraient que j'ai peur de leurs cris; je veux savoir ce qu'ils vont crier.

Auf der Treppe empfing den Präsidenten meine Frau mit ihrer Mutter, ihrer Schwester und ihrem würdigen Vater, die damals alle bei uns auf Besuch waren. Das Staatsoberhaupt zeigte sich trotz seiner großen Müdigkeit sehr galant und zuvorkommend.

Die Suite des Prinzen hingegen war mehr oder weniger unangenehm. Der Kriegsminister beklagte sich bitter, daß man den Obersten Vaudray bevorzugt und denselben wie das übrige Gefolge in der Präfektur untergebracht habe, während er, der Minister, in einer Privatwohnung logieren sollte. Ich sagte, mich entschuldigend, es sei auf höchsten Befehl so geschehen und fügte hinzu, mein Wagen stehe zu seiner Verfügung bereit, um ihn hin und her zu führen, wie und wann er es wünsche. Da brummte er vor sich hin: Ah, voilà les favoris de l'espèce Vaudray qui dominent. — In demselben Augenblick trat Oberst Vaudray barsch an mich heran und schrie laut: Vous avez des canailles à votre service, Monsieur le Préfet! Votre groom, en tenant mon étrier, à l'arrivée, me dit brutalement: Colonel, c'est moi qui vous ai arrêté à la Finkmatt. — Oh, erwiderte ich, cela m'est très pénible pour vous, j'ignorais que cet homme avait si bien fait son devoir, sans quoi il n'aurait pas paru devant vous, mais le malheur n'est pas grand, je vais lui donner 20 frcs. de votre part et il se taira.

Vaudray drehte uns den Rücken und der Minister klopfte mir treuherzig auf die Schultern, indem er sagte: Bon petit Préfet! en voilà un qui a eu son paquet, il ne s'en vantera pas.

Und von dem Augenblick an war der Minister besserer Laune und für mich voll Artigkeit.

Während des Diners, das um acht Uhr serviert wurde, und an welchem außer dem Prinzen, seiner Suite und meiner Familie nur der General Rillet und die beiden Obersten der Infanterie und der Kavallerie teil nahmen, war man sehr schweigsam; die Kapelle des Infanterieregiments ließ unter den Fenstern ihre rauschendsten Weisen vernehmen und die Volksmenge mischte ihr Brausen und Schreien in die an sich schon betäubende Musik.

Faites retirer la musique, rief der Prinz einem Adjutanten zu, j'aime mieux les cris du peuple.

Als die Musik schwieg, hörte man nur noch die gellenden Rufe der Straßenjungen und des Pöbels. Es war schwer zu vernehmen, was eigentlich gerufen wurde, denn alle erdenklichen Töne klangen und verklangen durcheinander; da wandte sich der Präsident wieder zu seinem Adjutanten und sagte: Allez entendre ce qu'ils disent.

Der Offizier meldete, daß die einen „vive Napoléon“, die andern „vive la république“ schrieen und daß beide Parteien sich gegenseitig im Schreien zu überbieten suchten.

Gegen zehn Uhr zog sich der Prinz in sein Schlafzimmer zurück, klagte über heftige Kopfschmerzen und begehrte ein Fußbad; während er dasselbe nahm, ließ er mich rufen und trug mir auf, ihn bei den Damen zu entschuldigen, da er sehr der Ruhe bedürfe. Indem er mir die Hand reichte, sagte er verbindlich:

Bonne nuit, mon cher Préfet! Ne vous chagrinez pas de ces démonstrations contraires; on ne peut pas les éviter; demain tout sera changé. Je suis du reste satisfait de ce que j'ai vu dans votre département. —

Als ich in den Salon zurückkam und das Getöse vor dem Hotel der Präfektur nicht aufhören wollte, bat ich den General, die Straße in aller Stille räumen und absperren zu lassen. Das geschah ohne Mühe und in solcher Ruhe, daß der Prinz es kaum hören konnte.

Um die elfte Stunde war alles still geworden und der hohe Gast der Präfektur schlief fest, als ich mich bei seinem Kammerdiener nach ihm erkundigte. Wenige Augenblicke nachher lagen Stadt, Präfektur und ihre sämtlichen Insassen in so tiefe Ruhe versenkt, daß man nicht hätte glauben sollen, es sei ein Napoleon in Colmar eingezogen.

Einen Teil der Nacht benützte ich noch, um für morgen polizeiliche Maßregeln vorzuschreiben und erhielt von meinem Hauptagenten die Versicherung, daß alle Ruhestörer festgenommen und dieselben erst lange nach der Abreise des Prinzen freigelassen würden, so daß diese unliebsamen Fremden auch in Straßburg nicht manifestieren könnten. Zugleich wurde berichtet, daß unter dem Volke in Colmar und den Nationalgarden der Umgegend eine günstige Reaktion sich kundgegeben habe, und die Parade des kommenden Tages zu einer wahren Ovation Anlaß geben würde.

Die Nachtruhe war kurz; denn schon um sechs Uhr morgens ließen die Musikbanden der heranmarschierenden Bataillone der auswärtigen Nationalgarden keinen Schlaf mehr über unsere müden Lider kommen.

Um sieben Uhr ließ mich Louis Napoleon zu sich rufen.

Ich fand ihn ganz bereit, in großer Uniform, mit weißen Hirschlederhosen und hohen Reitstiefeln, das große rote Ordensband schon über dem Marschallsfrack, den Hut mit weißen Federn unter dem Arm. Er begrüßte mich freundlich mit den Worten:

J'ai bien dormi sous votre toit hospitalier, mon cher Préfet, le repos m'a guéri de ma migraine; je vous ai fait appeler pour convenir avec vous de tous les détails de ma journée; car je dois vous quitter, pour me rendre à Strasbourg, dans la soirée.

La parade à huit heures, les réceptions officielles à dix heures, le déjeuner dînatoire à midi. Vous aurez la bonté de vous entendre avec Béville pour les invitations, il en a la liste. Béville, qui est chargé des dépenses de ma route, vous remettra les fonds pour vous couvrir de vos obligeantes avances. Mon départ pour Strasbourg reste fixé pour deux heures.

Nachdem er dieses Programm des Tages kurz erwähnt hatte, zog er eine Banknote von 500 Fr. aus der Brusttasche und drillte das Papier einige Minuten wie eine Cigarette zwischen den Fingern, indem er beinahe verlegen fortfuhr:

A propos, je veux laisser un petit souvenir de mon entrée dans votre département aux ouvriers qui m'ont si cordialement reçu à la frontière. Combien pensez-vous qu'il y avait là d'ouvriers réunis?

Als ich antwortete, jene Fabrik an der Grenze beschäftige nahe an 600 Arbeiter, reichte er mir lächelnd den Notenschein und sagte: Faites distribuer ces 500 frcs. entre ces braves gens; je suis peiné de ne pas pouvoir être plus magnifique, mais, vous le savez, schloß er in deutscher Sprache, die Her-

ren Deputierten haben ihre weise Sparsamkeit dadurch beweisen wollen, daß sie mir die Mittel verweigerten, als anständiger Präsident ihrer Republik aufzutreten. Das wird auch anders werden! — setzte er lächelnd hinzu.

Die Parade verlief sehr glänzend, vom schönsten Wetter begünstigt und unter den stürmischen Vivatrufen der zahlreichen Nationalgarden, welche eine Revanche für den Tag von Mülhausen hatten bereiten wollen.

Nach der Parade empfing den Prinzen die Frau Präfektin, umgeben von ihrer Familie, mit welcher er sich sehr artig und zuvorkommend unterhielt, bis die Flügelthüren des Salons weit aufgingen und ein Gerichtsherold die Worte vernehmen ließ: La haute Cour d'Appel de Colmar!

Die 34 Herren in roten, mit Hermelin besetzten Talaren und roten Baretts, der Präsident Rossé an ihrer Spitze, wurden von letzterem mit folgenden Worten vorgestellt:

Prince, les Magistrats de la Cour de Colmar présentent leurs hommages à l'élu de la nation; cette haute compagnie a toujours su remplir ses devoirs même lorsqu'ils étaient pénibles et douloureux. —

Monsieur le Président, je le sais mieux que personne, entgegnete lächelnd der Prinz und entließ, ohne ein Wort hinzuzufügen, die rote Versammlung, die wohl eine bessere und längere Entgegnung erwartet hatte.

Nach dem hohen Gerichtshofe erschien die Geistlichkeit beider Konfessionen, dann das Civilgericht mit allen Friedensrichtern des Departements, die Civilbeamten von Colmar und endlich die lange Reihe der Bürgermeister von den Unterpräfekten und dem Präfekturrate geführt. Das war eine lange Vorstellung, welche der Prinz benützte, um hie und da passende

Ansprachen und freundliche Worte fallen zu lassen. Das Richtige und Fesselnde wußte er mit Gewandtheit anzubringen.

Während des Diners, an welchem alle Spitzen der Civil- und Militärbehörden und die hervorragendsten Mitglieder des Generalrates mit ihrem Präsidenten Struch teilnahmen, sprach der Prinz, heiter gestimmt, nur mit meiner Schwiegermutter, die ihm zur linken Seite saß und mit meiner Frau, welche ihm zur rechten sitzend, die Honneurs der Tafel machte. Die übrige Gesellschaft unterhielt sich in belebtem Gespräche, so viel es die lärmende Musik gestattete.

Nach aufgehobener Tafel hielt der Prinz einen Cercle und ließ sich die einzelnen Herren vorstellen. Punkt drei Uhr verabschiedete er sich bei den Damen des Hauses auf das artigste und fuhr, begrüßt von der jubelnden Volksmenge, im offenen Wagen zum Bahnhof, um seine Reise über Straßburg fortzusetzen.

Beim Abschied lud er mich sehr freundlich für die kommenden Tage zu den Straßburger Festlichkeiten ein.

Als mir nach der Abreise des Präsidenten die Begebenheiten der zwei verflossenen wichtigen Tage mit allen ihren Einzelheiten vorschwebten, konnte ich folgende bedeutende Resultate daraus entnehmen und meine Direktive für die nächste Zukunft erkennen.

Im großen ganzen war der Empfang, der dem Prinzen von seiten der einheimischen Bevölkerung ganz ohne künstliches Schüren zu teil geworden, ein warmer und freudiger gewesen. Bauern und Arbeiter hatten entsprechend ihrer Abstimmung den Präsidenten jubelnd begrüßt.

Die ihm feindlichen Demonstrationen waren — den Beweis davon hatte ich in Händen — von fremden Sozialisten aus-

gegangen. Für die bevorstehende Wahl des Präsidenten konnte ich also auf die große Masse der Wähler rechnen; ich wußte nun, daß diese letztere für Louis Napoleon stimmen würde, auch wenn die Kammer die Verfassung nicht umändern sollte.

Nun blieb die heikle Frage der Auflösung der Nationalgarde von Mülhausen, welche beim Einzug des Prinzen öffentlich das Beispiel der Disziplinlosigkeit und der feindlichsten Gesinnungen gegeben hatte.

Eine bewaffnete Macht, die inmitten einer volksreichen Industriestadt der öffentlichen Sicherheit und Ruhe nicht nur keine Gewähr leistet, sondern vielmehr dieselben bedroht, mußte meiner Ansicht nach unbedingt und augenblicklich aufgehoben werden. Ein Zögern schien mir um so weniger statthaft, als es mir darauf ankam, durch eine prompte, gleichsam ab irato ergriffene Maßregel die nötige und legitime Repression auszuüben, eine Maßregel, deren Folgen und Gehässigkeit ich allein auf mich nehmen und das Staatsoberhaupt unbeteiligt daran erscheinen lassen wollte.

Denselben Tag noch begehrte ich durch telegraphische Depesche vom Minister des Innern die Vollmacht zur Auflösung der strafbaren und gefährlichen Bürgerwehr von Mülhausen und erhielt umgehend von Herrn Baroche die begehrte Autorisation. Am folgenden Tage war die Auflösung ein fait accompli.

Die Entwaffnung war vorausgesehen und alle Maßregeln in der Nacht so schnell ergriffen worden, daß jeder Widerstand eine Tollheit gewesen wäre und die Mülhauser Herren, ganz nüchtern geworden, ihre Waffen in 24 Stunden friedlich der bezeichneten Militärbehörde auslieferten.

Da war mir, wie man sagt, ein Stein vom Herzen ge-

nommen: denn ich mußte eine Kollision zwischen der Nationalgarde und der Linientruppe in Mülhausen befürchten und dieselbe um jeden Preis vermeiden. Man wird später sehen, wie nützlich die Entwaffnung dieser zahlreichen und unverläßlichen Miliz gewesen ist.

Übrigens nach dem deutlichen Wink, den mir Napoleon in Belfort über die Wahrscheinlichkeit eines nahen ernsten Konfliktes gegeben hatte, war kein Zaudern möglich.

Als ich nach Straßburg kam, fand ich den Prinzen allein, in einem entlegenen Salon der Präfektur nachdenklich auf- und abgehen, während seine Umgebung und der Präfekt von Straßburg in den Vorsälen geräuschvoll konversierten. In der Mitte des Salons stehen bleibend, erwartete ich ehrfurchtsvoll den herantretenden Denker, der, mich nicht erkennend, an mir vorüberging, ohne den Blick vom Boden zu wenden. Augenscheinlich hatte er mich für meinen Kollegen von Straßburg gehalten; da die ganz neuen Uniformen genau dieselben, Gestalt und Größe der beiden Präfekten ziemlich ähnlich, war diese Verwechslung begreiflich. Als er wieder auf mich zuschritt, sah ich, daß seine Stirne gefurcht und der Gesichtsausdruck hart und verdrossen war. So hatte ich ihn noch nicht gesehen; was ging an seinem innern Auge vorüber? Dachte er an den verzweifelt tollen Streich des 30. Oktober 1836, an das Scheitern seines damaligen unreifen Planes? War er in Gedanken in dem kleinen unansehnlichen Häuschen in der Findlingsgasse, nächst der Kaserne des Artillerieregiments Vaudray, wo er um drei Uhr morgens das Zeichen der Insurrektion, das Heulen der Sturmglocke vom Münsterturme erwartete? oder in der Finkmattkaserne, wo er verhaftet wurde?

Das alles dachte ich mir und konnte vermuten, daß diese Erinnerungen auch in seiner Seele aufgetaucht waren.

Doch ich irrte mich; er hatte, wie mir mein Kollege später erzählte, eine sehr unliebsame Unterredung mit dem letzteren gehabt und zwar ungehalten über einige Bemerkungen, welche ihm derselbe über die mutmaßliche Stimmung der öffentlichen Meinung am Niederrheine mitzuteilen für nötig gefunden hatte.

Als er mich erkannte, erheiterten sich seine sonst so unbeweglichen Züge plötzlich auffallend, er kam mir entgegen, reichte mir die Hand und sagte: Ah, c'est vous, je vous prenais pour votre collègue, avec qui j'ai eu un long entretien ce matin. — A propos, que ferez-vous de cette garde nationale de Mulhouse, qui fait peur aux honnêtes gens au lieu de les rassurer?

Elle n'existe plus, Monseigneur, elle est désarmée, gab ich zur Antwort.

Oh! c'est trop tôt, rief er lebhaft aus, cela passera pour une colère de ma part.

Pardon, Prince, erwiderte ich, c'est sur moi seul que pourrait tomber ce reproche, car c'est du Ministre de l'Intérieur que me vient l'autorisation, et l'arrêté de dissolution est seul signé de moi. C'est précisément pour mettre la personne de votre Altesse en dehors de cette question irritante, que j'ai saisi le moment où Monsieur Baroche est muni des pouvoirs nécessaires. D'ailleurs, Votre Altesse me permettra de lui faire observer que la conduite inouie de la garde civique de Mulhouse, son indiscipline, ses cris hostiles contre le Chef de l'état, bref, son attitude mena-

çante, exigeaient une répression prompte; afin que l'exemple fût efficace, il le fallait immédiat.

Napoleon nickte zustimmend und sagte: Au fait, cela vous regarde, vous seul en portez la responsabilité. —

Den offiziellen Empfang der Behörden hielt Napoleon in den Salons der Präfektur ab, logierte jedoch mit seiner Umgebung drei Tage lang in dem Gasthofe zur Stadt Paris, wo er zwei große Bankette gab und auch zum Frühstück jeden Tag Gäste einlud.

Der Präfekt von Straßburg hatte keinen Akkord mit dem Wirte abgeschlossen; die dem Oberst Beville vorgelegte Rechnung belief sich auf 25 000 Fr. — eine hübsche Zeche für einen ad minimum reduzierten Präsidenten der Republik.

Als ich dem Obersten die Rechnung für Colmar vorlegte, die sich alles in allem nur auf 2400 Fr. belief, atmete er leichter auf und sagte: Je ne peux pas vous rembourser, mon cher Préfet, nous n'avons plus le sou, il faut que vous attendiez. — Erst nach dem Staatsstreiche wurde mir die vorgestreckte Summe zurückerstattet; auch die Straßburger Rechnung, die jedoch bedeutend geschmälert wurde, mußte sich auf zukünftige bessere Tage bescheiden.

Als Oberst Beville mir seufzend sagte: „Les vivres sont donc bien rares à Strasbourg, parceque l'on nous prend 25000 frcs. pour trois jours", bemerkte ich lachend: Ce ne sont pas les vivres qui sont rares, mais les princes.*)

*) Heinrich IV. von Frankreich, der bekanntlich sehr sparsam und frugal lebte, kehrte einst auf der Jagd bei einem Bauern ein und frühstückte zwei gesottene Eier; und als der Wirt einen Louisd'or (24 Fr.) begehrte, brummte der Bearner halb lachend halb schmollend die Worte: Tudieu! les oeufs sont donc bien rares ici. — Non, Sir, gab der Bauer zurück, pas les oeufs, mais les rois.

Die Feste in Straßburg verliefen programmmäßig und sehr glänzend. Bei der Heerschau, im Theater und überhaupt jedesmal, wenn der Prinz sich zeigte, wurde er freundlich, ja sogar frohlockend begrüßt.

Vor dem Hotel de Paris harrte Tag und Nacht eine ungeheuere Volksmenge, welche nicht satt wurde, den ehemaligen Straßburger Proskribierten mit den Augen zu verschlingen; Neugierde schien mir die vorherrschende Leidenschaft der Menschenmasse.

Den vierten Tag um acht Uhr morgens verließ der Prinz unter Kanonendonner, Glockengeläute und jubelndem Applaus des Volkes Straßburg, das er vor fünfzehn Jahren als Staatsgefangener zwischen zwei Gendarmen in einem Postwagen mitten in der trüben Oktobernacht bangen Herzens hatte verlassen müssen, um in die Verbannung zu wandern.

Während seines Aufenthaltes in Straßburg hatte er jede Gelegenheit benützt, um mich mit der ausgesuchtesten Freundlichkeit zu behandeln. Bei den Banketten war stets mein Platz ihm gegenüber und neben dem General Magnan, damals kommandierendem Divisionär in Straßburg, welcher später im Staatsstreich eine hervorragende Rolle spielte; auf dem Balle bezeichnete mich der Prinz als sein vis-à-vis bei der Quadrille, die er tanzte. Ich erinnere mich sehr wohl und es belustigt mich noch heute, wie die hübschesten vornehmsten Tänzerinnen mir eifrig die Cour machten, einzig in der Hoffnung, dem Prinzen gegenüber Figur und Effekt machen zu können. Als Napoleon am Bahnhofe Abschied von mir nahm, sagte er verbindlich: Ne tardez pas à venir à l'Elysée, je vous dois une revanche pour le fameux déjeuner à Ham. —

So schied ich von meinem ehemaligen Staatsgefangenen,

nicht berauscht von seiner Gunst und nicht stolz darauf, doch jedenfalls befriedigt und wie von einem sonderbaren Zauber erfaßt; mir war als hätte drei Nächte hindurch die Sultanin Scheherazade ein seltsames orientalisches Märchen vorgetragen, über welches ich wachend träumen mußte.

Den 20. Juni 1850 hatte Napoleon Paris wieder erreicht und wir im Elsaß unsere alltägliche Einförmigkeit, die auf der Provinz liegt, wie der alte Flaus auf dem Rücken des Philisters, wieder angenommen.

Der Präsident der Republik veranstaltete, um nun auch der Armee näher zu treten, häufige Truppenkonzentrierungen in den Ebenen von Sartory und St. Maur, bei welchen oft „Vive l'Empereur!" gerufen und überhaupt Napoleon jedesmal sympathisch begrüßt wurde; es kam auch bisweilen vor, daß der Prinz die Offiziere mit Champagner traktierte, und sogleich machte der permanente Ausschuß der augenblicklich vertagten Kammer einen großen Lärm, sprach von militärischen Verschwörungen und plauderte, statt zu handeln.*)

Die Kammer wurde nicht einberufen, aber man agitierte in republikanischen Kreisen und beunruhigte die Hauptstadt.

General Neumeyer**), ein würdiger, ehrlicher Republikaner, der die beiden Divisionen von Paris befehligte, erließ einen Tagesbefehl an seine Truppen, in welchem er jede Mani-

*) Er plauderte so unvernünftig, daß der alte, witzige Präsident Dupin, (derselbe, der zum Hofball Louis Philipps in groben Schuhen kam) sich folgenden Kalauer erlaubte: Cette tribune est comme un puits: quand un seau (Eimer oder Dummkopf) monte, l'autre descend.

**) Neumeyer, einer der biedersten Söhne des Elsaßes, wurde im Jahr 1815 als Hauptmann auf halben Sold gesetzt und schlug sich ehrlich durch, indem er eine kleine Stelle als Straßeningenieur in Wörth bekleidete. Er war beliebt und geachtet. Erst im Jahre 1830 trat er wieder in die Armee.

festation unter den Waffen streng verbot; sogleich berief der Präsident der Republik den General auf einen bedeutenden Posten in der Provinz. General Changarnier, Kommandant von Paris, der bis jetzt nicht recht Farbe bekannt hatte, antwortete auf die Versetzung Neumeyers mit einem verschärften Tagesbefehl von politischer Färbung, in welchem er aufs neue die Manifestationen verbot und sich als Beschützer der republikanischen Kammer entpuppte.

Napoleon enthob sofort den General seines Kommandos. Man war durch dieses kühne Machtdekret in allen politischen Kreisen sehr alarmiert und befürchtete eine Spaltung in der Armee. Doch alles blieb ruhig; Changarnier war in acht Tagen vergessen, nur der Kammerausschuß schrie und schimpfte immer fort, ohne zu handeln.

Während dessen hatte ich in mehreren Fabrikorten Arbeiteraufstände und Streiks zu bekämpfen gehabt, jedoch Gott sei Dank, ohne Blut fließen zu sehen und mit der großen Satisfaktion, durch schnelles energisches Auftreten und gehörige Truppenverwendung die Ruhe überall hergestellt, ja sogar in einem Falle die erbitterten Arbeiter mit ihrem Brotgeber, Herrn Isaak Köchlin in Bitschweiler, dauernd versöhnt zu haben. Bei dieser Gelegenheit war ich glücklich, in dem nahe gelegenen Städtchen Thann Truppen requirieren zu können.*)

Zugleich regten sich auch in Colmar, Mülhausen und andern Städten die sozialistischen Elemente. Die anarchistische Presse, namentlich der in Colmar erscheinende „Républicain du Rhin“ schürte überall die glimmende Asche des Widerstandes, griff die Verwaltung aufs heftigste an, denunzierte mich per-

*) Man wird sich erinnern, daß ich in Thann eine verlassene Fabrik zu einer Kaserne verwendet hatte.

sönlich als Despoten und Aristokraten der Rache der extremen Partei, kurz trieb allen Preßunfug mit Haß und Zorn, aber mit jener Geschicklichkeit, die vor den gesetzlichen Strafen schützen kann.

Das Verwaltungsblatt, das sehr gut und schneidig von einem Herrn Ravenez verfaßt wurde und unter meiner Leitung täglich erschien, schwieg alle Beleidigungen tot und begnügte sich, die entstellten Thatsachen immer der reinen Wahrheit gemäß wieder herzustellen.

Erst als die Präfektur und andere Privathäuser jede Nacht mit roten Kreuzen angestrichen und mir anonyme Drohungen mit Mord und Brand zugestellt wurden, hob ich diese Presse zur großen Freude der ehrlichen Leute, auf.

Mitten in diesen unliebsamen Agitationen, während welchen ich die ministerielle Korrespondenz keiner andern Feder anvertraut hatte, mußte ich die Nächte gebrauchen, um meine Berichte und Vorschläge für den Generalrat, der sich im August versammeln sollte, sorgsam auszuarbeiten.

Die Rechnungsablegung der Ausgaben des verflossenen Jahres (über eine Million Fr.) für die mannigfaltigen öffentlichen Dienste des Departements und die Vorlagen für die Verwendung derselben Summe zur Bestreitung der Bedürfnisse des kommenden Jahres, das waren schon persönliche Verantwortung bedingende strenge Arbeiten, ohne der zahlreichen neuen Projekte zu gedenken, welche jedes Jahr durch die Umstände hervorgerufen oder auf eigene Initiative des Präfekten im allgemeinen Interesse anzuregen waren.

Ich muß gestehen, daß für meine mäßige Arbeitskraft, für meine sanguinisch-nervöse Organisation in so schwierigen Zeiten und mitten in den politischen Unruhen die Aufgabe eine

geradezu aufreibende und zur Verzweiflung treibende war. Wie oft, wenn ich keinen Schlaf mehr finden konnte, warf ich mich aufs Pferd und ritt eine Stunde in ungestümem Rennen auf den einsamsten Wegen. Doch nichts half mir so gut als der Anblick meines kleinen Söhnchens, mit dem ich mich herumbalgte, wenn mich die Arbeit und die Aufregung niederdrücken wollten. Indem ich jetzt ruhevoll auf dem Lande sitze und diese Erinnerungen niederschreibe, denke ich oft: o, wäre mir damals in Colmar nur in der Woche solch eine ruhige Stunde gewährt worden, um wie viel besser und länger hätte ich mein Joch getragen!

Indessen unter den tausend Widerwärtigkeiten und der Ermüdung jener Tage waren mir auch geistige und moralische Genugthuungen mancher Art zu teil geworden. So z. B. wurde ich von dem Verein der Mülhauser Fabrikherren eingeladen, einem erhebenden und zugleich wohlthuenden Feste anzuwohnen und als Ehrenpräsident die Festrede zu halten.

Es handelte sich um die Eröffnung und Einweihung eines aus Privatmitteln gegründeten und zugleich dotierten Versorgungsasyles für alte invalide Arbeiter. Mit achtungsvoller Erinnerung an Mülhausen, an seine humane Sorgfalt für die hilfsbedürftigen Werkzeuge seines Reichtums und an die mächtige schnelle Entwicklung seiner Industrie gedenke ich im hohen Alter noch jener Feier, die mich damals mit der Härte meiner Pflicht als des Hüters der öffentlichen Ruhe wohlthuend versöhnt hatte.*)

---

*) Der geneigte Leser gestatte mir die Schlußworte meiner Ansprache an die Versammlung (ins Deutsche übertragen) hier wiederzugeben; sie versetzen uns lebhaft in jene Zeit.

„Meine Herren! Durch Ihre humane Schöpfung wird auf die praktischste

Jenes Versorgungshaus (meines Wissens das erste in Europa) bahnte den Weg zur Errichtung anderer wohlthätiger Anstalten, namentlich der bekannten Arbeiterwohnungen, welche, getrennt von einander und jede von einem Gärtchen umgeben, dem braven Arbeiter ein trauliches Heim bieten, dessen Eigentümer er in wenigen Jahren werden kann, wenn er ordentlich und sparsam sein will. So hatte also schon vor 36 Jahren Mülhausen den armen Mann reichlich und faktisch bedacht, den armen Mann, an welchen Fürst Bismarck erst kürzlich gedacht und dessen Rechte er so ritterlich verfochten hat.

Eine andere Freude sollte mir in jenen Tagen durch die biedere Bevölkerung Colmars bereitet werden.

„Weise dem braven Arbeiter unter die Arme gegriffen. Nachdem Sie „längst schon das Kind mit liebevollen Händen in die sorgliche Krippe ge„legt, eröffnen Sie heute dem Alter den sicheren Port seiner wohlverdienten „Ruhe.

„Seien Sie gesegnet von der Jetztzeit, wie Sie von der Nachwelt einst „gesegnet sein werden, für den großen, schönen Gedanken: die beiden Ex„treme des Arbeiterlebens, das schwache Kind und den müden Greis, zum „Anfang ihrer edlen Bestrebungen gewählt zu haben, sich vorbehaltend, „auch dem Jüngling und dem Manne die Arbeit leichter, das Leben freude„voller und würdiger zu gestalten.

„Sie haben wohlgethan, die Verwaltung zu dieser erhebenden Feier „einzuladen, denn Sie geben ihr heute die schon lang erwünschte Gelegen„heit, Ihnen öffentlich den Dank des elsäßischen Vaterlandes, ja die Aner„kennung der zivilisierten Welt feierlich aussprechen zu können.

„Mit Stolz und mit Genugthuung blickt die Verwaltung des Landes „auf Ihr schönes Wirken; sie gelobt Ihnen durch meine schwache Stimme „Schutz und Hilfe für jedes Werk Ihrer Humanität.

„Meine Herren und hochverehrte Versammlung! Wenn uns die schwere „Pflicht obliegt, in ernsten Tagen mit der Strenge des Gesetzes und oft „mit Anwendung der Gewalt die Ruhe und die Ordnung im ganzen Lande „zu schützen und zu wahren, und wir werden es stets mit aller Energie „thun, so tröstet und stählt uns zugleich der Gedanke, daß der unerbittlichen „Pflicht der Engel der Barmherzigkeit voranschreitet.“

Es besteht nämlich daselbst seit uralten Zeiten die große rührige Genossenschaft der Winzer und Ackerbauer, welche aus ihren Statuten oder besser noch aus ihren ehrwürdigen alten Überlieferungen die Macht und die Mittel schöpft, dem Eigentum gegenseitigen Schutz gewähren und die Fortschritte des Acker- und Weinbaues fördern zu können.

Die Männer dieser Korporation sind die Söhne jener tüchtigen Bürger, die im Jahre 1793 den Blutrichter Schneider und seine Henker mit den Waffen in der Hand von der Grenze ihres Gebietes vertrieben und dadurch den Oberrhein von den Gräuelscenen der Guillotine bewahrt hatten. Der rechtmäßigen Obrigkeit stets ergeben, halten diese Leufe treu an ihren konservativen Grundsätzen und sind bereit, opferwillig die Verwaltung zu unterstützen.

Bei Gelegenheit ihres Jahresfestes, welches immer mit großem Gepränge begangen wurde, ernannten mich die braven Leute zu ihrem Ehrenobmann und meine Söhnchen zu Ehrenmitgliedern ihrer Genossenschaft und boten mir an, zu jeder Stunde bei Tag oder bei Nacht im Falle eines Angriffes von seiten der Anarchisten bewaffnet der Obrigkeit zu Hilfe zu eilen.

Dieses freimütige beherzte Auftreten einer ehrwürdigen Volksschichte gereichte mir natürlich zur größten Freude und Beruhigung; wenngleich ich keinen Gebrauch von ihrem Anerbieten machen wollte, so wußte ich doch, daß ich im Volke selbst die beste Wehr und Waffe zu suchen hatte und auch das gürtete mich wieder mit festem Mut.

Der im August des Jahres 1851 versammelte Generalrat des Departements gab Anlaß zu den anregendsten Verhandlungen über die moralische und materielle Lage des Landes und seine wichtigsten Interessen.

Ich führe die Worte an, mit welchen ich meinen Einleitungsbericht geschlossen hatte, weil sie die damalige Zeit kennzeichnen: Avec l'ordre renait déjà la confiance, l'industrie se relève, le commerce tend à sortir victorieux des crises à travers lesquelles il a passé; mais, ne nous le dissimulons pas, ce n'est que lorsque nous aurons fait rentrer le calme dans les esprits, la bienveillance dans les coeurs, et que, le temps nous aidant, un peu de froide raison aura remplacé la fougue des passions révolutionnaires, qu'il nous sera donné d'entrer dans l'immense voie des progrès qui est ouverte devant nous. —

Daß ich das Glück gehabt habe, das vollkommene Vertrauen der Versammlung zu besitzen, beweisen ihre zahlreichen Verhandlungen, in welchen alle meine Vorschläge ohne Ausnahme angenommen wurden.

Unter diesen mannigfaltigen Beschäftigungen kam der Winter von 1851 heran. Das gesellige Leben in Colmar wurde durch die politischen Agitationen nicht gehemmt; man besuchte das gute Theater, gab Diners, Bälle und Konzerte, kurz man zerstreute sich durch alle möglichen Faschingsfreuden.

Die Präfektur wurde der Mittelpunkt des geselligen Verkehrs und in den Abendgesellschaften, bei welchen meine liebe Frau mit feinem Takt und vornehmer Zuvorkommenheit die Honneurs machte, hätte niemand gedacht, daß es schlimme Tage gegeben hatte und ernste noch bevorständen.

Im Frühjahre 1851 machte ich unter denselben befriedigenden Verhältnissen wie im vorhergehenden Jahre wieder eine Rundreise durch mein Departement.

Im Juli war Mülhausen der Schauplatz eines sehr ernsten

Arbeiterkrawalles, der jedoch Dank der schnellen Verwendung der Kavallerie in Einem Tage bewältigt wurde.

Es hatte sich um Erhöhung der Löhne und Verminderung der Arbeitsstunden gehandelt; da aber die Verwaltung grundsätzlich jeder Einmischung in die Verhältnisse zwischen Arbeitgebern und Arbeitern sich enthielt und unbedingt nur die Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe und Ordnung im Auge hatte, so wurden der Insurrektion weder Zeit noch Vorschub geleistet, um sich zu verbreiten.

Auch bei dieser Gelegenheit zeigten sich die Truppen ebenso entschlossen als mäßig in ihrem Eingreifen. Eine Eskadron Kürassiere machte im scharfen Trab zwei Chargen auf die tobende Menge und Gott sei Dank der Putsch verlief, ohne daß ein Menschenleben zu bedauern war. Einige überrittene Ruhestörer kamen mit dem Schrecken und mit unbedeutenden Kontusionen davon. Die braven Soldaten gingen mit der blanken Waffe schonend um; viele dieser bärtigen eisernen Männer machten Gefangene unter den Haupträdelsführern und brachten sie ruhig und gelassen vor die Behörde.

Man konnte bei dieser Gelegenheit sehen, welchen furchtbaren Eindruck eine schwere Reitertruppe, wenn sie in raschem Tempo anrückt, auf die Volksmenge bewirkt; wie eine dichte Staubwolke zerstoben die Massen, nach allen Richtungen flüchtend. Mit Anwendung der Infanterie wäre ohne Zweifel Blut geflossen; ein Glück war es auch, daß keine Nationalgarde mehr in Mülhausen war, um sich in die Affaire störend einzumischen.

Der Unterpräfekt von Altkirch, Herr Tinus, der, ehe ich herbeieilen konnte, die nötigen Anordnungen getroffen hatte, verdiente sich an jenem Tage die größte Anerkennung der Ver-

waltung und den Dank der Bevölkerung von Mülhausen. Ich fühlte mich glücklich, ihm dieses Zeugnis erteilen zu können. —

In Paris war die Kammer einberufen worden. Auf ihrem Bureau fand sie Stöße von Bittschriften, von allen Departements eingesandt, welche sämtlich und stürmisch die Umänderung der Verfassung zum Zweck der Wiederwahl des Präsidenten der Republik begehrten. In der Hauptstadt selbst hatte sich ein zahlreiches Komite von angesehenen Männern gebildet, um diese Bewegung zu leiten und dieselbe zum Ausdruck der öffentlichen Meinung zu gestalten.

Den 14. Juli begannen die Verhandlungen in der Kammer und verschleppten sich unter leidenschaftlichen Reden und Widerreden bis zum 19. desselben Monats.

An diesem Tage endlich kam es zur Abstimmung über die schicksalsentscheidende Frage. Von 724 abgegebenen Stimmen fanden sich 446 für die Wiederwahl des Präsidenten, also eine Mehrheit von 278 Stimmen; da jedoch laut der Verfassung, die man umstürzen wollte, 540 Stimmen zu irgend welcher Umänderung nötig waren, so hatte das blinde Los die Frage trotz der Majorität und gegen den Willen des Landes entschieden.

Trauriges Schicksal der parlamentarischen Regierungen: Das lächerliche Würfelspiel der Abstimmung legte dem ganzen Lande einen Parteizwang auf, gegen welchen es kein anderes Mittel gab, als den Staatsstreich!

Wenn ein alter Römer ausrufen konnte: „Eher soll der Staat untergehen als ein Prinzip,“ so bewies er dadurch, daß es in Rom noch möglich war, sich an ein Prinzip zu halten; in Frankreich jedoch fiel es keiner Partei ein, diese stolze und

richtige Maxime des alten Theoretikers ernsthaft und kühn aufzustellen. Die Zerfahrenheit aller Parteien war so grenzenlos, daß sich eine jede nur auf den Zufall der Begebenheiten zu verlassen schien und dem Prinzen das Gelingen seines ehrgeizigen Planes leichter machte. Der Staatsstreich wurde Napoleon sozusagen vom Lande selbst aufgedrungen; achtzig Generalräte begehrten die Revision der Verfassung und mehr denn fünf Millionen Stimmen hatte er für sich aufzuweisen. Solche Thatsachen konnten nicht durch Parlamentsintriguen zu nichte gemacht werden.

Auf der Reise von Paris noch Dijon hatte Napoleon am 1. Juni im altehrwürdigen Palaste der Herzoge von Burgund die denkwürdigen Worte gesprochen: Quels que soient les devoirs que le pays m'impose, il me trouvera décidé à suivre sa volonté, et croyez-le bien, la France ne périra pas entre mes mains. —

Mit diesen Worten hatte er damals schon öffentlich seinen energischen Willen dem Lande gezeigt und den Staatsstreich angedeutet. Doch, wie dem nun sei und auf welche Weise sich ein jeder diese Begebenheiten erklären und sie beherzigen mag, so muß ich jetzt zu meinem Bedauern schon wieder auf mich selbst zurückkommen.

In den ersten Novembertagen desselben Jahres wurde ich durch eine Kabinettsordre des Präsidenten nach Paris zu einer Audienz beschieden. Napoleon wollte mündlichen Bericht über die Arbeiteraufstände haben. Als ich um neun Uhr morgens in das hübsche Palais de l'Elysée Bourbon*) (damals, wie unter

*) Dieses zierliche Palais, zwischen der Straße Faubourg St. Honoré und den Champs Elysées gelegen und von einem reizenden Parke umgeben, hat die verschiedensten Schicksale gehabt. Unter den Bourbonen be-

dem ersten Kaiser „Elysée Napoléon") eintrat, hielten einige zweispännige Equipagen und etliche Fiaker im Vorhofe; ein Posten Kavallerie hatte den Dienst und zwei Mann zu Pferd waren als Wache vor dem Thore aufgestellt. Von einem großen Lakaien in der napoleonischen Livree wurde ich schweigend in den Adjutantensaal geleitet, wo mich einige mir unbekannte Adjutanten freundlich empfingen. Während ich mit ihnen plauderte, trat Dr. Connau ein, erkannte mich und sagte auflachend: Eh bien! Préfet, nous y sommes tout à l'heure dans les châteaux du général Montholon. Er setzte den Zeigefinger auf die Lippen und fuhr in kindlich freudigem Tone fort: et cette fois ce ne sont plus des châteaux en Espagne. — Die anderen Herren, die nichts von der Scene beim Frühstück in Ham wußten, sahen uns fragend an und Connau sagte im Weggehen: C'est un secret entre le comte et moi.

Ich sprach sogleich von meiner Audienz und belustigte mich im stillen an dem Erstaunen der Herren, die mich in diesem Augenblick für einen tief Eingeweihten hielten und, mich mit Amtscourtoisie behandelnd, sofort einen unter ihnen zum Präsidenten schickten, um mich anzumelden.

Napoleon empfing mich sehr artig und ohne Zeremonie in seinem Arbeitszimmer. Seine Cigarette fortrauchend fragte er mich schnell über alles aus, was er wissen wollte, und nachdem ich Auskunft gegeben, reichte er mir die Hand und sagte: Ich weiß, daß Sie in allem entschlossen und mit Ruhe vorgegangen sind, fahren Sie so fort, es wird im ganzen Land

---

wohnte es lange die Herzogin von Berry; der erste Napoleon bezog es in den letzten Tagen seiner untergehenden Macht, und nun beherbergte es den ersten Glanz seines Neffen und sollte durch den Staatsstreich, der da geplant und ausgeführt wurde, eine geschichtliche Berühmtheit erhalten.

bald Frieden geben. Heute abend sprechen wir mehr von Ihrem Departement; ich muß jetzt ausreiten, aber Sie kommen um acht Uhr zur Tafel. —

Als ich in den Hofraum trat, reichte mir der dienstthuende Adjutant eine schriftliche Einladung.

Die Eskorte war bereit, die Adjutanten schon zu Pferde, der schöne Kohlfuchs des Prinzen scharrte die Erde und kurz darauf schwang sich der Reiter in den Sattel und galoppierte grüßend das Faubourg Saint-Honoré hinauf.

Ich stand lange wie ein Träumender auf der Straße, das brillante Gefolge des Präsidenten der Republik und die ehrerbietig grüßende Volksmenge betrachtend; ich fragte mich, ist das derselbe Mann, den du in Ham gesehen, sind das noch dieselben Straßen, die du blutbefleckt in dem Aufruhr vor kaum drei Jahren verlassen hast? Das Zaubermärchen hatte sich fortgesponnen und sollte noch glänzender seinen seltsamen Faden bis zum tragischen Abschluß weiter spinnen.

Ich fand Paris, was den Luxus und die Belebtheit der Straßen anbelangt, ebenso glänzend wie unter Louis Philipp, nur mit dem Unterschiede, daß man viel mehr Fremde und besonders Engländer antraf; die Söhne Albions wollten alle den abenteuerlichen Prinzen, den sie kannten, auf seinem neuen Piedestal sehen und viele tausende warteten auf die Revolution, die, wie sie sagten, ihn wieder wegtreiben würde. In den Champs Elysées und im Bois de Boulogne sah man neue und alte Equipagen und ganz dasselbe rege, elegante Durcheinander wie vor zehn Jahren. Nichts fiel mir auf, als der anscheinend unbedeutende Umstand, daß man viel mehr Offiziere in Uniform, meistens schön beritten, antraf, woraus ich den Schluß zog, daß schon die Elite der Kavallerie in und um Paris

versammelt war. Auffallend waren namentlich die mächtigen Karabiniers zu Pferde, in hellblauen Waffenröcken mit dem silbergestickten reichen Koller statt der schweren Küraſſe und mit dem silbernen Helm, den eine rote Raupe schmückte; beide Regimenter (die ehemalige Leibgarde Louis Philipps) lagen bei Paris und versahen in St. Cloud schon den Dienst einer Leibgarde in Erwartung der Centgardes und der Guides.

Das heitere, emsige, genußreiche Leben und Treiben in Paris wirkte damals wohlthuend auf jeden, der sich der vergangenen schlimmen Tage erinnerte. Man mußte die unbegreifliche Elastizität des geistreichen Volkes bewundern und staunen über die Leichtigkeit, mit welcher die rätselhafte Weltstadt, mit allen Gefahren vertraut, auf alle Eventualitäten gefaßt, sich aus der Tiefe des Verderbens sobald zum Höhepunkt der freudigsten Hoffnungen wieder aufgeschwungen hatte; und doch stand sie aufs neue vor einer unvermeidlichen Erschütterung.

Als ich um acht Uhr in den Palast des Elysée kam, sah ich den Hof und die Thore wohl bewacht, eine zahlreiche gutgekleidete und anständige Dienerschaft belebte die Treppe und die Vorhallen; man empfing den Eindruck, daß dieses Haus gut bestellt sein müsse. Im ersten und zweiten Salon bewegte sich schon eine große Anzahl von Offizieren aller Waffen und jeden Ranges unbefangen umher, die Ankunft des Prinzen erwartend; die Herren Adjutanten und Dr. Connau, letzterer in der Uniform des Generalstabes der Nationalgarde, empfingen die eingeladenen Gäste mit großer Liebenswürdigkeit und machten die Honneurs der Salons bis zum Erscheinen des Prinzen. Als er eintrat, war ich erstaunt, ihn im schwarzen Frack, über der weißen Weste das Band der Ehrenlegion, zu sehen. Er begrüßte die Generale mit herablassender Freundlichkeit, die

andern Offiziere mit militärischer Würde; als er mich sah (ich war nicht schwer zu erkennen, da ich mit ihm der einzige im Zivilkleide war), trat er auf mich zu und mir die Hand reichend, sagte er lächelnd: Vous voyez, qu'ayant un dîner militaire, je n'ai pas voulu que vous fussiez le seul pékin de la réunion.*)

Diese artige Attention hätte mir schmeicheln können, wenn ich nicht erfahren hätte, daß Napoleon damals bei solchen Gelegenheiten den schwarzen Frack mit Vorliebe trug, um den Charakter der regierenden Magistratsperson der Republik hervorzuheben und sich so vor den Generalen auszuzeichnen. Jedenfalls aber war sein liebenswürdiger Spaß eine besondere Gunstbezeugung.

Vor der Tafel hatte ich Zeit, die Appartements des Elysée näher zu betrachten. Die Wände der Salons waren noch mit den alten verblichenen Gobelins aus der Zeit der Bourbonen behängt, die Malereien und die Vergoldungen der Plafonds, der Thüren und Lambriden waren ebenfalls sehr abgenützt und das Möblement auch nicht mehr neu, so daß man den Eindruck erhielt, als wohne hier ein alter Edelmann, der von der Emigration zurückgekehrt sei. Das Ganze stach sonderbar ab von den neuen Uniformen und besonders von den derben Manieren der Generale; wenn ich St. Arnaud, Canrobert und den Prinzen ausnahm, so kamen mir die andern sehr ungehobelt vor.**)

*) „Pékin" ist der Spitzname, den die Soldaten dem Zivilisten überhaupt, aber besonders dem im schwarzen Fracke beilegen.

**) Saint Arnaud, groß, hager, mit langem, spitzem Haupte, stark gebogener Nase, spitzem Knebelbart und grauen sprechenden Augen, bot in Physiognomie und Gestalt das Bild eines anständigen französischen Don Quixote dar; er sprach wenig und stets leise. — Canrobert, geschniegelt, pommadisiert, artig und geziert, war der französische liebenswürdige alte

Die Generale Magnan (von Straßburg kürzlich nach Paris berufen), Pélissier, St. Arnaud, Piat und etliche, die ich nicht kannte, waren zugegen; unter den Stabsoffizieren nannte mir Oberst Beville die Kommandanten Espinasse, Fleury und Saucerotte.*)

Beim Diner, bei welchem ich dem Prinzen gegenüber, zwischen Magnan und Pélissier, zu sitzen kam, sprach der Hausherr nur selten und in der Form einer kurzen Interpellation an den einen oder den andern der Generale. Sich an mich wendend sagte er: Votre Alsace s'est bien réhabilitée depuis un an. Ich antwortete mit einer Verbeugung, ohne zu sprechen.

Die Tafel war gut, aber sehr einfach bestellt und ausgezeichnet serviert. Beim Kaffee nahm mich der Prinz in eine Fenstervertiefung und besprach die Lage der Arbeiter im Elsaß. Ich erzählte ihm von der Eröffnung des Alterversorgungs-

---

Geck. — Pelissier mit seinem dicken, kahlen Kopfe, seinen derben Zügen und dem boshaft neckischen Blick stellte den militärischen Wau-Wau vor. — Magnan, groß und schön, eine wahre Tambourmajorsgestalt, lachte und sprach laut wie der Korporal in der Wachtstube.

Beim Rückblick auf diese militärische Gesellschaft fallen mir die Worte Renans in seiner Begrüßungsrede an die französische Akademie ein, wenn er von den Deutschen sagt: Un peuple sans esprit, une noblesse sans grâce et des généraux sans mots sonores. Die sonoren Worte der französischen Generäle waren mir leider nur zu oft grobe Ausdrücke, von schlechten Manieren begleitet.

*) Saucerotte ist derselbe Kommandant, welcher am 2. Dezember die sechzig Abgeordneten, die es versucht hatten, sich noch einmal unter dem Vorsitze des Präsidenten Dupin zu versammeln, mit energischer Höflichkeit aus dem Palais Bourbon trieb. Dupin sprach bei dieser Veranlassung die nicht kühnen, aber nützlichen Worte: Messieurs, la constitution est violée. Nous avons le droit pour nous, mais nous avons contre nous la force. Je vais me retirer et je vous engage à en faire autant. — So lautete die originelle Grabrede dieser traurigen Volksvertretung.

hauses, von den übrigen wohlthätigen Anstalten in Mülhausen und von den für die Zukunft geplanten Projekten. Das schien ihm große Freude zu machen; denn, nachdem er mit gespannter Neugierde zugehört hatte, rief er lebhaft aus: Si l'on pouvait donc faire cela partout, quel apaisement cela produirait dans les esprits et quelle éloquente réponse au socialisme! —

Prince, sagte ich, il dépend beaucoup de votre Altesse de donner l'impulsion dans ce sens aux autres villes manufacturières. Ja, das werde ich thun, schloß er, plötzlich deutsch redend, wenn ich einmal Zeit und Muße zu solchen friedlichen Arbeiten finden werde; aber senden Sie mir jedenfalls den Bericht über die interessante Eröffnung der ersten Versorgungsanstalt dieser Art in Frankreich. Sie wissen von Ham her, wie lebhaft mich diese Fragen beschäftigen. — Kaiserliche Hoheit, entgegnete ich, dieser Bericht ist in allen Zeitungen der Provinz veröffentlicht worden.

Dann rief er Mocquard, der in der Nähe lauschte, herbei und fragte ihn gelassen, warum er ihm über das bedeutende Vorkommnis in Mülhausen nicht das mindeste berichtet habe, und als Mocquard stammelte, er habe das alles ignoriert, sagte Napoleon ernst: Cela est fâcheux; je ne veux et ne dois ignorer de pareilles choses. Dès demain vous chargerez un employé intelligent de votre cabinet de la lecture des principaux journaux de la province et vous me rendrez compte de tout ce qui vous paraîtra intéressant. Toutes les paroles prononcées en public par les Préfets me seront communiqées textuellement; je jugerai ainsi, et de leur valeur, et de l'influence, qu'ils peuvent exercer sur l'esprit public de leurs Départements. — Mocquard sah mich grimmig an und verbeugte sich im Weggehen stillschweigend.

Zwei Tage blieb ich noch in Paris und besuchte alle meine alten Freunde, auch die gegen Napoleon erbitterten, wie Graf d'Haussonville, von Sahune und meine liebe Cousine Perier. Ich fand sie alle sehr aufgeregt und in der Politik gegnerisch gestimmt, aber als dieselben treuen Freunde für mich wie früher. Alle billigten es, daß ich wieder in die Verwaltung eingetreten war. Denn, sagten sie, es ist nicht gut, wenn ehrliche Leute den Elementen der Unordnung die ersten Stellen einräumen und ruhig zusehen, wie alles zu Grunde geht.

Sonderbar genug! Diese konservativen Freunde fanden es bequem und beruhigend, daß andere an ihrer Stelle gut verwalteten, während sie offen konspirierten und die Hoffnung nicht verbargen, bald wieder die Regierung in Händen zu haben!

Als ich auf meinen Posten zurückgekehrt war und die Geschäfte wieder aufnahm, fand ich alles ziemlich ruhig. Doch spürte man eine gewisse Schwüle in der politischen Atmosphäre; der gesellschaftliche Verkehr war dadurch gehemmt worden. Wir selbst empfingen nicht, weil wir vor kurzem den schmerzlichen Verlust meines lieben Schwiegervaters erlitten hatten und in tiefer Trauer waren.

In Straßburg hielt sich immer noch der citoyen Flocon auf, mit welchem der Präfekt liebäugelte, statt ihn zu entfernen. Der Vorsichtige wollte es mit der extremen Partei nicht ganz verderben, bis er sicher sein würde, daß sie nicht mehr ans Staatsruder gelangen könne. An die Stelle des General Magnan als kommandierenden in Straßburg war Graf Waldner-Freundstein, ein Vetter von mir, getreten.

Er gab am 3. Dezember zufällig ein großes Diner, dem auch ich anwohnte, und um elf Uhr nachts erhielten wir bei

ihm die Nachricht vom Staatsstreich und die nötigen Verhaltungsbefehle.

Meine Freunde, nicht ohne Grund besorgt, mich in diesem wichtigen Augenblick weit von meinem Posten zu sehen, stießen mich so zu sagen zum Speisesaal hinaus; die Barone von Bussières, Vater und Sohn (welchen ich dafür heute noch dankbar bin), eilten an den Bahnhof, ließen schnell eine Lokomotive heizen und mit voller Dampfkraft brauste mein Waggon dem Oberrhein zu.

Unterwegs faßte ich nach reifer Überlegung meinen Entschluß. Ich hatte mir wieder die Frage zu stellen gehabt: Wo ist die Pflicht? Wirst du bleiben, den Staatsstreich unterstützen, oder im Augenblick der Gefahr dein Departement verlassen, weil die Verfassung, die nicht lebensfähig ist, vom Prinzen Louis Napoleon über den Haufen geworfen wird?

Dabei dachte ich wohl an die moralische Verantwortlichkeit, welche auf jedem ruhen würde, der sich an dem Staatsstreiche beteiligen könnte, und dennoch entschloß ich mich, zu bleiben und auf meinem Posten auszuharren bis zur vollkommenen Herstellung der Ruhe und Ordnung. Ich hatte die Schmach der konservativen Partei im Jahre 1848 tief empfunden und gelobte mir damals, alles aufzubieten, was in meinen Kräften stehen würde, um die Despotie des Pöbels und des Verbrechens meinem Lande ersparen zu helfen. Freilich war der Staatsstreich nicht ohne politische Untreue gegen das gegebene Wort zu betrachten; allein wohin hätte uns die Mehrheit der Kammer geführt? Wir wußten es: zur gänzlichen Auflösung und zur schauderhaftesten Anarchie. Daß diese Ansicht richtig war, haben uns die seitherigen Ereignisse in Frankreich hinreichend bewiesen. Ich denke, die Commune und ihre

Schändlichkeiten und der jetzige Zustand der Republik sprechen uns frei von jeder Schuld; wenn wir gefehlt haben, so haben wir doch von zweien Übeln das weniger arge gewählt. In der Provinz konnten wir freilich nicht ahnen, welche bedauerlichen Exzesse eine übermütige berauschte Soldateska in den Straßenkämpfen verüben würde, und müssen auch heute noch jeden Anteil daran mit Abscheu zurückweisen.

Mein biederer Freund Struch, von sehr liberalen aber dabei konservativen Grundsätzen geleitet, sagte mir damals in seiner treuherzigen Elsäßer Sprache: Lieber Präfekt, das ist Hilfe in der Not gewesen; aber es ist nur Galgenfrist, auf die Dauer taugt es nicht. Wir sind Ihnen jedenfalls Dank schuldig, daß Sie bei uns bleiben. Sie haben schon viel Unheil von uns abgelenkt, aber jetzt können Sie noch das Beste thun, indem Sie uns vor der Reaktion in dem überflüssigen Eifer der improvisierten Napoleonsfreunde bewahren.

Das that ich später auch mit aller Energie und, ich darf sagen, mit Hintansetzung jeden Eigennutzes, auf die Gefahr hin die Sicherheit meiner öffentlichen Stellung zur neuen Regierung zu erschüttern.

Der freundliche Leser wird nicht erwarten, daß ich ein Bild des Staatsstreichs entwerfe; alle Einzelheiten jener Nacht vom ersten auf den zweiten Dezember 1851 sind noch zu frisch im Gedächtnis eines Jeden, als daß ich mich eines weiteren darüber auszulassen hätte. — Doch muß ich erzählen, wie bei uns der Staatsstreich vorüberging.

Als ich nach anderthalbstündiger Fahrt in Colmar ankam, lag die Stadt in tiefer Ruhe; keine menschliche Seele wußte daselbst, was in Paris vorgefallen war. Vom Turm der alten Kathedrale brummte es Mitternacht, als ich, nur

von meinem Pförtner geleitet, in mein Arbeitszimmer trat. Ich ließ meinen Bureaudiener wecken und nachdem ich mir die Lampe schnell selbst angesteckt, setzte ich mich nieder und schrieb nicht ohne innere Bewegung eine kurze energische Proklamation an die Bevölkerung, eine Proklamation, welche eine mahnende Wirkung auf die Arbeiterklasse ausgeübt hat; der Belagerungszustand war damit verhängt, ohne daß das Wort état de siége ausgesprochen ward. Als dieses Dokument vor mir lag, ließ ich meinen Kabinettschef und den Kommandanten der Gendarmerie zu mir rufen; beide Herren wurden nach kurzer Verständigung sofort in die Druckerei gesandt, der Gendarmeriemajor mit dem Befehle, alle Pressen in Beschlag zu nehmen und bis auf weitere Ordre zu bewachen; der Kabinettschef beauftragt, unter seinen Augen 2000 Exemplare der Proklamation drucken zu lassen und dieselbe ohne Verzug an alle Städte und Flecken des Oberrheines abzusenden. Nachdem diese erste Maßregel getroffen war, schlich ich zur Präfektur hinaus und eilte durch die dunkeln Gassen unter Sturm und Regen zum General; ich verständigte diesen, und nachdem ich mich seines festen Entschlusses, den Staatsstreich zu unterstützen, versichert hatte, ließen wir, unter uns vollkommen einverstanden, den Staatsprokurator Suef, den Maire von Colmar, Chapuy, und die beiden Regiments-Kommandeure aus dem besten Schlafe wecken und zu uns bescheiden. Es war zwei Uhr morgens, als wir versammelt waren und eine stürmische Beratung begann.

Der Vertreter der hohen Justiz hatte Mühe, sich von seiner Überraschung zu erholen; ebenso der Maire von Colmar. Während die beiden Obersten ihre Zustimmung energisch betonten und sich Glück wünschten, endlich die Armee, frei vom Einfluß der Parteien, unter einer festen Leitung zu sehen, jam-

merten die Justiz- und Zivilbehörde über Verletzung der Gesetze und gewaltsame Revolution. Es war eine tragikomische Sitzung, der ich, anscheinend gleichgültig, anwohnte. Plötzlich trat mein Kabinettschef in den Saal und überreichte mir die gedruckte Proklamation; als ich dieselbe ruhig vorgelesen hatte, atmete der Staatsprokurator tief auf und sagte: Nun ist auch hier der Staatsstreich ohne uns fertig geworden! wir müssen nolens volens beistimmen — doch die Verantwortung gehört allein dem Herrn Präfekten.

So hatte ich es auch verstanden und gewollt. Ich begehrte von den Herren keine Mitverantwortlichkeit, aber ich stellte sie unbedingt zwischen die Alternative, entweder der neuen Regierung beizupflichten oder augenblicklich ihre Entlassung einzureichen; beruhigt und gefaßt wählten die Herren das erstere. Sie gaben feierlich ihr Wort, das fait accompli anzuerkennen und mit dem Präfekten Hand in Hand zu gehen.

Das Elsäßische Land nahm den Staatsstreich ohne Widerstand und sogar mit Genugthuung auf. In mehreren anderen Provinzen brachen Unruhen aus, die nicht ohne Blutvergießen unterdrückt werden konnten; der Oberrhein blieb, wenn ich einige geringe, unbedenkliche Störungen ausnehme, verhältnismäßig ruhiger, als vor dem 2. Dezember. Mit dem General D'Ormoy und dem Obersten Puesch (des 15. Linienregiments) hatte ich auf der Karte des Oberrheines eine Marschroute bezeichnet, deren Befolgung es der Truppe ohne große Anstrengung möglich machte, beinahe jeden Tag in starken Abteilungen auf allen Hauptpunkten der Gefahr zu erscheinen, so daß zwei Regimenter Infanterie eine wahre Armee darstellten und die Bevölkerung sich wie von einem bewaffneten Netze umstrickt glaubte; es waren dieselben Soldaten, die von Woche zu Woche wieder durch die-

selben Ortschaften marschierten, gerade so wie man auf den Theaterbühnen durch mehrfaches Auftreten die Soldaten vervielfältigt. Während ich vollauf mit diesen Vorsichtsmaßregeln zu thun hatte, überfiel mich ein Schwall von Anklagen, Enthüllungen und Drohungen gegen die sogenannten roten Republikaner.

Die eifrigsten Bonapartisten tauchten aus allen Ecken hervor, um die Verwaltung zur strengen Unterdrückung der Unruhen und zur Bestrafung der Unruhestifter anzufeuern. Ich mußte staunen, auf einmal so viele entschlossene Männer um mich her vereinigt zu sehen, die ich bisher nicht eines Entschlusses für fähig gehalten und in den Tagen der Gefahr nie erblickt hatte. Das Fieber der Reaktion griff schnell um sich, die Besten wurden davon angesteckt.

Weil man sich jetzt sicher glaubte, wollte man den Mut zeigen, der sich so lange verborgen gehalten hatte.

Diesem Drange nachgebend, faßte der Generalprokurator alle kleinen politischen Intriguen, alle Begebenheiten der Arbeiterkrawalle mit Angabe der Namen ihrer mutmaßlichen Anstifter in einen langen schweren Anklageakt zusammen und stellte in der Diktatorialkommission*) Anträge auf Ausweisungen, Verbannungen und sogar mehrere auf Deportation.

Der hohe öffentliche Ankläger hatte in seinem schwungvollen Berichte Komplotte, Verschwörungen, staatsgefährliche

*) Bekanntlich wurde in jedem Departement eine diktatorische Kommission errichtet, welche politische Verbrechen zu untersuchen und sofort ohne Appell zu bestrafen hatte. Diese Kommissionen, die sehr unheimlich an die Comités de salut public von 1793 erinnerten, waren aus dem Präfekten als Präses, dem Generalprokurator beim Appellhofe und dem kommandierenden General zusammengesetzt. Mit mir waren in Colmar Mitglieder dieser Kommission: der Generalprokurator Suef und der General d'Ormoy. General Rillet war zum Divisionsgeneral befördert und nach Straßburg berufen worden.

Machinationen gefunden, die in der Wirklichkeit gar nicht bestanden hatten: der Herr General, durch die bestechende Beredsamkeit des Kollegen hingerissen, hatte sich eingebildet, es gelte jetzt mit größter Strenge die schon vergessenen Unordnungen zu bestrafen, und war nicht eingedenk der ungeheuren Aufregung, die ein so brutales, nicht zu rechtfertigendes Vorgehen über das ganze Land verbreiten würde.

Als ich den Anklageakt sorgsam geprüft hatte, bemühte ich mich, meinen beiden Kollegen begreiflich zu machen, wie unpolitisch im Augenblick, wo die Ruhe vollkommen hergestellt, alle örtlichen Aufstände besiegt und nirgends mehr Gefahr zu befürchten war, ein so hartes Strafverfahren sein mußte.

Dem Generalprokurator hielt ich vor, daß von Verschwörungen nicht die Rede sein dürfe, da wir selbst jetzt die Hauptverschwörer seien, und seine Anklagen nicht Thaten, sondern bloß Intentionen verfolgten. Dem General suchte ich zu beweisen, wie unedel und unklug zugleich es wäre, wenn der siegreiche Löwe die Maus erdrücken, wenn der militärische Mut sich abkühlen wollte an dem Erstürmen eingefallener Wände.

Umsonst! beide Herren, die im Grunde durchaus keine bösartigen Charaktere waren, ließen sich von ihrem vorgefaßten Entschlusse nicht abbringen. Sie beharrten darauf, es sei notwendig, strenge Beispiele vor die Augen der Menge zu stellen und der Regierung, wie sie meinten, damit die Bürgschaft einer ruhigen Zukunft zu geben.

Mir graute vor dem Gedanken, daß die neue Regierung, durch Phrasen getäuscht, noch im Taumel des Erfolges sich zu ungerechten, grausamen Maßregeln verleiten lassen könnte, wodurch mehr als hundert arme verblendete Thoren als Verbrecher nach Afrika deportiert worden wären. Nachdem ich alle

meine Argumente erschöpft hatte, ohne meine Kollegen überzeugt zu haben, nahm ich das verhängnisvolle Anklagedokument zur Hand, schickte es an den Grafen Morny mit der gründlichsten Widerlegung aller Klagepunkte und schrieb dem geistreichen Manne folgendes geheime Briefchen: Je prie instamment le comte Morny de ne pas permettre que cette faute politique se commette; elle serait pire qu'un crime. Il faut faire des amis au gouvernement et non pas des ennemis.

Morny sandte mir umgehend den Anklageakt zurück mit der Entscheidung des Präsidenten der Republik:

Approuvé l'avis du Préfet. gez. Napoléon.

Ein kleines Briefchen Mornys enthielt die Worte: Merci, cher Préfet, d'avoir compté sur moi; vous avez bien raison; que de bêtises fait faire le zèle indiscret!

Ich empfing die Rücksendung mit unglaublicher Freude, denn ich durfte mir sagen: Dein Land ist dir einigen Dank schuldig; gegen anarchistische Aufstände hast du es wachsam beschützt und du ersparest ihm jetzt die unnötige Verfolgung der Reaktion.

Rache und Gewalt durften gottlob hier nicht vor Recht und Billigkeit bestehen.

Als ich meinen Kollegen die Entscheidung der Regierung mitteilte, sagte der Generalprokurator bestürzt: C'est un gouvernement perdu! Der General brummte etwas von zu großer Nachsicht und Schwäche; nur das Land und ich, wir fühlten uns einverstanden und zufrieden.

In Paris waren schon früher mehrere arme verblendete Republikaner aus dem Elsaß in die Verbannung geschickt worden; ich kannte sie alle als ehrbare Männer, die mich in der Seele dauerten. Ihr größtes Verbrechen bestand darin, eine

zu große sanguinische Hoffnung auf das Gelingen der republikanischen Regierung gesetzt zu haben.*) Sie lebten kümmerlich teils in England, teils in der Schweiz; ich war glücklich, manchen unter ihnen einige Erleichterungen in ihrer bedrängten Lage auswirken zu können.

In der damaligen Verwirrung und Verirrung der politischen Anschauungen gab es auch bei uns Ehrenmänner, die verblendet den politischen Verfolgungen entgegenliefen; ihre Gesinnungen waren lauter und ehrlich, aber ihr Benehmen unklug und gefährlich für die öffentliche Ruhe. Ich dachte damals oft an die politischen Umschläge, die einen edlen Ernst Moritz Arndt in die Verbannung schicken konnten und war daher voller Mitleid für solche Charaktere, obgleich ich mit unbeirrter Strenge und Wachsamkeit alle ihre Schritte verfolgte.

So lebte z. B. in Colmar der sehr eminente Rechtsgelehrte und berühmte Advokat Ignaz Chauffour, der mit seinen drei Brüdern im redlichsten Republikanismus der Obrigkeit manche Schwierigkeiten bereitet hatte. Wie ich diesen edlen Freund bekehrte und zur Vernunft gebracht habe, erzählte er mir dreißig Jahre nachher in so rührenden Worten, daß ich

*) In vielen Departements wurde die Diktatur gröblich mißbraucht. Es ist ein Unglück für ein Land, wenn überhaupt solche Ausnahmsgerichte notwendig werden; wenn aber vollends die Gewalt über Freiheit und Leben der Bürger in unwürdige Hände gerät, dann geschehen Ungerechtigkeiten, die nie zu verantworten sind. — Unter den Straßburger Opfern der Diktatur befand sich ein kleiner, obskurer Advokat Namens Bayer, der in einem Straßenkrawall aus Eitelkeit und Leichtsinn den demokratischen Helden gespielt hatte; drei Jahre Verbannung nach Lambessa in Algerien waren wahrlich eine zu harte Strafe für das momentane Vergehen eines sonst harmlosen, ungefährlichen Schreiers! Ein anderer unbedeutender Straßen- und Klubheld aus Niederbronn teilte dasselbe Schicksal. — Wozu solche politische Grausamkeiten, wenn nicht für die eitle Satisfaktion einiger Ehrgeizigen?

ihn hier sprechen lassen muß, wenngleich der lebhafte, ja überschwengliche Ausdruck seiner Dankbarkeit mich beschämen sollte.

Am 6. Januar 1879 schrieb mir mein alter Widersacher und später bis an sein Ende mein treuester Freund folgende merkwürdige Reminiscenz, die ein helles Licht auf jene Zeit und ihre Verwirrung wirft:

Chaque fois que je me reporte, en souvenir, à l'origine de nos relations, je sens remonter en moi du fond de l'âme la profonde estime de laquelle est sorti immédiatement l'inaltérable dévouement que je vous porte.

Vous rappelez-vous un lugubre dimanche de décembre 1851, où je venais pour la première fois chez vous, pour vous demander avec une irritation mêlée d'amour fraternel et de légalité froissée, la mise en liberté de mon frère aîné Louis, arrêté par les sbires du tigre Suef, Procureur Général? Cette première rencontre avait été un choc très vif de part et d'autre: Vous vous êtes montré d'abord autoritaire si sévère, que notre brave ami Struch s'inquiéta de me voir rejoindre mon frère au fort de Béfort.

Mais, le jour suivant, au lieu de Sbires, qui vois-je entrer chez moi? Vous, vous-même, cher et honoré ami, qui, avec une bonté que je n'oublierai jamais, veniez calmer ma mauvaise tête, comme n'eût pu le faire aucun de mes plus vieux amis; tout en restant fidèle à la loyauté envers le gouvernement que vous serviez alors, vous vous efforciez, avec une patience touchante, à contenir en moi toute la colère de mon républicanisme indigné.

Cette heure-là, je ne l'oublierai de ma vie! et de cette heure date, pour moi envers vous, un attachement mêlé de respect qui ne s'altérera jamais.

Je causais un de ces soirs de ce souvenir avec l'ami Tachard*) qui m'a trouvé votre livre de poésies à la main, et il m'a raconté alors qu'il vous devait la même reconnaissance; que, vous ayant demandé, en décembre 1851, un rendez-vous, la nuit, derrière le champ de Mars, vous vous y étiez rendu seul afin de ménager son amour-propre républicain, et, dit-il, je croyais trouver un despote et n'ai rencontré, comme vous, qu'un parfait galanthomme doublé d'un homme de bien qui m'a gagné le coeur.

Oh, (fährt Chauffour fort) qu'il y a peu d'exemplaires de cette race d'élite dans ce bas monde!

Dem leichtfertig verhafteten Louis Chauffour erwirkte ich seine Freiheit durch schnelle und gütliche Vermittlung bei dem zu heißspornigen Generalprokuratur. Ignaz Chauffour, der seinem Lande und seinen Freunden im Jahre 1880 durch den unerbittlichen Tod zu früh entrissen wurde, gab mir bis zu seinem letzten Atemzuge die rührendsten Beweise seiner treuen Liebe.

Als ich nach dem deutsch-französischen Kriege (auf eine etwas zu sanguinische Art, ich gestehe es gerne) meinem Lande zurief: „Es ist gut, Elsaß, daß du der alten Wiege zurückgegeben bist; es wird dir die Zukunft nicht schlecht bereitet werden," und als darauf eine Flut von Injurien über mich hereinbrach, schrieb Chauffour einen offenen Brief, in welchem er meinen elsäßischen Standpunkt kurz beleuchtete, meine uneigennützigen Gesinnungen hervorhob und schließlich ausrief: N'oubliez donc pas les services que cet homme vous a rendus.

Dieser Beweis unveränderter Treue, von dem ich erst

*) Tachard, ebenfalls ein ehrlicher, überzeugter Republikaner, welcher jedoch nicht immer die nötige Vorsicht gebraucht hatte, ist noch unter den Lebenden; auch er hat mir seine Freundschaft treu bewahrt.

nach dem Tode des Freundes Kenntnis erhielt, rührt mich um so mehr, da ich weiß, mit welchem Widerwillen Chauffour sich zu öffentlichen Kundgebungen zu entschließen pflegte.

Wohl dem, darf ich mir heute sagen, dem unter so verwickelten Verhältnissen und nach so stürmischen Zeiten solche Freundschaften bleibend zu teil werden konnten.

Doch du wirst finden, lieber Leser, daß ich von der Beschreibung meines Anteils am Staatsstreiche von 1851 etwas abgewichen bin und daß es Zeit ist, den abgebrochenen Faden der Erzählung ohne Vorgriffe in die Zukunft wieder aufzunehmen.

Im Frühling des Jahres 1852 erheiterte sich mit der lachenden Natur auch der politische Himmel; Ruhe und die Hoffnung auf ein dauerhaftes Regierungssystem hatten schon ihren magischen Einfluß auf Handel und Gewerbe, Ackerbau und Industrie segensreich bewiesen.

Unsere einheimischen Fabriken arbeiteten mit erneutem Mute und allenthalben, in der Provinz wie in Paris, erwartete man von einer befestigten Regierung den sichern Lohn der Geduld und der Ausdauer, die man während der für die Arbeit sterilen Tage geübt hatte.

Die Verlängerung der Regierungsperiode des Präsidenten der Republik auf zehn Jahre erschien jedoch bald nur als ein halbes Rettungsmittel; von allen Seiten drängte man Napoleon, das Kaiserreich ohne Verzug zu errichten, um, wie man sagte, zehn Jahre Ungewißheit und neue revolutionäre Stürme dem Lande zu ersparen.

Napoleon, der nicht ungern diesem Drängen nachgab, wollte jedoch, ehe er den gewagten Griff nach der Kaiserkrone that, die öffentliche Meinung in Frankreich noch einmal durch

persönliche Erkenntnis prüfen. Er unternahm zu diesem Zweck eine Reihe von Besuchen in den östlichen, südlichen und westlichen Provinzen. Überall wurden ihm auffallend genug die deutlichsten Aufmunterungen zu seiner Thronbesteigung gegeben. Die Reise nach den östlichen Provinzen erhielt durch die Eröffnung der Eisenbahnlinie Paris-Straßburg eine höhere Weihe.

Im Elsaß war der Empfang ein aufrichtig freudiger. Ohne gerade imperialistische Demonstrationen an den Tag zu legen, jubelten doch die Volksmassen ihrem Auserwählten freimütig zu. Der Einzug in Straßburg (am 17. Juli 1852), der diesmal mit großem Gepränge stattfand, konnte wirklich schon ein königlicher genannt werden.

Umgeben von einem zahlreichen Gefolge von Generalen, Präfekten und fremdherrlichen Militärbevollmächtigten*) ritt der Prinz unter dem Donner der Geschütze und dem Geläute aller Glocken in die Präfektur ein.**) Nach den ersten Begrüßungen, resp. Vorstellungen in den schönen, neu eingerichteten Salons nahm er von der Terrasse des Gartens aus die Huldigungen der Bauern des Straßburger Bezirkes entgegen. In mehr

---

*) Preußen hatte den General von Lerchenfeld, Baden und Württemberg ebenfalls je einen General abgesandt.

**) Als der Zug auf dem Broglie-Platze durch die unzählbare Volksmasse einige Zeit im Vorrücken gehemmt ward und ich neben meinem Kollegen von Straßburg hinter Napoleon hielt, bemerkte ich einen fremden General, der seinen schönen Gaul im spanischen Tritt paradieren ließ, — eine kleine Fantasie, die unserm Festzuge Heiterkeit erregende Ähnlichkeit mit der Parade vornehmer Kunstreiter verleihen mußte. Ein witziger Freund, welcher von einem Fenster aus zugesehen hatte, sagte mir später: Großer Gott! wie hat es mich belustigt, dich und deinen Kollegen in der ernsten glänzenden Magistratsuniform, hoch zu Roß und bei hellem Tage, solche Kunststücke unter der Führung des größten Franconi der Neuzeit aufführen zu sehen. — Der Kladderadatsch hätte wohl eine hübsche Karikatur aus dieser Scene machen können.

denn hundert reich bekränzten Leiterwägen saßen blumengeschmückt in ihren malerischen Trachten die schönsten Mädchen; um die Wägen her schwirrten Scharen schmucker ländlicher Reiter, welche in ihren roten Westen und blauen Jacken und mit ihren flott bebänderten Hüten den stattlichen Zug munter belebten.

Der Anblick dieser schönen heiter gesinnten ländlichen Jugend mit ihren frischen Gesichtern und stattlichen Gestalten bot ein äußerst anmutiges, wohlthuendes Bild dar. Unbefangen lachend und jubelnd ging der lange Zug in schönster Ordnung vorüber. Die Mädchen sangen ihre Volksliedchen mit gutgestimmten Kehlen, und die Bursche mischten ihren hellen Jubel darein; ihre Fahnen, auf welchen die Worte „A Napoléon l'Alsace reconnaissante" zu lesen waren, flatterten im frischen Morgenwinde.

Der Prinz, sichtlich gerührt und heiter angeregt, schwang mehrmals seinen Federhut und klatschte Beifall zu, wenn es recht bunt und lustig herging. Als der Zug vorüber war, rief er begeistert aus: Allons! voici un beau et bon peuple; je n'ai jamais rien vu d'aussi naïvement imposant. —

Am Abend desselben Tages waren Münsterbau und Stadt herrlich beleuchtet; ein brillanter Ball im Theatersaale schloß die Festlichkeiten.

Den folgenden Tag erschien die Großherzogin Stephanie von Baden und hielt mit dem Prinzen einen sehr zahlreichen glänzenden Cercle in den Salons der Präfektur ab. Eine effektvolle Heerschau mit sehr animierten Manövern und einem Schiffbrückenbau über den Rhein füllte den Tag bis zum großen Galadiner belebend aus. An der Abendtafel von zwei-

hundert Gedecken brachte Napoleon auf die „noble et patriotique Alsace“ einen warmen Trinkspruch aus.

Endlich, am dritten Tage seiner Anwesenheit in Straßburg, widmete er die Morgenstunden den Besprechungen mit den beiden Präfekten und den kommandierenden Generalen.

Gegen mich persönlich bewies sich der künftige Regent Frankreichs liebenswürdig, einfach und wohlwollend wie immer; er schlichtete bei dieser Veranlassung mit zwei Worten einen langen Streit zwischen mir und dem Minister der öffentlichen Arbeiten und ordnete zu Gunsten meiner Ansicht und im Interesse der beiden Rheinlande eine ihrer wichtigsten Angelegenheiten. Seit dem ersten Kaiserreich nämlich hatte, ohne Unterbrechung unter allen Regierungen, der französische Staatsschatz die bedeutenden Kosten der Rheinarbeiten zum Schutze der Uferbewohner gegen den mächtigen stets drohenden Strom großmütig getragen; nun sollte plötzlich durch die hartnäckige Laune eines der Generalinspektoren der öffentlichen Arbeiten*) ein großer Teil dieser Kosten (ungefähr 200 000 Frs. jährlich) den unglücklichen Uferbewohnern und meinem Budget zur Last fallen.

Die Streitfrage wäre sicher gegen mich und meinen Generalrat und auch gegen das Gutachten der einsichtsvollen Landesingenieure entschieden worden, wenn ich nicht die Anwesenheit Napoleons und seine günstige Stimmung benützt hätte, um in dieser wichtigen Frage einen Machtspruch von ihm zu erlangen.

Als ich meine Klage vorgetragen hatte, ließ der Präsident den Minister, Herrn Lefèbre Duruflé, rufen, hörte seine eifrige

*) Herr Schwilgué, Inspecteur général des ponts et chaussées, Sohn des berühmten Mechanikers Schwilgué, der die kunstvolle astronomische Uhr im Straßburger Münster verfertigte.

Verteidigung, die sich besonders auf die Notwendigkeit stützte, dem Staate große Ersparnisse zu verschaffen, ruhig an und sagte dann wohlwollend: Mon cher Ministre, faites vos économies ailleurs et non pas sur le dos des pauvres riverains du méchant fleuve que les Allemands nous disputent — und sich zu mir wendend — Préfet, votre Département ne paiera que ce qu'il a toujours payé dans les travaux du Rhin, je vous donne complétement raison — und die Sache war zu meiner großen Freude abgemacht.

Im August desselben Jahres gab der Rhein, wie wir es gleich sehen werden, meinen Klagen einen schrecklichen Ausdruck, indem er mein Departement durch die furchtbarste Überschwemmung, die seit Jahrhunderten gesehen worden, aufs grausamste heimsuchte. Diese Katastrophe und andere Überschwemmungen kosteten dem Oberrhein mehr als eine Million Frs.

Von Straßburg begab sich Napoleon nach Baden zur Großherzogin Stephanie, bei welcher er zwei Tage verweilte, und kehrte dann nach Paris zurück.

Im September verließ er aufs neue die Hauptstadt und besuchte die südlichen Provinzen.

Um dieser Reise einen politischen Charakter zu geben, ließ er sich von sämtlichen Kavallerieoffizieren der Armee von Paris bis zum Bahnhofe eskortieren; auf der Weiterreise war es die Bevölkerung der besuchten Provinzen, welche dem Erscheinen des Präsidenten den volkstümlichen Charakter verleihen sollte.

In Bourges und Nevers wurde er mit dem Rufe: „Vive l'Empereur!“ begrüßt; auf den Triumphbögen war der Name „Napoleon III.“ zum erstenmal zu lesen. In St. Etienne mitten unter der arbeitenden Bevölkerung trugen die Fahnen

und Triumphbögen die Worte: „Ave Caesar Imperator!“ In Lyon überreichten die Arbeiter eine Bittschrift, in welcher förmlich die schleunige Errichtung des Kaiserreichs begehrt wurde.

Allenthalben so kaiserselige Ausdrücke der öffentlichen Meinung entgegennehmend, konnte Napoleon in Bordeaux endlich die bedeutenden Worte in einer öffentlichen Rede fallen lassen: L'Empire c'est la paix!

Zwei Monate nachher (den 1. Dezember 1852) wurde das Kaiserreich gegründet durch einen Senatsbeschluß und ein neues Plebiszit, welches Napoleon 9 Millionen Stimmen gab.

Da wir jetzt, etwas vorgreifend, unsern alten Bekannten von Ham an die Stufen des französischen Kaiserthrones begleitet haben, wollen wir ihm eine gesegnete Regierung wünschen, deren Geschichte ausführlich zu schreiben nicht unsere Aufgabe sein kann. Wir müssen jedoch kurz erzählen, wie es uns vor und nach der Kaiserproklamation in der Provinz gegangen ist.

Während der Präsident der Republik seine Rundreise in den südlichen Teilen Frankreichs fortsetzte, empfanden wir im Osten die Wohlthaten der Ruhe und der wieder feststehenden Ordnung. Der allgemeine Wohlstand offenbarte sich in dem schnellen Aufschwunge der Industrie, im steten Steigen der Staatsrenten und in den Mehreinnahmen der indirekten Steuern.

Die Verwaltung konnte sich nun ruhigen Sinnes, mit Vertrauen in die Zukunft und frei von politischen Sorgen den Angelegenheiten des Landes hingeben. Die Sitzungen meines Generalrates verliefen wieder in wohlthuender und nutzbringender Harmonie zwischen der Regierung und der Vertretung des Landes.

Die Anerkennung, welche mir die Versammlung durch ihren Präsidenten Struch aussprechen ließ, darf ich als den besten Beweis der Übereinstimmung zwischen Volk und Re-

gierung wohl hier anführen; Präsident Struch richtete an den Präfekten am Schlusse der letzten Sitzung (den 24. August 1852) folgende Ansprache*):

Monsieur le Préfet! Le Conseil général du Haut-Rhin vous remercie, par mon organe, du concours aussi loyal qu'éclairé, que vous lui avez prêté pendant cette importante et laborieuse session.

Il a pu apprécier, par l'examen scrupuleux de toutes les parties du service départemental, l'intérêt et la sollicitude que vous apportez à toutes les branches de votre administration. Le Conseil vous en témoigne sa gratitude au nom des populations qu'il représente.

Les habitants de tous nos cantons reconnaissent en vous cette fermeté qui dans les jours de danger nous a préservés des malheurs qui ont affligé tant d'autres départements, qui dans les jours de calme fortifie l'autorité, la fait respecter, et donne une protection assurée aux intérêts légitimes de tous.

Aimé et respecté de la bonne et grande majorité de notre peuple, vous répandez chez lui des sentiments de respect et d'affection pour le gouvernement que vous représentez, et c'est ainsi que vous concourez à assurer sa force et sa durée, qui est notre voeu à tous.

Le gouvernement saura, nous n'en doutons pas, apprécier vos services; pour nous, nous ne pouvons les reconnaître que par le concours dévoué que nous vous prêterons toujours pour le soutien des grands intérêts du pays. —

Die Fühlung mit dem Volke und seiner Vertretung war

*) Diese Ansprache und die Antwort darauf findet sich gedruckt im Protokolle der Landtagssitzungen des Oberrheines für das Jahr 1852.

also eine vertrauensvolle geworden; sie hätte unter andern politischen Umständen, von denen später die Rede sein wird, dem Präfekten ein langes und segensreiches Wirken gestattet.

Gleich nach dem Schlusse des Generalrates bekam ich von der Regierung den ehrenvollen Auftrag, im namen des Präsidenten der Republik S. K. Hoheit den Großherzog Leopold von Baden in seiner guten Stadt Freiburg zu begrüßen. Weil die Nachbarstadt Freiburg dem französischen Oberrhein nahe ist und die Beziehungen beider Staaten trotz der verflossenen stürmischen Jahre stets die freundschaftlichsten geblieben, wählte die Regierung ihren nächsten Vertreter zu dieser Begrüßung, welche dadurch eher den Charakter einer einfachen nachbarlichen Courtoisie, als den einer politischen Demonstration erhielt. Die Wahl war um so passender, als die Verwaltung des Oberrheins in den Jahren 1848 und 1849 der badischen Regierung durch die Entfernung aller revolutionären Elemente von der Grenze bedeutende Dienste geleistet hatte.

Ich wurde daher auch sehr huldvoll empfangen und blieb zwei Tage der einzige fremde Gast des badischen Herrschers; S. K. Hoheit behielten mich stets in seiner Nähe und nannten mich „seinen lieben verehrten Nachbar.“ Das gab mir in den Augen des Gefolges des hohen Herrn und vor dem Volke ein ganz eigentümlich wichtiges Ansehen. Die Leute flüsterten sich zu: Seht da, ein Franzose, Gesandter Napoleons!

Der würdige alte Regent, eine stattliche hohe Gestalt mit äußerst wohlwollendem und verbindlichem Wesen, fühlte sich in jenen Tagen glücklich, sein Ländchen zum erstenmal nach den Aufständen von 1848 wieder in Ruhe und Ordnung bereisen zu dürfen. Der Empfang, der ihm allenthalben zu teil wurde, war ein außerordentlich herzlicher.

In der Umgebung des Großherzogs befanden sich die badischen Minister und sein königlicher Sohn, der jetzt regierende Großherzog, dessen freundliches wohlwollendes Wesen seinem badischen Volke damals schon den gütigen, milden und pflichttreuen Regenten verbürgte.

Die großherzoglichen Herrschaften wurden mit ihrem ganzen Gefolge von der Frau Großherzogin Stephanie auf ihre nahe bei Freiburg gelegene Villa Umkirchen zu einem Gala-Diner geladen und meine Wenigkeit erhielt ebenfalls eine Einladung zu diesem Familienfeste.

An der Tafel hatte ich die Ehre, neben der hübschen Enkelin der Frau Großherzogin, der Prinzessin Karola Wasa, der jetzigen Königin von Sachsen, placiert zu sein, und erhielt dadurch Gelegenheit, den anmutigen und heiteren Geist der erlauchten, damals 17jährigen Prinzessin würdigen zu können.

Nach dem Diner erschien einen Augenblick die hohe Mutter der Prinzessin, die Fürstin Wasa; äußerst graziös und liebenswürdig trotz ihres schweren Leidens, war Ihre K. Hoheit in diesem letzten Jahre ihres Lebens noch eine wunderbar liebliche Erscheinung.

Als der Großherzog mit seiner Umgebung weggefahren war, bat mich die Frau Großherzogin, noch eine Stunde mit meinem Vetter Baron Rink von Baldenstein (ihrem Kämmerer und vertrauten Freund ihres Hauses) bei ihr zu verweilen. Im Laufe der Unterhaltung sprach die hohe Frau mit Bewunderung und Liebe von dem Prinzen Napoleon, von seinem guten Herzen, das ihr von seiner Kindheit an bekannt war, und besonders von dem Glücksstern, der ihn durch alle Verhängnisse seines Schicksals treu geleitet habe. Dann auf die Prinzessin Karola, ihre Enkelin, kommend, deutete sie an,

ihr Herzenswunsch sei immer gewesen, eine Verbindung zwischen der Prinzessin und Napoleon zu erleben, und sah uns dabei fragend an. Baron Rink sagte: K. Hoheit, der Thron Frankreichs hat noch keiner Prinzessin Glück gebracht. —

Sich an mich wendend bemerkte die vortreffliche hohe Frau: Ihr lieber Vetter ist von jeher kein Franzosenfreund gewesen, daher kann ich sein Urteil nicht als ein unbefangenes ansehen, aber Sie, Graf, hegen Sie auch so ernste Befürchtungen für die Zukunft Frankreichs? —

Gnädige Frau, ich bin wie Ew. K. Hoheit voll Bewunderung für den Mut und das große Talent des Prinzen Napoleon und überzeugt, daß es seiner Beharrlichkeit gelingen wird, das Kaiserreich aufzurichten; ich muß jedoch offen gestehen, daß ich in den chaotischen politischen Abgrund Frankreichs zu tief hineingeschaut habe, um nicht mit Schiller auszurufen: Und würfst du die Krone selber hinein und sprächst: Wer mir bringet die Kron, er soll sie tragen und König sein! — mich gelüstete nicht nach dem teuern Lohn! —

Oh, entgegnete die Großherzogin lachelnd, voici bien la nature allemande qui parle en vous; vous êtes tous des hommes de sentiment et d'imagination.

Die hohe Frau lenkte die Konversation auf gleichgültige Gegenstände und wir verabschiedeten uns.

Später, so oft ich auch das Glück hatte, die Frau Großherzogin zu sehen, war sie stets voll Freundlichkeit und Teilnahme für mich, erwähnte jedoch nie mehr den Gegenstand der soeben erzählten Unterredung. Ich erfuhr erst im Jahre 1871 in Wien, daß das angedeutete Heiratsprojekt nur an dem absoluten Veto des Prinzen Wasa gescheitert war.

Nach diesen aufregenden Begebenheiten sehnte ich mich nach

Ruhe und erlangte einen Urlaub, den ich mit meiner Familie auf meinem Gute Fröschweiler still zubringen wollte.

Fröschweiler, die Heimat der jüngern Eckbrecht-Dürckheimschen Linie, zog mich mächtig an. Das alte Schloß, welches im Jahre 1793 von den Franzosen beschossen worden und als eine halbe Ruine im Besitz einer Großtante Dürckheim und ihrer drei Söhne notdürftig unterhalten und kümmerlich bewohnt war, fiel nach dem Tode der Tante und ihres ältesten Sohnes in fremde Hände; ein beträchtlicher Teil der dazu gehörigen Güter blieb jedoch im Besitz meiner beiden überlebenden Vettern. Ich brachte das Schloß und einen Teil der Güter käuflich wieder an mich; einen anderen Teil der Besitzung vermachte mir testamentarisch mein edler Freund und Vetter Erasmus Strauß von Dürckheim, während sein Bruder Herkules seinen Anteil dem Spitale von Straßburg hinterließ. So fiel das alte Stammgut Fröschweiler, zwar zersplittert und geschmälert, aber dennoch ein werter Besitz, an den sich fünfhundertjährige Erinnerungen knüpfen, der Familie Dürckheim wieder zu.

Mit Anwendung meines ganzen kleinen Vermögens kaufte ich die Güter und baute das Schloß wieder auf. Es gehörte ein eigener Familiensinn (ja ich kann sagen Eigensinn) dazu, um solche Opfer für ein altes Eulennest zu bringen. Da ich mir aber ein eigenes Heim schaffen wollte, so konnte ich keine bessere Wahl für einen Familiensitz treffen als das altehrwürdige Haus Fröschweiler, das so vielen Kriegen und Revolutionen getrotzt hatte und am Ende doch wieder seinen ursprünglichen Besitzern anheimgefallen war. Meinen kühnen Entschluß, schon im Jahre 1849 gefaßt, führte ich konsequent durch und hatte ihn später nicht zu bereuen.

Die Gegend ist reizend, die Bevölkerung eine biedere und von gutem alten Hanauer Schrot und Korn. Das kleine, neue Schlößchen ließ ich mir hübsch, einfach und doch recht anständig bauen; wir fanden es Ende August 1852 wenn nicht vollkommen ausgestattet, doch wohl bewohnbar.

Wenn man mit Familie vierzehn Jahre lang nomadisiert hat und seine Haushaltung mehreremale von einem Ende Frankreichs zum andern schleppen sah, so ist man wahrlich zu beneiden um die Wonne, die ein eigener Herd und ein festes Heim empfinden lassen.

Doch wir genossen kaum einige Tage die Freude der neuen Ansiedlung — es muß ja stets etwas die schönsten Tage stören — als ich durch die Kunde der schrecklichen Überschwemmungen am Oberrhein plötzlich abgerufen wurde, von den Meinigen mich trennte und wieder nach Colmar eilte.

Ich fand die Uferbewohner des Rheins in der unbeschreiblichsten Not. In manchen Dörfern strömten noch die Fluten durch die Gassen; die Häuser und Scheuern versanken im Strom; Gärten und Felder waren auf lange Zeit hin durch das von den Fluten herbeigeschwemmte Geröll unbrauchbar gemacht. Der Rhein hatte an manchen Stellen die Breite eines großen Sees eingenommen und als ich in einem Kahn die ungeheure Wassermenge durchsuchte, sah ich auf hohen Nußbäumen längs der Straßen das Material der Schiffbrücke von Hüningen im Geäste hängen.

Grauenerregend und schmerzlich war der Anblick des sonst so lachenden Landes, entsetzlich die Not und der Kummer der armen Überschwemmten. Doch mitten in dem allgemeinen Elend war ein großer Trost geblieben: kein einziges Menschenleben war zu beklagen. Wunderbarerweise hatten sich die Einwohner

der bedrohten Ortschaften, alles im Stiche lassend und frühzeitig vor der wachsenden Gefahr gewarnt, in benachbarte höher liegende Gemarkungen retten können. Hier that sich auch die allgemeine Teilnahme auf rührende Weise kund; überall wurden die Flüchtlinge liebend untergebracht und so lange verpflegt, bis sie ihre verlassenen Wohnungen wieder beziehen konnten.

Staunenswert war der schnelle Abzug des ergrimmten Stromes; so plötzlich die ungeheure Wassermasse eingedrungen war, ebenso rasch verschwand sie, in vorüberbrausender Eile verderbliche Spuren hinterlassend. In den ersten Septembertagen wehte ein starker Nordost, der die Felder und Dörfer trocken legte.

Nun galt es zu trösten und mit rascher That zu helfen. Der Staat, die Gemeinden, das Departement und die allgemeine Wohlthätigkeit wetteiferten mit einander, die Schäden der entsetzlichen Katastrophe möglichst schnell heilen zu helfen. Daß die Verwaltung während eines ganzen Jahres vollauf zu thun hatte, um ihrer schmerzlichen Pflicht tüchtig und den Verhältnissen entsprechend nachzukommen, kann sich der geneigte Leser wohl vorstellen. Sie that es auch mit unermüdlichem Eifer und mit einer Übereinstimmung aller Kräfte, die ich den sämtlichen Behörden und der Bevölkerung nicht lobend genug nachrühmen kann.

Im Oktober eilte ich nach Paris, um von der Regierung die höchstmöglichen Hilfsgelder zu erbitten.

Napoleon empfing mich wieder sehr huldvoll und half mir, beim Ministerium der öffentlichen Arbeiten meinen dringenden Bitten Gehör zu verschaffen. Weil der Generalrat

dem Lande die größten Opfer auferlegt hatte, befahl Napoleon, daß auch der Staat die volle Unterstützung gewähre.

Bei der Tafel, zu der ich geladen wurde, sprach der Prinz von den Überschwemmungen und richtete mehrere Fragen über die Einzelheiten der Katastrophe an mich.

Befriedigt und mit guter Hilfe ausgerüstet kam ich nach Colmar zurück.

In den ersten Tagen des Monats November erschien der Minister der öffentlichen Arbeiten, begleitet von dem General-Inspektor Schwilgué und etlichen hervorragenden Ingenieuren bei mir, um den Schauplatz der Überschwemmungen zu besichtigen.. Dieser Besuch war mir sehr erwünscht, denn Herr Magne, der Minister, hatte kaum die ersten Spuren des grausamen Unheils gesehen, als er dem Herrn Schwilgué ernst bemerkte: Vos projets d'économie sont tombés dans le Rhin — und von dem Augenblick an hatte ich Ruhe und Frieden mit dem Ministerium und mit Herrn Schwilgué.

Der Besuch des Herrn Ministers in Colmar bezeichnete für mein Haus, ohne daß der hohe Würdenträger eine Ahnung davon hatte, ein fröhliches Ereignis.

Beim Diner, das ich ihm zu Ehren gab und bei welchem meine Frau, die in gesegneten Umständen jeden Tag ihre Entbindung erwartete, sehr artig und unbefangen die Honneurs machte, meldete sich auf eine voreilige Weise der neue Sprößling meines Hauses und brachte seine liebe Mama in peinliche, schmerzliche Verlegenheit; die standhafte, heroische Hausfrau hielt bis zum Ende des Mahles mutig aus und in der Nacht wurde mir ein liebes schönes Knäblein geboren.

Den Herrn Magne, den kalten, gleichgültigen Menschen, lud ich selbstverständlich nicht zu Gevatter; er verließ Colmar

ohne zu wissen, daß er bei der Tafel neben einer heldenmütigen zweiten Jeanne d'Albret gesessen hatte.*) So wird also auch bisweilen die scheinbar leichte Repräsentationspflicht einer Präfektin zur drückenden Last.

Der kleine Erdenpilger, welcher nun meine Nachkommenschaft auf drei Söhne brachte, erhielt in der Taufe die Namen Erasmus Kuno; seine Pathen waren meine beiden Vettern Erasmus Strauß von Dürckheim und General Sigmund von Berkheim, zwei edle Freunde, deren treue Liebe für mich alle Proben des Lebens unverändert bestanden hat. Im Laufe meiner Erzählung werde ich Gelegenheit finden, die Namen dieser beiden Freunde noch oftmals und stets mit dankbarem Herzen zu erwähnen.

Den 10. Dezember wurde auch in Colmar durch den Präfekten das Kaiserreich feierlich proklamiert und allenthalben mit Befriedigung aufgenommen.

In Paris hatte Napoleon seinen Hofstaat schon recht prunkvoll vorbereitet: es fehlte nur eine Herrin im kaiserlichen Hause. Allgemein beschäftigte sich die Neugierde mit der Frage: wer wird den Thron mit dem neuen Cäsar teilen? Da tauchte plötzlich ein neuer ganz unbekannter Name auf: Fräulein Montijo, eine blendende Schönheit und eine bezaubernde Erscheinung, hatte die Aufmerksamkeit des Kaisers aufs lebhafteste erregt und bald fesselte den schon reifen Don Juan die Sirenengestalt und das fascinierende Wesen der jungen Spa-

*) Jeanne d'Albret, Königin von Navarra, die edle Mutter Heinrichs IV. von Frankreich, mußte bekanntlich auf Bitten ihres etwas harten Gemahls während der Geburt ihres königlichen Kindes ein Baskisches Volkslied singen; und sie sang es, sagt die Chronik, kräftig und freudig, mit opferwilliger Liebe.

nierin in so hohem Grade, daß er beschloß, durch die Bande der Ehe in den Besitz eines Kleinods zu gelangen, das um keinen andern Preis zu erringen war.

In der nächsten Umgebung des Regenten machten sich treugemeinte Ansichten laut, die seinen Entschluß zu bekämpfen suchten;*) allein umsonst! Die Leidenschaft war stärker als die Vernunft, und die kleinen Künste eines verschmitzten, klugen Weibes zeigten bald, wie Schönheit und Anmut es verstehen, einen Thron zu besteigen.

Mademoiselle Montijo, wenn man sie auch mit sonoren Namen wie „Gräfin Teba, Grande von Spanien" u. s. w. umgab, war eben doch immerhin nur eine einfache Demoiselle für einen Kaiser der Franzosen

Napoleon schlug aus dieser obskuren Verbindung sogleich politisches Kapital, indem er den schwärmerischen, für romaneske Abenteuer empfänglichen Pariser die Worte hinwarf:

Quand, en face de la vieille Europe, on est porté par la force d'un principe nouveau à la hauteur des anciennes dynasties, ce n'est pas en vieillissant son blason et en cherchant à s'introduire à tout prix dans la famille des rois, qu'on se fait accepter. C'est bien plûtot en se souvenant de son origine, en conservant son caractère propre et en prenant franchement vis-à-vis de l'Europe la position de parvenu, titre glorieux lorsqu'on parvient par le libre suffrage d'un grand peuple.

So viel des politischen Schwindels diese an den Senat gerichteten Worte (man ist kein Parvenu, wenn man den Namen Napoleon trägt und unter dem Zauber dieses Namens

*) Man kannte einen Senator, der ausrief: Sire, n'épousez donc pas cette personne!

eine Krone auf sein Haupt setzt) auch enthalten mögen, sie erreichten dennoch bei dem Volke den berechneten Effekt.*) Napoleon verstand es trefflich, auch aus seinen dummen Streichen den besten Nutzen zu ziehen.

Der Mann hat ganz Recht, sagten die Pariser stolz — was braucht er eine Frau zu erbetteln bei den Königen? Wenn sein verliebtes Herz sich eine freie Wahl gestattet, so können wir ihm nur dazu gratulieren.

Bald wurde „la Montijo,“ wie die Pariser sich ausdrückten, der Gegenstand allgemeiner Neugierde und Bewunderung.

Nie sah man eine geschmeidigere und harmonischer gebaute Gestalt, nie einen anmutigeren mit Goldhaaren geschmückten Kopf! Ein blendender Teint, schöne, von langen feinen Wimpern verschleierte Augen, ein herrlicher Wuchs und einnehmende, graziöse Manieren verliehen der kaiserlichen Braut einen Glorienschein weiblicher Anmut — wahrlich ein Bild, das kein Murillo, kein Velasquez, sondern nur ein Tizian in seinem feinen Farbenschmelze und seiner ganzen Zartheit hätte darstellen können!

Als ich die Kaiserin zum erstenmal sah, — es war auf einem Hofball in den Tuilerien — fesselte mich ihr Anblick mehr als er mich entzückte.

Ich hatte erwartet, eine heißblütige blendende Spanierin zu sehen, und sah vor mir ein exotisches elfenhaftes Zaubergeschöpf voll weicher Zartheit und milder Grazie. Wenn man jedoch das Bild näher und länger beobachtete, erkannte man mitten durch den Reiz der beweglichen Züge ein gewisses felinisch einschmeichelndes Lächeln, das nicht ganz natürlich schien

*) Man sagte treffend damals in höheren Kreisen: Il est arrivé, mais non pas parvenu.

und unwillkürlich den Zweifel an aufrichtiger Treue erweckte. Ihr Äußeres deutete auf Sanftmut und Gelassenheit hin, und im Innern war sie leidenschaftlich und nicht immer fähig, die Ausbrüche ihrer Heftigkeit zu bändigen.*) An Mut und Energie fehlte es ihr nicht; während der Cholera-Epidemie in Paris und in Amiens hat sie sich tapfer gehalten. In letzterer Stadt soll sie dem Bischof, der sich sehr vorsichtig vor der Ansteckung verwahrt hatte, spitzfindig gesagt haben: Continuez, Monseigneur, à bien soigner votre chère santé.

Doch war ihr Einfluß auf Napoleon, wie es die letzten Jahre des Kaiserreichs und namentlich die Kriegserklärung, die gegen die Überzeugung des Regenten war, hinlänglich bewiesen haben, durchaus ein unheilvoller.

Wir befinden uns aber noch in der ersten Glanzepoche ihres Lebens und müssen bekennen, daß sie in allen Äußerlichkeiten dem neuen Throne keine Unehre machte und sich gewandt

---

*) Ein Augenzeuge erzählte mir folgende, von ihrem heftigen Temperamente Zeugnis ablegende Anekdote.

Einst, in den ersten Jahren ihrer Thronbesteigung bei einem Spaziergange im Park von Fontainebleau gelangte sie mit ihrer Umgebung an eine, von einem Soldaten bewachte, eiserne Thüre, die einen Ausgang in den Wald gewährte. Die Kaiserin befahl der Wache, die Pforte zu öffnen; der Soldat antwortete, er habe Befehl niemanden passieren zu lassen. Je suis l'Impératrice, ouvrez! rief das erzürnte Weib und drang hastig zur Thüre vor. Der Soldat sagte energisch: passez votre chemin, ce serait l'Empereur lui-même, que je n'ouvrirais pas. — Da stampfte Madame Eugenie mit dem Fuße und wollte auf die pflichttreue Wache mit Gewalt und drohend eindringen. Ihre Umgebung suchte sie umsonst zu besänftigen; die Herren erklärten, der Soldat könne nur seinem Befehle gehorchen und er sei ganz korrekt in seinem Verfahren. Die Kaiserin jedoch weinte vor Zorn und rief aus: A quoi bon être Impératrice quand on ne peut pas même se faire ouvrir une porte? Im Schlosse angelangt trat sie noch heftig bewegt vor den erstaunten Cäsar, der sie lächelnd anhörte und sofort Befehl erteilte, den braven Soldaten zum Korporal zu befördern.

zu benehmen wußte; auch war sie in den ersten Jahren ziemlich populär in Paris.

Die Feierlichkeiten der Hochzeit des Kaisers wurden mit großer Etikette und ganz nach den Traditionen des ersten Kaiserreiches begangen.

Den 29. Januar 1853, um acht Uhr abends, erschien im kleinen Palais de l'Elysée, welches Fräulein Montijo und ihre Mutter seit einigen Tagen bewohnten, der k. Oberhofceremonienmeister, Herzog von Cambacères (Neffe des Kanzlers gleichen Namens unter Napoleon I.). Der Würdenträger kam mit zwei Galawagen, um die hohe Braut und ihre Mutter nach den Tuilerien zu führen, die der Kaiser schon bezogen hatte*) und woselbst die Ziviltrauung stattfinden sollte.

Die Wagen, von einer stattlichen Kavallerie-Eskorte begleitet, hielten vor dem Pavillon de Flore. Auf dem Perron

*) Durch ein Dekret vom 31. Dezember 1852 wurde der Hofstaat des Kaisers folgendermaßen bestellt:

Der Bischof von Nancy: grand aumônier (erster Almosenier); Marschall Vaillant: Oberhofmarschall; Oberst von Béville: erster Palastpräfekt; Herzog von Bassano: grand chambellan (Oberkämmerer); Marschall St. Arnaud: grand écuyer (Oberstallmeister); Oberst Fleury: premier écuyer (erster Stallmeister); Marschall Magnan: grand veneur (Oberjägermeister); General Edgard Ney: premier veneur (erster Jägermeister); Herzog Cambacères: Oberceremonienmeister; dann eine Menge Kämmerer, Ceremonienmeister und Adjutanten.

Das Haus der Kaiserin erhielt ebenfalls eine Plejade von Hof- und Palastdamen und einen Schwarm von Kämmerern und Hofkavalieren. Manche, der hohen Aristokratie angehörige Damen, die anfangs über die Montijo die Nasen gerümpft und geschworen hatten, sich ihr nicht zu nähern, lagen ihr jetzt zu Füßen. Alle diese Hofchargen wurden sehr reichlich honoriert; die Ersten erhielten bis zu hunderttausend Frcs. jährlich, was die Herren Marschälle von Frankreich recht hübsch situierte. Der Kaiser erhielt eine Zivilliste von 25 Millionen Frcs. und über drei Millionen vom Ertrag der Krongüter. Man sieht, daß er sich nicht vergessen hatte; jetzt konnte er seine Schulden zahlen und seine Kreaturen belohnen.

empfingen die beiden Damen: der Herzog von Bassano, der Marschall St. Arnaud, der Oberst Fleury und eine Schar von Kämmerlingen und Ordonnanzoffizieren. Am Eingange des ersten Salons erwarteten der Prinz Napoleon (Sohn Jerome's) und seine Schwester, die Prinzessin Mathilde, die Braut, um dieselbe zum Kaiser zu geleiten.

Umgeben von seinem Onkel, Jerome Bonaparte, von den Ministern, Kardinälen, Marschällen, Admirälen und Adjutanten, begrüßte und empfing Napoleon die Auserwählte seines Herzens mit großer Feierlichkeit.

Der Zug begab sich dann in geregelter Etikette in den Marschallsaal, wo der Staatsminister Fould als Zivilbeamter die bürgerliche Trauung vornahm. Die Zeugen des Fräuleins Montijo waren: der Marquis von Valdegamas, Grande von Spanien und Gesandter am französischen Hofe, der Herzog von Ossuna, der Marquis von Bedmar, beide Granden von Spanien erster Klasse, der General Alvarez de Toledo und der Graf von Galve, Vetter der hohen Braut; die Zeugen Napoleons: Jerome Bonaparte und dessen Sohn Prinz Napoleon.

Die Ziviltrauung vollzog sich mit denselben Formalitäten, die bei einer bürgerlichen von dem Code civil vorgeschrieben sind. Der Akt wurde auf demselben Dokumente verzeichnet, welches die früheren Zivilakte der kaiserlichen Familie aufgenommen hatte: so die Adoption des Prinzen Eugène Beauharnais, Sohn der Kaiserin Josefine, die Geburt des Herzogs von Reichstadt u. s. w.

Am 30. Januar wurde die kirchliche Trauung in dem herrlichen Dome von Notre Dame de Paris mit großem Pomp gefeiert.

Wie den Tag zuvor und mit demselben Ceremoniell wurde die Braut mit ihrer Frau Mutter im Elysée abgeholt.

Bevor der Kaiser den Wagen bestieg, der ihn zur Kirche bringen sollte, führte er seine Braut auf den Balkon der Tuilerien und stellte sie den Truppen und dem Volke vor.

Drei Galawagen, je mit sechs Pferden bespannt, nahmen die höchsten und hohen Herrschaften, d. h. die Gräfin Montijo mit der Prinzessin Mathilde, die beiden Jerome Bonaparte und ihre hohen Würdenträger auf.

In einem Zwischenraum von fünfzig Schritten folgte der Wagen des Kaisers, derselbe, der bei Napoleons I. Krönung gedient hatte; die prachtvolle, in Farben und Gold schimmernde historische Equipage war mit acht wunderschönen Braunen bespannt. An den Portièren ritten zu beiden Seiten der Maréchal grand écuyer St. Arnaud, der Maréchal grand veneur Magnan, der General der Nationalgarde von Paris und der Oberst Fleury. — Eine starke Kavallerieabteilung bildete die Eskorte. In langsamem Schritte bewegte sich der prachtvolle Zug durch den Tuileriengarten und die Rue de Rivoli bis zum Portale der alten Kirche von Paris, der erhabenen Zeugin mancher Pracht in der Vergangenheit und so vielen Jammers und Grauens in jedem Jahrhundert. Die ungeheure Menschenmenge jubelte und begrüßte das hohe Brautpaar mit enthusiastischer Freude.

Oh! qu'elle est belle, la Montijo, et qu'il a bon goût, l'Empereur! hörte man sogar die Frauen ausrufen, die gewöhnlich nicht freigebig mit der Bewunderung anderer Frauen sind.

Die Ceremonie in der Kirche war sehr imposant. Zwanzigtausend Kerzen beleuchteten die wunderbaren Gobelins, mit welchen man die Wände der alten Basilika geschmückt hatte.

Die elegante Damenwelt mit Spitzen und Diamanten, die Würdenträger und Offiziere mit Orden, in silber- und goldgestickten Uniformen, ließen die sonst so ernsten, dunklen Räume des gotischen Domes heute in feenhaftem Glanze erscheinen.

Die kaiserliche Braut selbst erhöhte diesen Glanz. Ihr Hals und ihre Schultern waren mit Diamanten überdeckt. Der Gürtel aus Saphiren und Diamanten der Kaiserin Marie Louise umschlang die Taille von Alençonspitzen über der weißen Atlasrobe; Edelsteine schmückten diese letztere und der berühmte Diamant der französischen Krone, der „Regent“, strahlte auf der Brust.

Paris war erstaunt und bezaubert zugleich von all der prachtschimmernden Augenweide, die ihm geboten wurde und gab lebhafte Zeichen seiner Genugthuung über die in so kurzer Zeit vollbrachte Metamorphose.

Wie ein effektvolles Zauberstück im lyrischen Theater ging das politische Drama vor den Augen des so leichtlebigen Volkes vorüber. Im Laufe der letzten drei Monate hatte der Präsident der Republik von dem allgemeinen Stimmrechte, dem Volkswillen entsprechend, die Verwandlung der Regierungsform erhalten, durch die veränderte Verfassung das zweite Kaisertum nach dem Muster des ersten errichtet, und um dem Werke die Krone aufzusetzen, vor allem andern die Schönheit und die Grazie würdig gehalten, sein Schicksal zu teilen.*)

*) An der kaiserlichen Tafel wurde eine Cantate gesungen, welcher wir folgende Strophen entnehmen:

Célestes concerts,
Douce harmonie
Glissez dans les airs!
Chantez la grâce unie

Jedes Gemüt war heiter gestimmt und wohlthuend aufgerichtet durch die glänzende Pracht, die so plötzlich die trübsten Besorgnisse und die dunklen Bilder der letzten Zeiten verscheucht hatte. Der Abgrund zwischen Zerstörung und Wohlstand, zwischen Sein und Nichtsein, mit magischer Gewalt übersprungen, gähnte noch offen hinter den Festlichkeiten und zeigte der wiederaufblühenden Weltstadt, daß sie nicht ohne Pracht und Aufwand leben könne.

Von dem Zeitpunkte an beginnt die Glanz- und Glücksperiode des zweiten Kaiserreichs. Der Hof und die neuen Größen des Tages wetteiferten mit der Finanzwelt um die Palmen der Verschwendung, Geld in Menge verbreitete sich unter die arbeitenden Klassen, Feste folgten auf Feste. Doch mit der allgemeinen Genuß- und Vergnügungssucht wuchs auch die Gier nach schnellem Reichtum: die Gründerwut bemächtigte sich der bis dahin vernünftigen Geschäftswelt.

Es sproßten schwindelerregende Vermögen aus dem Nichts hervor und neue Parvenus, meist Börsenspieler, protzten mit ihren Millionen. Wenn man damals fragte: wer ist der un-

---

Au génie:
Chantez Eugénie
Et les amours,
Durant toujours!

Abends in der großen Oper wurde ein Prolog mit folgenden Versen beginnend vorgetragen:

Pour notre impératrice, aux doux climats choisie,
Chantez, avec des voix qui savent nous ravir,
Les airs que redira l'écho d'Andalousie
Aux collines du Tage et du Guadalquivir.
Espagne bien-aimée!
Ou le ciel est vermeil,
C'est toi qui l'a formée
D'un rayon de soleil.

bekannte Sardanapal in jener brillanten Equipage? wem gehört das neue prachtvolle Palais dort in den Champs Elysées oder auf den neuen Boulevards? — da war stets die lakonische Antwort: Ce sont des Napoléoniens.

Alles spielte und spekulierte; der Eingeweihte mit Erfolg, der Unmündige mit Verlust.*) Napoleon begnügte sich jedoch nicht damit, Staat zu machen und glänzende Feste zu geben, er entwarf damals schon den Plan der gänzlichen Umgestaltung der inneren Hauptstadt, um seiner Regierungsperiode ein dauerndes Denkmal zu errichten und zugleich um dem Heere der Unordnung Brot neben die Spiele zu werfen. Zu dem Behufe fand er bald ein williges und kühngeniales Werkzeug in dem berühmten Seinepräfekten Haußmann, dessen Hände, wie manche sagten, nicht so rein geblieben sind, als sein Unternehmungsgeist großartig war.**)

Auch auf die Provinzen ging mit elektrischer Schnellig-

---

*) Morny und Persigny waren nicht frei von dieser Leidenschaft und die Umgebung des Kaisers ergab sich mit Ungestüm der ausgelassensten Genußsucht. Man erzählte sich damals: Als der Marschall St. Arnaud, der nie den Wert des Geldes zu schätzen gelernt hatte, sah, wie andere sich bereicherten, wollte er auch sein Glück versuchen; er spielte blindlings an der Börse darauf los. Als aber nach 3 Monaten sein Börsenagent ihm einen Verlust von mehreren hunderttausend Franken meldete, geriet er in eine wahnsinnige Wut und warf den Agenten mit den Worten hinaus: Tonnerre! j'ai joué pour gagner, moi! non pas pour perdre.

Wenn vernünftige Leute die Bemerkung machten: es könne auch mit dem neuen Kaiserreich einmal schief gehen, erwiderten die Höflinge lachend: Peu importe, on se sera amusé en attendant. Das Mene Tekel war schon an die Wände geschrieben.

*) Man hörte einst die mehr als unschuldige Gattin dieses cäsarischen Bauzauberers klagend ausrufen: Es ist doch kein Glück bei den Unternehmungen Haußmanns! jedesmal wenn er in Paris ein Hôtel oder einen Garten kauft, wird das Hôtel niedergerissen, der Garten mit neuen Häusern verbaut. — Ben trovato, se non è vero!

keit dieser Verschwendungsgeist über. Man sah in vielen Städten Prachtbauten entstehen, die Hunderttausende auf die unnötigste Weise verschlangen*). Mein Generalrat und ich ließen uns jedoch nicht von dem allgemeinen Schwindel erfassen, sondern wirtschafteten ruhig fort mit der altherkömmlichen, vielleicht etwas übertriebenen Sparsamkeit.

Im Winter 1853 war der gesellschaftliche Verkehr in Colmar belebter als in früheren Jahren; man amüsierte sich mehr und öfters, aber stets mit der landessittlichen Einfachheit. Wir hatten gottlob keine Gründer und Schwindler in den Reihen der ehrlichen Bourgeoisie.

Die Beziehungen des Präfekten des Oberrheins zur Bevölkerung waren die besten und alles schien der Verwaltung eine Stabilität zu verbürgen, die dem Lande ebenso wünschenswert war als dem Präfekten selbst.

Anders war es im Ministerium des Innern. — Graf Morny, dessen Charakter und natürliche Anlagen sich einer ruhigen, stetigen Arbeit nicht unterziehen konnten, sondern eher seine ganze Thätigkeit zu dem diplomatischen Leben hinwiesen, hatte das Szepter des Innern zum großen Bedauern der Präfekten dem Grafen Persigny übergeben, während er selbst den Gesandtschaftsposten in Petersburg antrat.

Persigny, dem Kaiser sehr treu zugethan, hatte jedoch nicht die nötigen Eigenschaften eines ausgezeichneten Verwalters der innern Angelegenheiten. Wo hätte auch der ehemalige Unteroffizier Fialin von Persigny etwas von Staatskunst lernen können?

Früh gewöhnt, an politischen Umtrieben thätigen Anteil

*) Nach meiner Verwaltung in Colmar kam eine andere, die 1 500 000 Fr. für den Bau einer neuen Präfektur hergab.

zu nehmen, selbst lange ein Verschwörer, sah er überall Komplotte und Verschwörungen. Das Orleanistische Gespenst verfolgte ihn auf allen seinen Wegen. Ein sehr mittelmäßiger Menschenkenner und höchst oberflächlicher Beobachter, nahm er willigen Ohres jede Einflüsterung politischer Natur, woher sie auch kommen mochte, für eine ernste Mahnung und schenkte daher sehr oft den albernsten Gerüchten leichtfertig Glauben. Dem Vertrauten des Kaisers fehlte die erste Erziehung von Haus aus, und von höherer Geistesbildung war bei ihm keine Spur zu finden.*)

Dieser improvisierte Minister bemühte sich, eine neue Schule von Präfekten zu bilden; sie sollten nach dem Muster der altkaiserlichen Prätorianer mit aller Kraft des neuen Napoleonismus auftreten. Aber bald fehlte es den meisten an anstandsvoller Autorität: an die Stelle der würdevollen Festigkeit trat die gewöhnlichste Roheit; auch hatte sich diese Schule den bezeichnenden Namen „die Faustpräfekten“ (Préfets à poignet) vollauf verdient.

Da ich zu dieser Erziehung das nötige Zeug nicht besaß, wurde ich sehr bald in den Augen des Chefs verdächtigt und natürlich unter die Stiefkinder seines Regiments gezählt. Das spürte ich in allen meinen Beziehungen zum Ministerium des Innern.

Nicht selten erhielt ich, ohne irgend eine Veranlassung dazu geboten zu haben, die allereigentümlichsten Bemerkungen:

---

*) Einen Beweis der Abwesenheit jeder ästhetischen Geistesrichtung lieferte er, als er einst dem Kaiser ernstlich riet, die wundervollen Kunstschätze vom Louvre zu entfernen und das prachtvolle alte Schloß nebst einem Teile der Tuilerien als Kaserne für Generäle, Adjutanten und Truppenabteilungen aller Waffengattungen zu gebrauchen. Attilas Adjutant hätte wahrlich vor sol.h einem Gedanken zurückgebebt.

bald warf man mir, vom Zaune gebrochen, eine zu große Milde und Schonung gegen die extremen Parteien vor, bald Mangel an politischer Wachsamkeit u. s. w.

Anfangs beantwortete ich diese Depeschen, indem ich um Angabe von Thatsachen bat, und ehrerbietigst, doch entschieden, alle unbegründeten Verdächtigungen und Anklagen zurückwies. Als aber diese Kabinettsnörgeleien nicht aufhören wollten, antwortete ich auf keine derartige Depesche mehr, sondern erkundigte mich in Paris nach der Ursache meiner Ungnade.

Darauf erfuhr ich bald, daß gute Freunde mich sehr eifrigst bei Herrn von Persigny „empfohlen" hatten: die ultramontane Partei, welche während der unruhigen Jahre stets Schutz und Schirm bei mir gesucht und oft auch erhalten hatte, fing an sich stark genug zu fühlen, um einen protestantischen Präfekten, der ihr ein Dorn im Auge war, aus dem Sattel zu heben.

Da dieser Partei keine triftigen Gründe gegen mich zu Gebote standen, so griff sie wie immer zur Waffe der Verleumdung. Da hieß es wieder: Calomniez! calomniez! il en restera toujours quelque chose!

Die Werkzeuge, die dazu benützt wurden, kannte ich genau; sie waren die abgeschmacktesten Menschen meines Departements.

Die Geistlichkeit, ich sage es mit Freude zu ihrer Ehre, blieb fern von diesen schmutzigen Umtrieben. Nur die Jésuites à robes courtes (die Jesuiten im Frack) hatten Herrn von Persigny eingeflüstert, ein Präfekt, der mit General Athalin, dem früheren Adjutanten Louis Philipps (jetzt in Colmar lebend) auf sehr vertrautem Fuße stehe, häufig zur Herzogin von Orleans nach Eisenach wandere, um wahrscheinlich dort Orleani-

stische Intriguen anzuknüpfen, ein solcher Präfekt sei höchst unzuverlässig u. s. w.*)

Herr von Persigny schnappt ohne weitere Untersuchung die Legende auf, plaudert die Erfindung am Hofe aus und spricht ernstlich davon mit dem Kaiser! Der lacht ihm ins Gesicht und erklärt ihm, er sei das Opfer eines politischen Klatsches.

Das alles wurde mir durch die wohlwollende Großherzogin Stephanie von Baden, die zufällig in Paris war, berichtet und bestätigt; die hohe Frau ließ mich bitten, sehr vorsichtig zu sein, sie habe aus dem Munde Persignys selbst diese sonderbare Geschichte vernommen.

Nun, das war mir denn doch zu bunt! Ein Minister, der seinen Präfekten beim Kaiser auf eine niederträchtige Verleumdung hin, und ohne sich die Mühe zu geben, auf den Grund der Anklage zu gehen, des Hochverrats beschuldigt und sich selbst blamiert, indem er, statt den Angeklagten zur Verantwortung heranzuziehen, aus der Fabel eine politische Wichtigkeit macht, ein solcher Minister, sage ich, konnte nicht

*) Ich brauche dem geneigten Leser keine umständlichen Beweise meiner Unschuld zu geben. Ich weiß, er ist scharfsichtig genug, um die schauderhafte politische Ente für das zu halten, was sie wirklich war. Nur muß ich der Wahrheit zulieb bekennen, daß ich in meinem Privatverkehre mit dem ehrwürdigen General Athalin geblieben war, was ich ihm von jeher gewesen: ein aufrichtiger, treuer Freund und Verehrer. Meine Unabhängigkeit als Mensch habe ich ihm gegenüber nicht verleugnet, wußte jedoch im öffentlichen Leben die gehörige Vorsicht zu gebrauchen.

Ferner bekenne ich, wie ich es dem Kaiser selbst gesagt habe, daß mir die Herzogin von Orleans eine hochgeschätzte Fürstin war, daß ich jedoch niemals in irgend welcher politischer Beziehung zu ihr gestanden, viel weniger noch mich berufen gefühlt hätte, nach Eisenach zu wandern; dort bin ich nie gewesen.

erwarten, daß der von ihm beleidigte Präfekt unter ihm weiter diene.

So ungefähr schrieb ich an einen vermeintlichen Freund in Paris, ihn bittend, mit Vorsicht meine Versetzung in zeitweilige Disponibilität zu erwirken.

Der gute Freund zeigte dem Minister meinen Brief, und dieser, nur darauf bedacht, einen Napoleonisten an eine leicht zu erledigende Stelle zu bringen, ließ einfach und ohne sich vorher mit mir verständigt zu haben, folgendes Dekret im Moniteur erscheinen:

Monsieur de Cambacères est nommé Préfet du Haut-Rhin en remplacement de Monsieur le comte de Durckheim.

Dieser Herr Cambacères, der mit dem berühmten Kanzler in keinerlei Verbindung stand, war ein ehemaliger obskurer Ingenieur, dessen hübsche junge Frau von dem Prinzen Napoleon (Plon-Plon) sehr protegiert war.

Herr von Persigny, man sieht es, hatte sich das revolutionäre Verfahren der Kommissäre der provisorischen Regierung Ledru-Rollins zum Vorbild genommen; er ersetzte mich sans façon, wie es der Citoyen Oskar Lafayette in Provins gethan hatte!

Ich war sehr entmutigt, sehnte mich nach einem Jahr Ruhe, hatte mich aber getäuscht, indem ich voraussetzte, daß mit dem neuen Regime auch wieder anständige, geregelte Zustände in der höheren Verwaltung eingetreten seien. Ein brutaleres Verfahren gegen mich hätte ich mir nicht denken können nach den Dienstleistungen, deren ich mir bewußt war.

Doch „der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan, der Mohr konnte gehen.“ So dachte der Minister.

Allein die öffentliche Meinung, wie meine wahren Freunde

fanden dieses Verfahren vom allerschlechtesten Geschmack. Der Kaiser selbst äußerte sich bei dieser Veranlassung sehr streng über Persigny. Die politische Grobheit mit politischem Undank gepaart hätte sich nicht roher kund geben können. In meinem Departement war die Mißstimmung eine allgemeine. Der Generalrat hatte mir in seiner letzten Sitzung im August 1853 durch das Organ seines Präsidenten die freundlichen Worte aussprechen lassen: Le Département se félicite, de plus en plus, de vous avoir à sa tête; il espère vous conserver longtemps; il sait, qu'Alsacien de coeur, vous aimez vos administrés, connaissez leurs besoins et n'êtes animé que du désir de les satisfaire. Le Conseil est heureux de vous donner, Monsieur le Préfet, ce témoignage de haute estime et d'affection.

Der Dank des Landes hatte mir also nicht gefehlt, er entschädigt mich heute noch für den Undank der Regierung.

Persignys rücksichtsloses Verfahren entrüstete jedoch am heftigsten meine treuen Freunde: mein lieber Vetter General von Berkheim ruhte nicht, bis der Minister durch den Moniteur erklären ließ, nur auf mein Ansuchen sei die Präfektur von Colmar erledigt worden und ein anderer Präfekt an meine Stelle getreten. Zugleich begehrte der sorgliche Freund beim Kaiser das Offizierskreuz der Ehrenlegion für mich, als eine mir gebührende Satisfaktion, die auch sofort gewährt wurde. Diese Liebesdienste zeigte mir Berkheim durch folgende einfache Drahtdepesche an: Tu trouveras au moniteur la rectification du décret qui te concerne.

Die Satisfaktion erfolgte so schnell, daß ich kaum Zeit gehabt hatte, meinen gerechten Zorn über Persigny auszulassen, und des Freundes Teilnahme hatte sich so lebhaft ausge-

sprochen, daß der Minister über die heftige Entrüstung meines lieben Generals erstaunt ausrufen konnte: Comme cet homme aime ses amis!

Die Freundschaft war also diesmal kein leerer Wahn und Persigny, der Tyrann, wurde beinahe in unserem Bunde der Dritte, denn er that später alles, was mein Vetter für mich begehrte.

Napoleon selbst verleugnete auch bei dieser Gelegenheit sein Wohlwollen nicht; er ließ mich durch den General d'Ornoy, der in Paris war, ersuchen, so bald wie möglich bei ihm in Audienz zu erscheinen, da er von mir hören wolle, warum ich den Staatsdienst verlassen habe.

Schweren Herzens nahm ich von meinen Freunden am Oberrhein und von meinen Mitarbeitern Abschied und siedelte Ende November mit meiner Smala nach Fröschweiler über.

Die Trennung von meinem schönen Wirkungskreise war mir zwar sehr schmerzlich, aber der ungeheure Ekel, der sich gegen die politische und polizeiliche Seite desselben in mir festgewurzelt hatte, erleichterte mir das Entsagen.

Ein Glück war es übrigens für mich, daß ich niemals den Einfluß und die Machtbefugnis als individuelle Errungenschaften betrachtete, sondern einfach als anvertraute Güter, die man zum Besten Aller benützt, so lange sich das mit der Menschenwürde und dem Gewissen vereinbaren läßt. Da jedoch eine innere Stimme mir sagte, daß dies letztere für mich nicht mehr der Fall sein konnte, schied ich leichteren Herzens von allem, was mich früher in der Verwaltung so lebhaft angesprochen hatte.

Die Freude an meinem schönen Besitze, an dem freundlichen Heim, das intimere Zusammenleben mit meiner Familie

und die hundert kleinen Sorgen und Beschäftigungen des Landlebens, das alles, verbunden mit dem beseligenden Gefühl meiner wiedergefundenen Freiheit, ließen für den Ehrgeiz nicht den geringsten Raum in meiner Seele übrig.

Mit idyllischen Farben hatte ich mir das stille Landleben und seine Wirksamkeit ausgemalt und richtete mir dasselbe auch so ein, wie ich es geträumt hatte. Keine Lakaien und Schmarotzer mehr in meiner Umgebung, einfache ländliche Diener und Knechte, ein wohleingerichtetes Haus, von einer lieben tüchtigen Hausfrau geführt, drei lustige Knaben zu bändigen und zu lehren, treue Freunde und Verwandte in der Nachbarschaft; ein schönes Areal, das mich ernähren konnte, ein hübscher Wald, der neben seinem Ertrage die Freude der eigenen Jagd gewährte — so glücklich von Gott beschenkt, sagte ich mir, kannst du fürderhin dein eigen Brot vergnügt essen und den Wein von eigenen Hügeln mit Wollust trinken, wenn er noch so sauer ist. Die sanften Herden kannst du auf den Höhen ziehen sehen, in den Stallungen dich des lieben Viehs erfreuen, und wie meine Cousine Perier scherzhaft sagte, „von den Lämmern lernen, wie wohl das Wiederkäuen bekommt." Doch fanden meine Freunde, daß ich für dieses edle dolce far niente noch nicht reif genug sei, und der Kaiser sprach mir ernst und wohlwollend dieselbe Meinung aus.

Als ich in der Audienz, die er mir schriftlich erteilt hatte, erschien, kam er mir freundlich entgegen, reichte mir die Hand und sagte:

Warum sind Sie weggegangen? —

Majestät sind aufgeklärt, wie ich durch J. k. Hoheit die Frau Großherzogin erfahren habe, welche Überraschung Herr von Persigny seinem Präfekten des Oberrheins zu bereiten für

gut befunden hat, und daher kann der Kaiser nicht von mir begehren, daß ich ferner unter dem Minister diene, der mich ohne Grund verleumdet hat. —

Ich kenne die fatale Geschichte, antwortete Napoleon, habe sie auch für einen Klatsch (un paquet) gehalten und bitte Sie daher, nicht mehr daran zu denken und wieder in den Staatsdienst zu treten. —

Diese letzten Worte klangen entschieden wie ein Befehl. Ich erwiderte in deutscher Sprache:

Majestät! gebrannte Kinder fürchten das Feuer. Nehme mich der Kriegsminister als Tambour in ein Regiment, ich werde gehorchen, aber Präfekt kann ich nicht mehr werden, das ist gegen meine Ehre.

Napoleon antwortete beinahe ärgerlich: O bereiten Sie mir nur keine Sensation (éclat) mit Persigny! Ich will, daß Sie sich freundlich mit ihm auseinandersetzen, er ist mir sehr ergeben, aber oft geht sein Eifer zu weit. —

Bei diesen letzten Worten trat er an seinen Schreibtisch, nahm ein Blatt Papier und schrieb folgende Worte darauf: Mon cher Persigny, je vous prie de recevoir le comte de Durckheim avec la bienveillance que vous devez à tous ceux qui rendent d'utiles services à l'état.

Ich nahm schweigend das Blatt ohne ein Wort zu erwidern und wollte gehen. Da sagte der Kaiser lebhaft:

Lisez, je vous prie.

Nachdem ich gelesen hatte, dankte ich gerührt mit den Worten:

Die Satisfaktion, welche der Kaiser mir huldvollst in diesen Zeiten verleiht, macht mir's zur Pflicht, mit dem Minister zu

sprechen und bei der Unterredung die höchstmögliche Mäßigung zu bewahren. —

Napoleon entließ mich freundlich mit den Worten: J'aurai soin de vous, si vous rentrez au service.

Als ich im Vorsaale des Ministeriums, der mit Deputierten, Senatoren, Generalen und Bittstellern aller Klassen angefüllt war, das Schreiben des Kaisers dem diensttuenden Huissier übergeben hatte, beeilte sich derselbe es dem Minister vorzulegen und fünf Minuten nachher wurde ich zur Audienz berufen.

Es erregte Aufsehen in der ungeduldig harrenden Menge von hohen Würdenträgern, daß ein unansehnlicher unbekannter kleiner Herr im schwarzen Frack, trotzdem daß er als der Letzte gekommen war, vor allen andern zur Audienz berufen wurde. Sogleich stürzten mehrere hohe Herren auf den Huissier los, um die Erklärung dieses Rätsels zu erfahren. Der Diener reichte sein Blättchen Papier zur Entschuldigung hin und im Nu wußte die ganze Versammlung, daß der entlassene Präfekt des Oberrheins die Gunst des Kaisers nicht eingebüßt hatte und Persigny ihn wieder anstellen müsse.

Die Audienz beim Minister verlief nicht ohne einige heftige Ausbrüche meines beleidigten Ehrgefühls, welchen Persigny kalt und trocken seinen unwillkürlichen Irrtum entgegenhielt. Man habe ihm, behauptete er, so ausführliche Berichte über mich erstattet, daß er an deren Wahrheit einen Augenblick hätte glauben müssen; er sei übrigens jetzt von deren Falschheit überzeugt und bereit, mir eine meinen Wünschen entsprechende mit dem Präfektenrang gleichstehende Stellung zu suchen und er wolle sich hierüber mit meinem Freunde, dem General von Berkheim besprechen, dem ich meine Wünsche mitteilen solle.

Ich konnte mit den Erklärungen des Ministers zufrieden

sein und stellte mich der Regierung zur Disposition für jede höhere Verwaltungsstelle, die mit der Politik in keiner Beziehung stehen würde. Wir schieden also, wenn nicht als Freunde, doch als Gegner, die es beide für geeignet gehalten hatten, keinen éclat zu machen und friedlich auseinander zu gehen.

Persigny fühlte, daß er sich blamiert hatte und fürchtete, ich könnte, um mich zu rächen, die dumme Geschichte der Öffentlichkeit übergeben. Der napoleonische Skeptiker kannte keine edlen Menschen und traute keinem Redlichen.

Acht Monate später (Juli 1854) wurde ich zum General-Inspektor der Telegraphenverwaltung ernannt mit der Erlaubnis, meine gewöhnliche Residenz zu wählen, wo und wie es mir gefallen würde, unter der Bedingung, jedes Jahr im Sommer meine Inspektionsreise durch acht bis zehn Departements Frankreichs oder wenn die Reihe an mich kam, in Korsika und in Algerien zu unternehmen und zu jeder außergewöhnlichen Mission im In- und Auslande dem General-Direktor Grafen von Vougy zur Verfügung zu stehen. Den Winter und die übrige Zeit konnte ich benützen, um meine Berichte, Rechnungen und Vorschläge auszuarbeiten.

Durch diese Anstellung, die eigentlich, wenn nicht eine halbe Sinecure, doch im Vergleich mit einer Präfekturverwaltung eine sehr sorgenlose und angenehme Lage vorstellte, wurden mir zwar die Flügelchen der geträumten Freiheit etwas gestutzt, aber nicht gänzlich genommen: ich konnte mit den paar Federn, die man mir ließ, noch fliegen!

Die Telegraphenverwaltung befand sich damals in ihrer ersten Entwicklungsperiode. Die rasche Ausdehnung des Telegraphennetzes durch alle Provinzen und die Leidenschaftlichkeit,

mit welcher die Bevölkerung des industriereichen Landes allenthalben die Wohlthat des Gedankenverkehrs begehrte, lud die Spitzen der Verwaltung zu einer sehr lebhaften Thätigkeit ein. Es handelte sich erstens darum, die dringendsten Bedürfnisse im allgemeinen durch Erbauung neuer ausgedehnter Drahtlinien rasch zu erfüllen und zweitens in aller Eile ein anständiges Heer von tüchtigen zuverlässigen Beamten herbeizuschaffen und auszubilden. Für den technischen Teil der Verwaltung gab uns die polytechnische Schule in ihren ersten Angehörigen nicht nur eine auserlesene Wahl von Technikern, sondern auch höchst ehrbare, pflichttreue und gebildete junge Männer.

Die Departements-Inspektoren, die Divisions-Direktoren (deren Verwaltung acht bis zehn Departements unterstanden) gingen aus dieser Schule hervor und bildeten den eigentlichen Generalstab des Telegraphenamtes. Acht General-Inspektoren, meist alte Präfekten, hatten die Aufgabe, das Personal zu überwachen, sowie die hierarchische Beförderung der Beamten vorzuschlagen und in kollegialen Beratungen unter dem Vorsitze des Generaldirektors zu regeln. Mit diesem Stabe mußten die General-Inspektoren in beständiger Verbindung arbeiten, seine Vorschläge jeder Art an Ort und Stelle prüfen und dieselben dann dem General-Direktor unterbreiten. Man sieht, daß diese Organisation eine etwas komplizierte, jedoch, den dringenden Umständen nach, eine allen Bedürfnissen entsprechende war.

Mein geehrter Chef, der General-Direktor Graf Vougy, ehemaliger Genieoffizier und später ausgezeichneter Präfekt, war ein grundehrlicher, biederer Mensch, aber, obgleich mit großen Eigenschaften ausgerüstet, mitunter ein „sonderbarer Heiliger." Energisch und seinem Berufe sehr pflichttreu ergeben, war er auch im höchsten Grade mißtrauisch, eigenmächtig und sehr

oft von einer übertriebenen Strenge, die ihn nicht selten Ungerechtigkeiten begehen ließ. Er war der gefürchtete und für viele seiner Untergebenen der gehaßte Wauwau.

Mit diesem Ehrenmanne, dessen Wohlwollen und volles Vertrauen mir nach und nach zukam, habe ich 16 Jahre lang die freundlichsten und angenehmsten Dienstbeziehungen gepflogen.

Da Graf Vougy geistreich, dabei aber infolge körperlicher Leiden oft voll sonderbarer Launen war, mußte man ihn genau studieren, um einigen Einfluß bei ihm zu gewinnen. In den Verhandlungen mit seinen Kollegen zeigte er sich schroff und heftig, duldete keinen direkten Widerspruch, und geriet oft in heftigen Zorn, wenn er sich einbildete, man wolle ihn beherrschen.

Es war daher unendlich schwer für uns Generalinspektoren, leidlich mit ihm auszukommen; auch hatte sich ein jeder vorgenommen, zu allem „Ja und Amen“ zu sagen und ihm die Verantwortung allein zu überlassen.

Das widerstrebte jedoch meinem Pflichtgefühl und meiner Beamtenehre; ich versuchte es, alle Kleinigkeiten beseitigend nur in den wichtigsten Angelegenheiten offen und ehrerbietig meine Meinung kundzugeben. Dazu brauchte ich eine eigentümliche Form der Unterredung, die stets den Anschein beibehielt, als sei er im Grunde der Sache mit mir vollkommen einverstanden und es walte bloß ein Mißverständnis ob. Nach und nach gewöhnte sich der Telegraphenpascha an mein System und nahm es mir nie übel, wenn ich meine Ansicht offen aussprach; bald schenkte er mir sein ganzes Vertrauen und erteilte mir immer die heikelsten und schwierigsten Missionen.

Dieses Verhältnis zu ihm verdoppelte zwar meine Arbeit und nötigte mich jeden Augenblick, außer meinen gewöhnlichen

Jahresinspektionen von Fröschweiler aus lange Ausflüge bis in die entferntesten Regionen des Reiches zu unternehmen, aber es gewährte mir die vorzügliche Genugthuung, einen ehrbaren Einfluß in dem Rate der Telegraphie zu erhalten und meinem mir bald sehr wertgewordenen Chef eine nützliche Stütze sein zu können.

Da meine jungen Mitarbeiter, die ich teils früher schon als Knaben gekannt, teils bei ihrem Eintritt in die Verwaltung protegiert hatte, mir alle sehr ergeben waren, wurde ich bald der wohlthuende Vermittler zwischen der Strenge des Chefs und den kleinen Vergehen der Jugend. Die Rekrutierung unserer Beamten war eine höchst glückliche gewesen, denn in einer langen Reihe von Jahren hatten wir meistens nur für unbedeutende Unregelmäßigkeiten im Dienste und überhaupt selten, nie aber für Unehrlichkeit, Mißbrauch oder Indiskretion, Disziplinarstrafen aufzulegen. Nie ist es mir vorgekommen, daß die Geheimhaltung der Depeschen verletzt worden wäre; auch hielt sich unser Personal von jeder politischen Agitation fern. Unter solchen Bedingungen wurde mein Dienst ein leichter und, ich darf wohl sagen, freudiger. Es war wirklich eine Freude, mit wissenschaftlich gebildeten Leuten zu arbeiten und ihnen ein väterlicher, wohlwollender Freund sein zu dürfen.

Napoleon I., wenn ich nicht irre, hat einst das geistreiche Wort gesagt: Il n'y a pas de sots métiers, il n'y a que de sottes gens. Die treffende Wahrheit dieses Gedankens erprobte sich mir in der neuen Carriere, die ich anfangs mit einer ungerechten Gleichgültigkeit betreten hatte, welche mich aber bald erkennen lehrte, welch vielseitiges hohes Interesse sie nicht nur dem gewöhnlichen Diensteifer, sondern auch der geistigen Thätigkeit bieten konnte. Den idealen Zweck der neuen Er-

findung erfassend konnte ich mich mit Befriedigung in die scheinbar trockene, undankbare Telegraphie hineinleben und ihr die gute, interessante Seite abgewinnen.

Es klingt dir, lieber Leser, beinahe wohl wie ein Paradoxon, wenn ich von idealen Zwecken in der Telegraphenverwaltung spreche. Allein wenn du bedenkst, daß der Blitz nicht schneller wirken kann als ein Gedanke, der, dem Drahte übergeben, von einem Weltteile zum andern fliegt, den Willen des Einzelnen sowohl als die Wünsche großer Völker und ihrer Regenten kund giebt, tausend Interessen, die früher einander fremd waren, oft sich bekämpften, jetzt zum allgemeinen Nutzen miteinander verkettet, die Gegensätze ausgleicht und den Weltverkehr so harmonisch und sicher regelt, wie früher die Ordnung des beschränkten Marktes kaum geregelt wurde, daß es keine Zeit und keine Entfernung mehr giebt durch die Wunder einer Zauberkraft, welche den höchsten Bestrebungen der Politik, der Kunst und Wissenschaft, des Handels und des Ackerbaues unentbehrlich und der ganzen Menschheit eine Wohlthat geworden ist — wenn du das alles bedenkst, lieber Leser, wirst du gewiß nicht mehr lächeln über meinen Ausruf: Ja, wir wollen Berge ebnen und getrennte Weltteile verbinden! Der Gedanke, an dieses große Werk Hand anlegen und denkend und handelnd mein bescheiden Teil an seiner Organisation nehmen zu dürfen, war mir Sporn und Aufmunterung genug und ließ mich die größten Mühen überwinden.

Dieser Gedanke trug mich auf hundert beschwerlichen Reisen, er trug mich in der brennenden Sahara, auf den einödigen Gipfeln des Atlas, in den einsamen Schluchten Korsikas und auf den schwankenden Schiffen, wenn ich den Zauberdraht ins Meer versenkte oder von den Semaphoren aus mit den welt-

umfahrenden Dampfern Signale tauschte; er ermunterte mich aber auch in den Telegraphen-Kongressen, wenn es sich darum handelte, die Interessen der Telegraphie aller Völker harmonisch auszugleichen und dennoch dem Lande, das mich bevollmächtigt hatte, seine gerechten Ansprüche geltend zu machen.

Nicht einer höheren Begabung, als die meiner Kollegen war, auch nicht einer größeren Thätigkeit, als die ihrige sein mochte, sondern einzig und allein der idealen Auffassung meines neuen Berufes hatte ich das Vertrauen meines Chefs zu danken. Er, der positive Mensch ohne irgend eine poetische Ader, war vielleicht nicht unangenehm berührt, etwas in mir zu finden, das er selbst entbehrte und das ihn dennoch ansprach. Oh, sagte er oft lachend, wie viel gäbe ich darum, Illusionen und freudige Aufregung bis in die Telegraphie bringen und alles von der schönen Seite betrachten zu können!

Die sechzehn Dienstjahre in der Telegraphenverwaltung kann ich dir, lieber Leser, nicht ausführlich beschreiben, das gäbe ja meinen Erinnerungen die Gestalt einer fortwährenden Reihe von Reisebeschreibungen durch alle französischen Provinzen, durch Korsika, Algerien, bis weit in die Sahara hinein und durch Tunesien, bis nach Tripolis hinab. Diese Reisen, die vielleicht die Blätter eines andern Buches auszufüllen bestimmt sind, gehören nicht in den engen Rahmen dieser „Erinnerungen", welche ich dir als Buß- und Schlaflektüre zugemutet habe. Ich muß mich begnügen, zu erzählen, wie es mir im allgemeinen ergangen ist, und hie und da einige Episoden aus meiner neuen Laufbahn flüchtig anzuführen.

Von nun an gestaltete sich mein Leben zu einem vielfach beschäftigten, dessen eigentümliche Bedingungen die Kräfte des Körpers sowohl als die Kräfte des Geistes mannigfaltig in

Anspruch nahmen und zwischen beiden ein wohlthuendes Gleichgewicht gestatteten.

Landwirt wurde ich mit Passion; vor dem Verbauern jedoch schützte mich der beständige Verkehr mit meinem Chef und mit den Beamten meiner Verwaltung. Da ich meine Güter in eigene Regie genommen hatte und ohne einen Verwalter, bloß mit drei braven tüchtigen Knechten meine Wirtschaft besorgte, mußte ich, wie man sagt, hinten und vorne dabei sein, früh aufstehen, viel herumreiten, um überall, wo es nötig war, zu erscheinen u. s. w. War ich nun so recht in meine landwirtschaftliche Thätigkeit versenkt, so kam meistens gerade in den dringendsten Momenten eine Drahtdepesche (eine Station hatte ich in meiner Nähe), die mich nach Bordeaux, Marseille oder Dünkirchen abrief. Dann mußte sofort aufgebrochen und der Pflug auf unbestimmte Zeit verlassen werden. Ich brummte wohl manchmal, aber ich ging wohlgemut, weil ich wußte, daß ich hinter mir eine „feste Mauer" hatte; so pflegte mein guter Pfarrer Klein*) die Schloßherrin zu nennen. Meine treue Penelope ließ ihren Odysseus ziehen und besorgte alles so tüchtig, als wäre er nicht von ihrer Seite gewichen.

Bald wurde mir diese bewegte Lebensweise zur Gewohnheit. Oft eilte ich von Fröschweiler nach Paris, um einer Sitzung im Telegraphenamte, einem Diner oder einem Hofballe anzuwohnen, und nach achtundvierzig Stunden war ich wieder ruhig bei der Landwirtschaft thätig.

---

*) Pastor Klein, der bekannte Autor der Fröschweiler Chronik (eines Büchleins, das in weitesten Kreisen die höchste Anerkennung erlangt hat), war seit 1868 unser treuer Freund und Seelsorger, mit welchem geistig zu verkehren ebenso wohlthuend als anregend war. Herr Pastor Klein, ein deutschgesinnter Lothringer, ist heute Pfarrer und Dekan in Nördlingen (Bayern).

Um mich vollends nicht einschlafen zu lassen, ernannten mich meine Mitbürger zum Generalrat meines Bezirkes, ein Vertrauensamt, welches ich neun Jahre lang mit vieler Freude und nicht ohne willige Thätigkeit bekleidet habe. Es war mir von hohem Interesse, an den Arbeiten des Landtages als Volksvertreter teilzunehmen, an Arbeiten, die ich früher als Präfekt von einem ganz andern Standpunkte aus betrachtet und geleitet hatte.

Im Januar 1854 schenkte mir meine Frau ein drittes Söhnchen, dem wir in der Taufe den Namen „Albrecht" gaben. Mit Mathildens Sohn Edgard hatte ich also vier Söhne, die mir, wie die Schrift sagt, vier tüchtige Pfeile für meinen Köcher versprachen; und dies Versprechen haben zwei der guten Kinder treulich bewährt, so lange sie der Herr über Leben und Tod in meiner Obhut gelassen. Die beiden andern, die er mir gnädig erhalten hat, bewähren es noch.

Dem häuslichen Glücke fehlte nichts; ich konnte mich viel mit den Knaben beschäftigen, ihre physischen und geistigen Anlagen entwickeln, konnte, wie der Dichter sagt, „meine Kleinen lehren Speere werfen und die Götter ehren."

Mathildens Sohn war schon Soldat; er hatte seine ersten Studien etwas vernachlässigt und, ungeduldig die aktive Laufbahn zu betreten, sich als Avantageur in ein Dragonerregiment eingereiht, ein verzweifelter Schritt, welchen er mit neun Jahren harter Prüfung als Unteroffizier bezahlen mußte, ehe er das ersehnte Epaulett erlangen konnte! Doch machte er die grausame Schule standhaft durch und wurde ein tüchtiger Offizier; er blieb mir bis zu seinem Tode, im Kriege von 1870, ein liebender und gehorsamer Sohn. Seine Brüderchen wuchsen kräftig heran und bereiteten uns viele Freude. Ihrer Erziehung

widmeten meine liebe Frau und ich in harmonischer Übereinstimmung die größte Sorgfalt. Mit Hilfe treuer Hauslehrer durften wir sie unter unsern Augen behalten bis die Zeit kam, da eine öffentliche Erziehung nötig wurde.

Unsere gesellschaftlichen Freuden und Genüsse teilten wir mit unsern lieben Nachbarn und Verwandten, den Freiherren Eugen und Albert von Dietrich in Niederbronn und Jägersthal und ihren Familien; für uns hat sich die treue Freundschaft der Eltern dieses ehrbaren Hauses unverändert bewährt.

Auch unser damaliges geistreiches Pfarrpaar, Herr und Frau Reichard (geborene Herter), war eine Quelle der Erholung und der geistigen Befriedigung für jung und alt im Schloß Fröschweiler. Herr Pastor Reichard war ein talentvoller, geistreicher Mann und gelehrter Theologe, seine Frau eine höchst gebildete und reich begabte Dame; ihr Talent für Poesie bereitete uns manche frohe, genußreiche Stunde und gereichte besonders mir zur anmutigsten Anregung. Das ganz deutschgebildete und deutschgesinnte Paar wurde im Jahre 1871 nach Posen versetzt, wo Herr Pfarrer Reichard eine einflußreiche Stellung im protestantischen Konsistorium einnimmt.*)

Als Mitglied des Konsistoriums von Wörth war es mir vergönnt, auch der Kirche und Schule einen Teil meiner Zeit zu widmen.

Der geneigte Leser wird aus dem bisher Gesagten erkannt haben, daß mir für Langeweile keine Sekunde übrig blieb. Die Zeit flog in unermüdlichem Wirken und Schaffen dahin. Schon in den ersten sechs Jahren hatte ich Frankreich in seinen kleinsten Winkeln besucht; kein Städtchen, beinahe kein Dorf

*) Später wurde Herr Reichard durch Herrn Pfarrer Klein ersetzt, der die Schrecken und Plagen des 1870er Krieges treulich mit uns teilte.

blieb mir unbekannt. Frankreich vom Fels zum Meere, wahrhaftig ein schöner großer Fleck Erde! Mit allen Produkten der verschiedensten Zonen gesegnet, durch den Fleiß und die intelligente Rührigkeit seiner sparsamen Bevölkerung, welche die Schätze unter und über dem Boden mit unendlicher Emsigkeit auszubeuten weiß, bevorzugt, wäre Frankreich das glücklichste und reichste Land der fünf Weltteile zu nennen, wenn der Fluch, der allen romanischen Reichen anhaftet, nicht auch an dieses, das interessanteste, sein auflösendes Gift verschwendet hätte. Dieser Fluch ist in erster Reihe der grenzenlose Übermut, der den reichen Mann zu Falle bringt, während der arme, weniger begünstigte in bescheidener Genügsamkeit sein Leben ruhig dahinbringt.

Der Grönländer kämpft ums elende Dasein mit allen Schrecken einer stiefmütterlichen Natur; er hat keine Zeit zum Konspirieren: der Franzose kämpft nicht ums Dasein, er kämpft beständig um reicher, immer reicher und dabei auch immer angesehener und mächtiger zu werden. Es giebt kein Land auf der Erde, wo dieser Drang nach Einfluß, Ehre und Macht so tief bis in die kleinsten Seelen gedrungen ist, wie in Frankreich. Der letzte idiote Bauer, der kleinste Epicier in den Städten, ist ein Ehrgeiziger, ein Importent in des Wortes weitester Bedeutung. Jeder glaubt, die angeerbten Eigenschaften und das Talent, zu regieren, mit auf die Welt gebracht zu haben; er bezieht alles: Gemeindegut, Verwaltung, Politik, Regierung, alles auf seine eigene kleine Person. Daher ein grenzenloser Egoismus und eine allgemeine Beschränktheit, die für öffentliches Wohl oder Wehe keinen Gedanken, kein Gefühl mehr haben!

Aus diesen Elementen rekrutieren sich die Gambettas,

Clémenceaus, die E. Olliviers, die Déroulèdes, die Thibaudins, die Eudes, die Boulangers e tutti quanti.

Dabei eine große geistige Verarmung in der Provinz. Jeder, bei dem sich im Hirn zwei Begriffe regen, eilt nach Paris, um dort sein Glück und das Unglück des Landes zu machen. In politischer Hinsicht das Gefühl, daß keine Regierung dauerhaft sein kann, in religiöser Hinsicht kein Glaube mehr, aber eine Formreligion, die keinen göttlichen Gedanken aufkommen läßt: so fand ich in den Jahren 1854 bis 1870 das alte Frankreich wieder und wurde oft an die Worte des Dichters gemahnt:

Comment en un plomb vil —
L'or pur s'est-il changé?

In der frommen Bretagne sagten mir die Geistlichen: Wir halten unser Volk nicht mehr im Zügel; es berauscht sich mit Most und mit Schnaps, betet und stiehlt und geht zur Kirche, aber gehorchen thut es nicht mehr. Der Bauer ist mißgünstig und mißmutig, der Bürger Frondeur und Intriguant geworden. Die Hirten haben keine Lämmer mehr, Wölfe müssen sie hüten.

In den Einöden der Berge, wo ich im Jahre 1837 meine Straßen gebaut und mit der lustigen urwüchsigen Bevölkerung so frohe Stunden zugebracht hatte, auch da ist alles anders geworden. Luxus und städtische Sitten verdrängen die alte, ehrwürdige Einfachheit; man lebt üppiger, bequemer, aber gewiß nicht so glücklich und harmlos wie früher. Da dachte ich an die Worte des alten Edelmanns, der mir damals sagte: Ja, wenn Sie Straßen bauen, dann wird die Gemütlichkeit aufhören.

Ich fragte mich, ob im allgemeinen bei dem materiellen Fortschritte die Moralität, die sittliche und ethische Bildung des Volkes etwas gewonnen hatten, und ich mußte leider allenthalben erkennen, daß neben dem Wohlstande die geistige und moralische Abstumpfung fortbestehe. Einseitigkeit und Oberflächlichkeit werden durch den öffentlichen Unterricht in der Provinz nicht beseitigt; sogar bei wissenschaftlich gebildeten Männern fühlt man den Mangel an vielseitigen Studien. Das Beschränken auf eine einzige Wissenschaft ist bei der großen Ausdehnung eines jeden Faches zwar überall ein notwendiges Übel geworden, aber in Frankreich geht das weiter als in Deutschland: die meisten Mathematiker, Mechaniker und Physiker bekümmern sich um andere Wissenschaften gar nicht.

Eines Tages reiste ich in Begleitung zweier meiner jungen Inspektoren, beide sehr ausgezeichnete Schüler der polytechnischen Schule, in einem Coupé erster Klasse von Perpignan in den Pyrenäen nach Carcassonne. Die Unterhaltung fiel ganz natürlich auf die frühere Geschichte dieses durch die langjährigen religiösen Verfolgungen so hart geprüften Landes. Meine jungen Leute horchten mit neugieriger Aufmerksamkeit auf jedes meiner Worte, wenn ich ihnen, so gut mich mein Gedächtnis unterstützte, die grausame Geschichte der Cevennolen vor der Reformation, die heldenmütige Verteidigung drs Herzogs von Alby und dessen Ermordung durch Simon de Montfort im Schlosse von Carcassonne erzählte. Alles war ihnen vollkommen neu und als ich fortfuhr mit der Schilderung der späteren Verfolgungen unter Ludwig XIV., der Dragonaden und der Ausrottung der tapfern Camisarden, rief einer der jungen Zuhörer bewegt und entrüstet aus: Comment? on ne nous a jamais ouvert cette fenêtre-là? — Sie glaubten, ich fabuliere und es spreche der

protestantische Eifer aus mir. Da hob sich neben mir aus der Mitte des Coupé's ein graues, ehrwürdiges Männchen mit feingeschnittenen Zügen empor; zwei sanfte blaue Augen sahen mich verständnisvoll innig an, eine kleine weiße Hand legte sich auf meinen Arm und die flötende sanfte Stimme eines Engländers sagte bewegt die Worte: „Indeed Sir! You were very true in your affecting narration; it's the pure and horrid verity!“*) Nun erwachte auch eine hübsche, noch junge Dame aus ihrem Halbschlummer; Lady Stanley, die Gemahlin des ehrwürdigen Männleins, der kein Geringerer war als Stanley, Dean of Westminster, der liebe- und würdevolle Beichtvater der Königin Viktoria. Die Konversation wurde nun bald in deutscher, bald in französischer Sprache, worunter der gute Dean auch seine englischen Brocken mischte, lebhaft fortgesetzt, und meine jungen Freunde und ich erbauten uns an den klaren und liebevollen Worten des anspruchslosen großen Gelehrten.

Ich reiste nun acht Tage mit dem interessanten englischen Paare in den Pyrenäen herum und verließ es auf den Gipfeln der schneebedeckten Höhen, bedauernd, von so fesselnder Gesellschaft in die Prosa meines Berufes herabsteigen zu müssen.

Zwei Jahre später besuchten mich die edeln Menschen in Fröschweiler und brachten acht freudige Tage bei uns zu. Lady Stanley war lange die vertrauteste Dame am Hofe der Königin Viktoria gewesen; die königliche Freundin verheiratete sie mit ihrem schon etwas betagten Seelsorger.

Welch reizendes Land diese Pyrenäen! Welche herrliche Mannigfaltigkeit in der eigentümlichen Gestaltung der Berge: steile zackige Gipfel streben elegant und fein in die blaue äthe-

*) Wahrhaftig, mein Herr, Sie waren sehr treu in Ihrer ergreifenden Schilderung: es ist reine und grausame Wahrheit.

rische Luft und bieten dem entzückten Auge erhabene Bilder voll Anmut und Größe zugleich. Überall begleitet den Beschauer das Gefühl der Unnahbarkeit und der hehren Feierlichkeit dieser vornehmen eleganten Riesen; um ihre Gipfel kreist majestätisch der Adler und spottet jeder Verfolgung in jenen Gebieten der ewigen Ruhe.

Unter den schneebedeckten Pic's liegen die kräftigen Laubwälder und rauschen die silbernen Gaves (so heißen alle Bergströme der Pyrenäen).

Nichts ist mit der Klarheit dieser Ströme vergleichbar. Ihr farbenreicher Gischt leuchtet in der Sonne wie elektrisches Licht und in ihren tiefsten schattigsten Gründen zählt man das bunte Gestein.

Von der Höhe des Parks von Pau tief unten den Gave bald stürmisch hüpfend, bald leise murmelnd, immer silberweiß über Felsengeröll und Kiesel zwischen saftigen Wiesen dahinrauschen zu sehen, während im Hintergrunde das erhabene und reiche Panorama der Berge die Landschaft umgiebt — das ist eine der höchsten Wonnen des Wanderers in der wirklich herrlichen France. Vom Parke, wo wir stehen, wende dich um, lieber Leser, und folge mir rückwärts über die neue steinerne Brücke hin zum alten Schlosse der Herzoge von Béarn, zur Wiege Heinrichs (Henri IV.), des verschmitzten, leichtfertigen, aber mutigen und genialen ersten Königs von Frankreich und Navarra, dessen Schlauheit und zähe Ausdauer die größten Schwierigkeiten überwand, der die Krone Frankreichs, die ihm rechtmäßig zukam, fünf Jahre lang geduldig mit seinen Hugenotten erobern mußte und sie erst aufs Haupt setzen durfte, nachdem er den Lorbeer seiner Siege durch die schimpflichste Apostasie verdunkelt hatte.

Paris vaut bien une messe! rief der Sieger von Ivry aus und zog nächtig, bewaffnet bis an die Zähne, im alten Louvre ein.

Laßt uns die Wiege dieses seltsamen, rätselhaften Gascogners näher anschauen. Das alte stattliche Ritterhaus, durch tiefe Gräben nord- und ostwärts von der Stadt und westlich vom Parke getrennt, südlich auf den schäumenden Gave herabschauend, liegt stolz und ehrwürdig da; gegen Pau hin bietet es den Anblick einer maurischen Veste und nur den Pyrenäen zeigt es seine hohen Fenster. Die Bauart ist mittelalterlich, ohne Einheit und in verschiedenen Epochen zusammengestückelt; das Ganze macht den Eindruck eines alten fürstlichen Rittersitzes, in welchem die Renaissance teilweise die ursprüngliche Einfachheit zu verdrängen gesucht hat. Durch einen ernsten Burghof, dessen hohe Einfassung aus vier, mit allen möglichen und unmöglichen Fensteröffnungen unregelmäßig aber höchst malerisch versehenen Schloßwänden besteht, werden wir an eine kleine gothische Thüre geführt.

Eine steinerne gewundene Treppe geleitet uns in die oberen Räume, zuerst in einen gewölbten Gang, von welchem sich einfache Thüren in die Säle öffnen.

Im mittleren großen Saale, unter Louis Philipp restauriert, locken das Auge zuerst die prachtvollen Fenster, in welche die Abendsonne magisch hereindringt und uns die Pyrenäen mit stolzer Liebe entgegen trägt.

Den Fenstern gegenüber prangt ein alter hoher Kaminmantel aus weißem Marmor, mit den Lilien geschmückt. Wände und Plafonds sind in altdeutschem Stil aus Eichenholz getäfelt, die Fußböden von gleichem Holze parkettiert. Die andern Säle sind in allem dem ersten ähnlich. Diese Einförmigkeit,

verbunden mit der Leere und Verlassenheit der ehemals so heiter belebten Burg machen einen wehmütigen Eindruck; umsonst sucht man ein stilles lauschiges Zimmer, wo Margarethe von Valois, die sinnige geistreiche Schwester Franz' I. ihre Briefe und Novellen geschrieben und wo ihre glaubensstarke Tochter Jeanne d'Albret ihren Sohn Heinrich gewiegt und Gott für ihn, den Schwachen, um Kraft und Ausdauer im Hugenottenglauben angerufen hatte. Die Wiege, eine riesige Schildkrötenschale, mit blauer Seite gefüttert, zeigte man uns in einer Ecke des letzten Raumes. Über diese Wiege gebeugt, die wohl anderswo gestanden haben mag, hat die fromme zärtliche Mutter Jeanne d'Albret das erste Lächeln des später vielgeprüften, vielerfahrenen, vielsündhaften Heinrichs empfangen, hier seine Kindheit gestählt zum eisernen Ringen; Gott der Allgütige hat ihr den Schmerz erspart, ihn abtrünnig vom Dolche Ravaillacs ermordet zu sehen. O! welch ein Weg, von dieser Wiege an bis zum schauerlichen Falle in der rue de la Ferronnerie am 16. Mai 1610!

Wir verließen dieses erinnerungsreiche Schloß, nicht ohne die Spuren ganz frischer Roheit an verschiedenen Stellen bedauert zu haben. Die Kamine waren rauchgeschwärzt, die Parkettböden angebrannt und an manchen Stellen mit Blutflecken besudelt. Hier hatte jüngst Abdel-Kader als Gefangener gehaust und seine arabische Küche durch seine Smala in den Kaminen bereiten lassen; das Schlachten der Hämmel sogar wurde den Prunksälen der Könige von Navarra nicht erspart.

Suchen wir indessen andere Bilder auf, um Abdel-Kader nicht wach zu rufen und um die Gestalten der Bartholomäusnacht, Karl IX., die beiden Guisen und die drei Heinriche nicht heraufzubeschwören.

Das wird uns freilich schwer genug werden. Wenn wir

auch die Pyrenäen, die schöne Gascogne, den Languedoc, die Guyenne und die liebliche Provence hinter uns haben, so treten doch allenthalben in Frankreich diese bedeutenden Gestalten mit der Ligue, der Fronde und den gewaltigen Hugenottenkämpfen wieder vor unsere Seele; fast alle Schlösser und Städte zeugen von ihnen.

Nur der kalte Norden Frankreichs will nichts vom Protestantismus wissen; den südlichen, wärmer fühlenden und schneller auffassenden Gemütern war es beschieden, eine Zeit lang der Hort des neuen Glaubens zu sein und sein streitbares Heer zu liefern, bis der letzte Funke dieses geistigen Feuers durch Gewalt und Mißhandlung mit Feuer und Schwert erstickt wurde. Wenn wir einen Strich auf der Karte Frankreichs oberhalb der Loire von Ost nach West ziehen, so finden wir keine Spur von Hugenottentum mehr. Man behauptet immer noch, daß der Protestantismus bei Imaginations- und Gefühlsmenschen nicht eindringen könne, während doch Frankreichs Geschichte das Gegenteil bewiesen hat.

Heute ist die große Mehrzahl der ehemals protestantischen und für die Reform heldenmütig in die Schranken getretenen Bevölkerung finster katholisch. Kaum finden wir im Süden und im Osten noch einige der Reform treugebliebene Familien; sie sind sehr ehrbar, verschwinden aber in unscheinbarer Minorität. Der hugenottische Adel, soweit er nicht auswanderte, hat sich vor der Drohung „Tod oder Messe" gebeugt und ist übergetreten und das Volk ist nach dem Grundsatze „sic dominus sic religio" dem Beispiele der Großen gefolgt.

Die Rohans, Guéménés, Condés wissen nicht mehr, daß ihre Ahnen für die Reform kämpften und starben.

Das Beispiel des religiösen Indifferentismus, das Hein-

rich IV. der Welt gegeben, trägt heute noch seine vergifteten Früchte; auch die indirekten Nachkommen unserer Hutten und Sickingen sind übergetreten.

Von den Pyrenäen mich trennend, schiffte ich mich in Bayonne ein und fuhr die Küste entlang über Bordeaux und Larochelle nach Nantes. Da vertiefte ich mich in die düstere Bretagne mit ihrer unbeweglichen und finstern Vendée. Hier fand ich andere Bilder und andere Menschen, Erinnerungen anderer Art tauchten allerorten auf.

Das Volk der Vendée, so verkommen und bettlerschmutzig es dem Wanderer erscheint, trägt noch immer den düstern Charakter der alten Chouans. Stoisch erträgt es die Armut und gleichgültig, in sich verschlossen, hört es von ferne die politischen Stürme brausen, leidenschaftslos, ohne Teilnahme.

Phantastisch düster ist die Natur wie die Menschen. Wer nächtlich in der Bucht von Quiberon gelandet und bei Mondschein die Ebene von Carnac mit ihren riesigen Druidenmonumenten, Dolmen und Menhirs durchwandert hat, dem bleiben der Ernst der Bretagne, ihre Gespenstergeschichten und Fabelmärchen ewig im Gedächtnis.

Nichts unterbricht hier die schauerliche Stille und die öde Verlassenheit des geisterhaft unheimlichen Ortes, nichts als die tiefe Stimme des Meeres, dessen Wellen sich an den hohlen Felsgestaden stöhnend brechen. Am Fuße der gigantischen Menhirs glaubt man die Klagen der auf den Dolmen (Steintischen) geschlachteten Opfer, oder die Hilferufe der in Quiberon von den Republikanern ermordeten Chouans zu vernehmen.

Aber auch heitere, anmutige Gegenden hat die alte Armorica auf ihrem großen Gebiete zu zeigen; schön sind die Ufer des Meeres, zierlich bergen sich in Thälern und auf

bewaldeten Hügeln die kleinen Städtchen, die Dörfer und die einsam liegenden Höfe. Der Kelte, scheu wie der Hirsch, liebte die stille Einsamkeit; seine Wohnstätten versteckte er im dichten Gebüsch oder in felsigen Buchten an den Ufern des tobenden Meeres. Die Bretagner, seine Nachfolger, derselben Neigung gehorchend, bauten ihre Wohnungen, wie er, in lauschigen Winkeln; aus den Wäldchen, hinter den Felsen, tauchen die reizenden gotischen Kirchtürme und die Giebel der Häuser überraschend auf. In Quimper (der hübschesten Stadt des Departements Finisterre), hoch auf den gotischen Türmen der Kathedrale, reiten auf steinernen Rossen die alten Fürsten der Bretagne und schwingen ihre Schwerter ins Land hinaus. Lange bewachten sie bretonische Treue, jetzt schauen sie herab auf den Verfall alles dessen, das sie für hehr und heilig gehalten.

Meilenweit treibt die Flut des Oceans in den kleinen Flüssen landaufwärts, bringt die beladenen Schiffe vom Meere her und führt sie mit der sinkenden Ebbe, anders belastet, wieder zurück. Der Wanderer ist überrascht, plötzlich im Innern des Landes wehende Flaggen und segelnde Schiffe zu sehen.

Doch wie verplausche ich mich mit dir, lieber Leser! wie streue ich dir einzelne zerrissene Bilder hin, aus der Vogelschau genommen, während ich dir doch so gern alles ausführlich erzählen möchte, was ich auf meinen Wanderungen gesehen habe! Aber du siehst, wo mich das hinführt; mich beschränken ja Raum und Zeit. So muß es dir denn genügen, zu erfahren, daß meine Reisen, stets in Begleitung meiner jungen Mitarbeiter, die anziehendsten waren: überall einen nützlichen Zweck verfolgend, allenthalben die schon erreichten Erfolge der früheren Arbeiten erblickend, fand ich mich in den fernsten Gegenden wie zu Hause.

Meine Wanderungen möchte ich mit der Rundschau vergleichen, die ein großer Herr auf seinen unermeßlichen Domänen unternimmt, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung ist, und um Ordnung zu schaffen, wo sie fehlt.

In allen Städten traf ich Bekannte oder Freunde und machte oft die interessantesten Bekanntschaften.

So kam ich einmal in Marseille mit Ferdinand von Lesseps, dem kühnen Meereverbinder, zusammen. Wir logierten beide im Hotel de France, unsere Zimmer berührten sich, und wir speisten täglich nebeneinander an derselben Tafel.

Lesseps, mit seinem offenen, jovialen und geistreichen Wesen, kam mir gleich wie ein alter, trauter Bekannter entgegen. Er war nach Marseille gekommen, um gegen Gambetta, den damals noch unbekannten, aber rührigen Winkeladvokaten aus der Provence, seine Kandidatur für das Parlament zu verteidigen.

Lesseps hatte das Unglück, Regierungskandidat zu sein und folglich unter dem Schutze des Präfekten zu kandidieren; da aber die Masse der Wähler in Marseille nichts weniger als lenkbar und gefügig war, so mußte der heißblütige, geschwätzige Meridional von vornherein den größten Vorsprung haben.

Der ungeschickte Präfekt, den wahren Geist, der die Bevölkerung in jenem Augenblick beherrschte, verkennend und sich einbildend, er habe in Marseille einen Aufruhr zu befürchten, ließ Truppen von Montpellier und Nîmes anmarschieren und vereitelte dadurch vollends den letzten Hoffnungsschimmer seines Kandidaten. Die Bevölkerung empfing jubelnd und lachend die Militärverstärkung, ohne irgend einen Exceß zu begehen, und rief beständig: Voici les électeurs de Monsieur de Lesseps! vive Gambetta!

Als ich das abends dem braven Ingenieur des Suez-Unternehmens erzählte, geriet er in große Aufregung und klagte bitter über den grausamen Undank der Marseiller Wähler, die, uneingedenk seines großen, ihnen besonders vorteilbringenden Werkes, für einen terrible et creux bavard stimmen würden. Ich versicherte, die Leute würden nicht gegen ihn, Lesseps, sondern bloß gegen die Regierung und den Präfekten stimmen.

Merkwürdig und belehrend waren die Wählerversammlungen, in welchen der Kontrast beider Männer lebhaft hervortrat. Gambetta, der beredte Advokat und Volkstribune, umgeben von einer ungeheuern Menge, donnerte in seinen Ansprachen gegen den alles corrumpierenden Cäsarismus, gegen den Druck, welchen die Verwaltung auf den freien Volkswillen auszuüben suche. In seiner zweistündigen Diatribe wußte er die leidenschaftlich erregte Menge unter dem Zauber seiner Rede zu fesseln; wie ein blendendes Feuerwerk sprudelten die, im Grunde stets dieselbe Idee verfolgenden Phrasen, bis er endlich ausrief:

Mes amis, le gouvernement veut vous faire voter sous la pression des bayonnettes; vous voterez sous l'égide de la liberté!

Mit Einer Hand in der linken Hosentasche, während die andere beständig in der Luft herumschwirrte oder auf die Tribüne schlug, den schwarzgelockten, ausdrucksvollen Kopf bei jeder Periode zurückwerfend, perorierte er wie ein Gladiator, der seinen Gegner aufreiben will. Mir machte er den widerlichen Eindruck eines gewandten Taschenspielers; die Menge jedoch applaudierte fanatisch alle seine Phrasen und trug ihn nach beendigter Rede im Triumph durch die Straßen. Quel

gaillard! quelle tête! quelle blague alerte et spirituelle! hörte man allenthalben ausrufen.

Lesseps hingegen, der nüchterne anspruchslose Mann des kühnen Denkens und des praktischen Vollbringens, hielt keine große, geräuschvolle Versammlungen ab. Wohl fühlend, daß er den Volkstribunen nicht durch seine Beredtsamkeit schlagen würde, begnügte er sich, seine Freunde zahlreich und öfters im Hotel zu versammeln und ihnen in bescheidener und zugleich gediegener Sprache die großen Vorteile, die besonders Marseille und Südfrankreich durch den Suezkanal erreichen würden, auseinander zu setzen.

Er predigte aber nur vor einem auserwählten, schon im voraus zu seinen Gunsten bekehrten Publikum, welches eine würdige Minorität vorstellte, jedoch seine Niederlage mit mathematischer Sicherheit voraussehen konnte.

Gambetta wurde mit einer erdrückenden Majorität gewählt.

Als ich Abschied von Herrn von Lesseps nahm, fand ich ihn so niedergeschlagen, daß es mir in der Seele leid that, einen solchen Kernmann durch das dumme, blinde Wahlsystem also gedemütigt zu sehen.

Allons! allons! sagte ich ihm bewegt, pensez à Christoph Colomb, qui reçut des fers pour un monde; le canal de Suez vaut bien pour vous l'ostracisme des Marseillais. —

Er umarmte mich herzlich, war aber durchaus nicht getröstet. Da er sich nicht in der Eigenliebe, sondern in seiner Hingebung für das große Unternehmen hart getroffen fühlte, war sein Schmerz ein höchst berechtigter.

Von der heißglühenden Stadt und ihrem leidenschaftlichen Treiben mich losmachend, schiffte ich mich auf dem ersten besten

Postdampfer nach Korsika ein und machte glücklich die Überfahrt in Einer Nacht.

Korsika, dieser herrliche Smaragd im blauen Mittelmeere, versöhnt den müden Weltmann wieder mit dem Leben; es verjüngt und stärkt ihn durch die urwüchsige Kraft und Pracht seiner herrlichen Natur. Urwälder oben auf den höchsten Spitzen und auf den Hochplateaus von Sartene; Orangen, Limonen, Oliven und Weinreben an dem, neapolitanischer Landschaft ähnlichen Gestade von Bastia, einödige, feierliche Hoheit auf dem Rotondo und der gigantischen Penna Rossa, die mit ihrem goldenen Kamme in der Abendröte leuchtet, wie Alpenglühen auf granitenen Altären. Wanderer, wer du auch sein magst, wenn du vom Spleen ergriffen bist, gehe nach Korsika! Steige auf die Höhen empor, senke dich dann wieder hinab in die schattigen Thäler, in die kühlen Schluchten, dem brausenden Golofluß entlang, wo dich der Schatten des Helden Sampiero begleiten wird.*) Oder reite auf den kleinen dämonischen Pferdchen durch die gigantischen Pinienwälder, belausche den lauernden Luchsen auf dem Stumpfe der alten, vom Blitz gebrochenen Eiche, bürsche den Edelhirsch an in den Schlägen der hohen Wälder, oder überrasche den wilden Steinbock, dem noch zu leben vergönnt ist auf den Felsgraten des Rotondo und in den unbehauenen Forsten bei Sartene. Besuche in Corte das Haus des alten Helden Paoli, in Ajaccio auf dem kleinen winzigen Platze die bescheidene Behausung des Notars Buonaparte und der kräftigen Matrone

---

*) Sampiero, der größte und tapferste aller Korsen, kämpfte 30 Jahre lang gegen die Genuesen, die grausamen Unterdrücker der Insel; nachdem er Andrea Doria am Golo in einer offenen Schlacht überwunden, fiel er durch Meuchelmörder, von genuesischem Gelde gedungen.

Lätitia, deren wunderbare Brut die Welt erobert und beherrscht hat.

Sieh' dir das alles an, mache das drei Wochen lang mit, wie ich es gethan, und du wirst gesunden von jeglicher Melancholie!

Kannst du das nicht, so lese „Korsika“ von Ferd. Gregorovius, dem ich nicht nachbeschreiben kann, von welchem du aber Korsika empfangen wirst, wie es ist und wie man da lebt. Ich bin Korsika ewig dankbar für Luft, Freiheit und frohes Leben, die ich in voller Genüge zweimal da genossen habe.

Mit den Korsen bin ich gut ausgekommen, habe bei Tag und bei Nacht, beinahe allein, an ihre gastlichen Thüren gepocht und bin stets mit unbeschreiblicher Liebe und Freundlichkeit überall empfangen, bewirtet und verwöhnt worden.

Willst du, lieber Leser, dieselbe gastliche Aufnahme bei den Korsen finden, so empfehle ich dir dringend drei wesentliche Punkte: Mische dich nie in ihre Angelegenheiten, mache keinem weiblichen Wesen die Cour und schone die grenzenlose Eigenliebe der Männer — dann kommst du gut durch und wirst als Fremder überall gerne gesehen und freundlich behandelt werden. Willst du es noch besser haben, so lobe allenthalben korsische Freiheit und korsische Bravour.

Einst machte ich mir den Hauptspaß, einen jungen Gastfreund mit berauschender Freude zu erfüllen, indem ich ihm sagte, „ohne die Korsen hätte Napoleon I. nicht Eine Schlacht gewonnen.“ Der Mann hätte mir Haus und Hof geschenkt, wenn ich noch ein Wort hinzugefügt hätte. Oft ist die Eitelkeit der Korsen lästig, ihre ungeheuchelte Vaterlands- und Freiheitsliebe versöhnt jedoch mit ihren Schwächen.

Als ich das zweitemal in Korsika reiste, war gerade die letzte Vendetta auf die tragischste Weise beendet worden.

Drei Brüder, die Ehre ihrer Schwester zu rächen, erschlugen den Verführer und kündeten Vendetta seiner ganzen männlichen Sippe. Drei Opfer ihrer Rache waren schon gefallen. Da verhafteten die Gendarmen alle Mitglieder beider Familien, um dem Morden ein Ende zu machen; der drei Brüder jedoch, die schon im Gebirge geborgen waren, konnte man nicht habhaft werden. Anfangs, ehe ihre Verwandten eingesteckt waren, versorgten diese die Flüchtlinge mit Lebensmitteln und verschafften ihnen hie und da zur nächtlichen Ruhe ein Obdach; als aber diese Hilfe aufhörte, mußten sie von Jagd und Raub leben. Um ihr Pulver für Rache und Notwehr zu ersparen, raubten sie Lämmer aus einer Herde, die ein alter Schäfer am Fuße der Penna Rossa täglich hütete. Dieser, als wahrer Sohn der Wildnis, beobachtete den nächtlichen Himmel und sah die Rauchsäulen aus den Felsschluchten emporsteigen, wo die Geächteten ihr Mahl bereiteten; dann verriet er den Schlupfwinkel der Behörde. Eine Brigade von zehn Gendarmen machte den kühnen Versuch, die Schluchten zu durchspähen; fünf derselben wurden jedoch wie Raubvögel auf den Felsen erschossen; sobald ein Kopf aus dem Gestrüppe hervorsah, knallte eine Büchse und ein Gendarm stürzte in die Tiefe. Da requirierte die Justiz die Gendarmen aus den Kreisen Sartene und Corte, 100 Mann Infanterie wurden ihnen beigegeben und so gelang es nach zwei Tagen, die beiden älteren Brüder zu töten, nachdem sie ihr Leben teuer genug verkauft hatten. Den jüngsten jedoch, der wie ein Luchs in einer Höhle kauerte und von da aus immer sicher schoß und traf, konnte man nicht entdecken. Endlich am dritten Tage der förmlichen Belagerung des Berges

erblickte ein korsischer Jäger, der, wie eine Wildkatze herumkriechend, alle Felsenlöcher abspürte, die Füße des in einer Vertiefung schlafenden Flüchtlings; da nahm der Jäger sein gespanntes Rohr in die Linke und warf mit der Rechten einen Stein in die Höhle. Der Erwachende richtete sich empor und eine Kugel traf ihn mitten in die Brust. Tödlich verwundet rief er aus: Weh mir! von korsischer Hand muß ich sterben! komm her, Verräter! nimm meine Beichte ab! — Der Jäger verrichtete ein Gebet, nahm dem Sterbenden die Beichte ab, absolvierte ihn wie ein ordentlicher Priester, umarmte ihn und drückte seine müden, jetzt endlich von Rache befreiten Lider zu.

So endete die letzte Vendetta, die man in Korsika noch Jahrhunderte lang wie eine Heldensage erzählen, dabei das Andenken der heroischen Mörder preisen und Voceros (Klaggesänge) auf ihr tragisches Ende singen wird.*)

Die schreckliche Geschichte wurde mir in Sartene von dem Staatsprokurator, der den Prozeß geleitet hatte und bei der Belagerung der Penna Rossa zugegen war, umständlich erzählt.

---

*) Aus einem merkwürdigen Exemplare dieser Voceros, von Gregorovius übersetzt und von ihm uns überliefert, gebe ich hier zwei Strophen.

Wartet nur, bis auf dem Lande
Ist der Winterschnee zerflossen,
Rache wird dann ausgegossen
Von den Bergen bis zum Strande;
Rache ist wie Flammenbrände,
Allerorten faßt's behende.

Wenn ein Dutzend wird erstochen
Von den Ersten von den Reichen,
Sind mit diesem Dutzend Leichen
Seine Stiefeln kaum gerochen.
Und des Cappatu, des Armen,
Muß sich Rache auch erbarmen.

Ächt Korsisch!!

Mit bewegter Stimme und thränenden Augen rühmte der korsische Kriminalist die heldenmütigen Brüder und sagte: Ils ne pouvaient pas faire autrement, ils ont défendu leur honneur et leur vie comme des Spartiates.

Ein würdevoller alter Pfarrer, mit dem ich einen langen Ritt von Sartene nach Bonifaccio machte, und welchen ich über die Plage der Vendetta befragte, sagte mir: Die Vendetta ist freilich ein grausames Übel, aber für die korsischen Sitten ein wahrer Schutz; ohne sie würde bei dem heißen Blute und dem noch so rohen urwüchsigen Naturell unserer Leute keine Frau, kein Familienherd gesichert sein.

Aber, bemerkte ich, es ist doch eine Feigheit, einen Gegner vom Hinterhalt aus zu erschießen; ein Zweikampf ist nicht so unritterlich.

Ha! antwortete er, Ihr Duell ist nichts anderes als eine verfeinerte Vendetta, mit der größten Dummheit gepaart. Wie? ich wäre in meiner Ehre, in der meiner Mutter, Schwester oder Gattin in den Tod beleidigt und sollte dann dem Verbrecher am heiligsten, das ich auf Erden habe, die beste Chance bieten, mich zu töten, ehe ich das Arge gesühnt hätte? Das ist der reine Unsinn Ihrer sogenannten Ritterlichkeit! Kein Korse, merken Sie das wohl, nimmt je eine Vendetta leichtfertig auf; wenn er diese jedoch erklärt, will er strafen und sühnen und sich nicht mit einem eitlen Zweikampf lächerlich brüsten, mit einem „Duell“, bei welchem man meistens in die Luft schießt und dann mit dem Gegner gemütlich frühstückt. Wer eine Vendetta erklärt, ist nicht ein Feigling, er weiß, daß sein Leben verwirkt ist und setzt es ein für das, was ihm heilig ist.

Der Mann, der mir das sagte, war ein milder, frommer

Priester, aber daneben ein Korse, dessen christliche Liebe das alte Vorurteil der Vendetta nicht zu überwinden vermocht hatte. Beinahe hätte der gute alte Herr mich bekehrt, indem er so ehrerbietig vom korsischen Nationalmorde sprach.

Jetzt, lieber Leser, nachdem du als geduldiger Begleiter mir in verschiedene Regionen nachgefolgt bist, magst du einen raschen Sprung mit mir thun und in Fröschweiler bei mir einkehren; du sollst willkommen sein!

Es ist ein schöner Herbstabend im Jahre 1856; der Friede mit Rußland ist geschlossen, Sebastopol eine Ruine, Kaiser Nikolaus mit gebrochenem Herzen gestorben, General Pélissier Herzog von Malakoff geworden und Napoleon hat Rußlands Übermut gedemütigt, seiner Eroberungssucht zum allgemeinen Besten Halt gemacht.

Meine Freunde, unter ihnen mein lieber General von Berkheim sind nach heldenmütiger Ausdauer während des mörderischen Winters von 1855 wohlbehalten zurückgekommen.

Freue dich also mit mir und teile meine sorgenlose fröhliche Heimkehr.

Auf der blumigen Terrasse des Schlosses stehen sie alle mit Sträußen und Kränzen, die Lieben, die uns erwarten; die Schloßherrin liegt in meinen Armen, die Knaben umklammern meine Kniee, die treuen Diener schleichen von ferne um uns herum, der alte Schäfer läßt seine Herde in Parade im Parke weiden und pfeift sein bekanntes Lied'l dazu; die Fohlen tummeln sich munter auf ihren Weideplätzen herum, die glatten Rinder eilen zum Brunnen, alles um uns her ist Bewegung und Leben und ich stehe da, die Meinigen fest umschlungen haltend, und finde keine Worte. Dagegen sprechen die Knaben

alle zumal; jeder will der erste sein, der erzählt, wie es gegangen seit der langen Trennung.

Jetzt naht der würdige Pfarrherr mit salbungsvollen Worten des Willkomms, während seine freundliche Hälfte mir bescheiden eine liebe Dichtergabe überreichte.*)

---

*) Das Gedicht der begabten Frau teile ich hier mit, als Zeichen meiner dankbaren Verehrung:

Es wohnt manch edler Ritter
Im Lande nah und fern;
Doch tönen uns're Lieder
Heut dem Fröschweiler Herrn.

Zum fernen Inselstrande
Sah'n jüngst wir fort dich zieh'n
Nach dem gelobten Lande,
Wo die Orangen blüh'n.

Doch glänzt umsonst die Sonne
In Südens Pracht dir zu,
Du kehrst mit neuer Wonne
Zu deines Herdes Ruh!

Da leuchten schön're Strahlen
Aus treuen Weibes Blick,
Und deine Söhne blühen
Zu deines Herzens Glück.

Rings stehn zum Arbeitslohne
Die Ernten hoffnungsgrün,
Und friedlich auf den Hügeln
Die sanften Herden zieh'n.

Es triefe aus der Höhe
Stets reicher Segen dir,
Zum Lohne deiner Mühen,
Zu deines Landes Zier!

Zu aller Bösen Trutze,
Zum Schutz für Treu und Recht
Mag lange noch erblühen
Dein ritterlich' Geschlecht!

(Schluß nächste Seite)

Nun wirst auch du, lieber Leser, herzlich begrüßt und nimmst vorlieb mit dem bescheidenen Abendmahle. Sei willkommen am gastlichen Herde. Schon acht Tage bist du bei mir, teilst das idyllische Leben in Fröschweiler mit uns allen, hast auch schon fleißig mit mir gejagt, mitunter gut geschossen, hast die Bekanntschaft meiner Nachbarn und Freunde gemacht, auch mit Bodenstedt bist du zusammengekommen, der uns alle durch seinen sprudelnden Witz und seine geistreiche Unterhaltung entzückt hat. Mit Dekan Leyser, dem Götheforscher, dem liebenswürdigen, bescheidenen Gelehrten, hast du einige Tage bei mir verlebt, unsern Freund und Hauslehrer, den deutsch-elsäßer Dichter K. Hackenschmidt hast du liebgewonnen, und nun müssen wir uns plötzlich trennen. Der grausame Draht ruft mich nach Paris; es gilt eine delikate Mission zu erfüllen, in welcher es leicht geschehen kann, wie man sagt, den Finger zwischen Stamm und Rinde zu bringen. Mein braver Chef ist mit der Kaiserin Eugenie in Konflikt geraten; er hatte die Boten der hohen Frau etwas derb abgefertigt, und ich sollte nun die Tuileriensonne wieder über die Telegraphie lächeln lassen.

Die Geschichte war einfach folgende: Ein junger, intelligenter, aber etwas anmaßender Telegraphen-Stationschef hatte seit mehreren Jahren den Tuileriendienst zur Zufriedenheit der

---

Gott geb' zum frohen Feste
Dir reinstes Glaubensgold
Und seinen Ritterorden
Zum heil'gen Ehrensold.

Er lasse dich erleben
Viel heit're Tage noch,
Fröschweiler Schloß soll leben,
Graf Dürckheim lebe hoch!

hohen Herrschaften versehen und sich dabei ganz unabhängig von der höheren Verwaltung gemacht, ja sogar unter dem Schutze der Kaiserin jede Kontrole der General-Inspektoren zu vermeiden gewußt. Das hatte natürlich meinen autokratischen Chef sehr übel gestimmt und ihn veranlaßt, ohne weiteres die Inspektion des Tuilerienpostens vornehmen zu lassen.

Da ich den Grafen von Vougy sehr aufgebracht fand, erlaubte ich mir zu bemerken, daß es eine heikle Sache sei, den geheimen Dienst der Kaiserin zu inspizieren, daß ich ihn daher bitten müsse, mir die Sache ganz zu überlassen. Vor allem wolle er mir gestatten, eine Audienz des Kaisers zu benützen, um den Gegenstand meiner Mission zu berühren und durch seine, des Kaisers, Zustimmung gekräftigt, die Inspektion wie eine ganz gewöhnliche zu behandeln.

Graf Vougy entgegnete: Faites comme vous l'entendrez; l'Empereur vous écoutera.

Vom Kaiser wurde ich wie immer wohlwollend empfangen; er frug mich, ob ich zufrieden mit meiner Stellung wäre, und als ich versicherte, ich sei besonders gekommen, um für die mir erwiesene Güte zu danken, sagte er schelmisch: Oui, et pour faire votre inspection aux Tuileries, n'est-ce pas?

Er war also von allem, was vorgefallen war, genau unterrichtet.

Sire, entgegnete ich, cette inspection est dans l'ordre naturel des choses de notre administration. Votre Majesté pense sans doute, avec mon digne chef, que nul ne peut sans danger pour l'Etat se soustraire aux devoirs de l'hierarchie administrative; mais je ne voulais pas accepter une mission délicate sans le consentement de l'Empereur.

Der Kaiser erwiderte: Monsieur de Vougy en vous

désignant ne pouvait mieux choisir, faites votre devoir comme vous le feriez pour un poste ordinaire; il en résultera, pour votre chef, la conviction que le service des Tuileries est bien fait, et, pour l'employé l'avertissement utile qu'il est soumis comme tout autre au contrôle de son administration.

Lächelnd fügte er hinzu: Il en résultera aussi, je l'espère, la paix entre l'Impératrice et la télégraphie. L'Impératrice joue avec le télégraphe, elle en use pour le moindre chiffon, il faut lui laisser son joujou.

Meine Antwort lautete: Je promets à votre Majesté de n'y toucher qu'autant que le bien du service de S. M. l'Impératrice me le commandera. —

Aufs neue hatte mir Napoleon den Beweis seines ruhigen, gesunden Verstandes und zugleich den seines, auch in den kleinsten Dingen vorurteilsfreien Charakters gegeben.

Ich ging von ihm aus in die Telegraphenstation der Tuilerien und untersuchte gründlich alle Einzelheiten des kaiserlichen Dienstes. Da ich aus dem Kabinett des Kaisers und von Mocquard geleitet kam, wurde mir ohne Zögern die ganze Korrespondenz freimütig und unbefangen vorgelegt. Nicht ohne großes Interesse las ich die kurzen, strengen Depeschen Napoleons an seinen Onkel und dessen Herrn Sohn, und die oft sehr barschen Antworten. Der Ton, den Napoleon gegenüber seiner Familie anschlug, war stets dem Muster des ersten Kaiserreichs entnommen: höflich, kalt und gebieterisch war die Form, der Inhalt oft sehr pikant! Doch stille! — die Geheimhaltung der Depeschen muß auch jetzt noch treulich bewahrt werden.

Von Seiten der Minister und Marschälle fand ich nur den Austausch über unbedeutende Gegenstände, von Seiten der

Kaiserin kleine Bestellungen für Toilette und dringende Einladungen zu einem Thee oder einer Spazierfahrt. Des Kaisers chiffrierte Depeschen kannte natürlich nur Mocquard allein, welcher sie mir mit malitiöser Freude unter die Augen hielt, indem er sagte: Ceci, mon cher, entre nous! — Die Kaiserin hatte damals keine Chiffre, später bediente sie sich einer Geheimschrift.

Mein Bericht über den Dienst im kaiserlichen Schlosse fiel gänzlich zu Gunsten des verantwortlichen Beamten aus; ich ermunterte ihn, unserm ehrenwerten Chef einen Besuch abzustatten, um seine formelle Unterwerfung unter die hierarchische Gewalt zu bekräftigen.

Nachdem dies geschehen und Graf von Vougy sich vollkommen besänftigt hatte, kehrte ich nach Fröschweiler zurück, kam aber acht Tage später wieder nach Paris, um den Sitzungen des Telegraphenamtes beizuwohnen. Kaum waren diese geschlossen, als ich nach Fontainebleau gesandt wurde, dort den Telegraphenposten zu inspizieren.

Da der Hof in jenen Tagen gerade daselbst weilte, war mir diesmal meine Aufgabe höchst unangenehm. Wenn mich der Kaiser sieht, sagte ich mir, so wird er glauben, es sei auf eine wahre Inquisition seiner Telegraphenposten abgesehen. Doch beruhigte ich mich bald, als ich ein reges Treiben von Equipagen und Jagdpferden und eine ungeheure Menschenmenge an dem Hauptthore des Schlosses gewahrte. Der Kaiser und die Kaiserin, hieß es, fahren um elf Uhr zum Jagdrendezvous in den Wald.

Schnell erledigte ich mein Geschäft und konnte mich nun ungestört in Fontainebleau herumtreiben.

Um elf Uhr sah ich die hohe Jagdgesellschaft vom Schlosse

abfahren; der Kaiser und seine Umgebung im grünen Jagdkostüm Louis' XV., mit dem kleinen eleganten Dreispitz als Kopfbedeckung, den Hirschfänger an der Seite; die Kaiserin und ihre Damen in analoger Verkleidung. Als die Luft wieder rein und der Raum frei war, nahm ich mir selbst die Freiheit, das alte interessante Schloß zu besichtigen.

Das Schloß Fontainebleau als Ganzes zu beschreiben, ist nicht möglich. Rings vom Hochwalde eingeschlossen, erscheint es von weitem nur wie eine Ansammlung von hohen Dächern und Schornsteinen; in der Nähe aber ist es eine Residenz von vier gänzlich von einander getrennten Schlössern, deren jedes seinen eigenen Hofraum, seine gesonderten Treppen, Fluren und Galerien und im Innern seine abgeschlossenen Wohnräume besitzt. Vier fürstliche Höfe könnten bequem und ungestört in diesen vier Behausungen wohnen ohne sich zu begegnen. Die Rundschau macht einen verwirrenden labyrinthischen Eindruck, mit dem man jedoch versöhnt wird durch die noble Wohnlichkeit eines jeden Teiles und durch die geschmackvolle prächtige Einrichtung. Obgleich überall der Renaissancestil glänzend und zierlich, den Geschmack des ritterlichen Franz und des Meisters Primatice verratend hervortritt, so erkennt man doch hie und da an manchen Details die Zeit Heinrichs IV., anderswo die geübte Hand Mansards unter Ludwig XIV., und allenthalben die gelungene Restaurierung unter Louis Philipp. Es ist nichts am großen Ganzen verdorben worden, denn das bißchen Gotische und Rococo, das hie und da eingestreut ist, verschwindet vor der bezwingenden reichen Anmut der Renaissance. Was mich am meisten angesprochen hat, ist der Teil des Schlosses, den Napoleon der Große bewohnte. Manche Räume sind da so wohnlich und so voll Heiterkeit in ihren

schönen Verhältnissen und mit der lieblichen Aussicht auf den Park, andere wieder, namentlich die herrliche Galerie de Diane, in welcher die Fürstin Helene von Mecklenburg ihre Hochzeit gefeiert hat, so königlich prachtvoll, daß man den Eindruck empfängt, von diesen Räumen müßten Glück und Glanz ewig unzertrennlich sein. Doch von der Fürstin Helene und von dem großen Kaiser wich das Glück gleich schnell und flüchtig! Ja, hier hat der größte Glanz und, nach menschlichen Begriffen, das höchstfliegende Glück einen trauervollen Abschluß erhalten. An der Wand des Arbeitszimmers Napoleons ist noch das Facsimile der Abdankungsurkunde zu sehen; mit wenigen, beinahe unleserlich geschriebenen Zeilen legte hier der Titane seine Herrschaft nieder, die so viele Kämpfe und so viel Blut gekostet hatte.

Nachmittags ging ich zu Fuß in den prächtigen Wald, vertiefte mich in die majestätische Einsamkeit des großen Baumlabyrinthes und setzte mich auf die Felsen des abgeschiedensten Revieres, wo nur selten die Jagd vorüberkommt. Von weitem hörte ich die Laute der Meute und den Schall der Hörner und dachte an die vergangenen Zeiten. Der glänzende, tapfere Franz, der glorreich Besiegte von Pavia, der an seine Mutter schreiben konnte: Tout est perdu fors l'honneur — der alte ehrwürdige Bayard, des französischen Rittertums Zierde; der tapfere, aber weniger ritterliche Heinrich IV., Napoleon, der große Menschenschlächter, Louis Philipp, der Julikönig und endlich Napoleon der Kleine mit seinem Schwarm von unersättlichen Günstlingen und dem unheilvollen Vice-Kaiser Rouher: sie alle zogen abwechselnd an meinem inneren Auge vorüber und mir war, als müsse mit der sinkenden Sonne auch schon die kaiserliche Pracht und Herrlichkeit untergehen.

Als die Nacht hereingebrochen war und die letzten Klänge der Hörner an den Heimweg mahnten, kehrte ich bei wunderbarem Mondschein zur verborgenen Stadt zurück, verfolgt von den Worten eines Jugendliedes:

> Wie traurig tönt herauf ins Land
> Dein rufend Horn, mein Held Roland,
> Dein Horn von Roncevaux!

Vom Jahre 1855 bis anfangs 1866 dehnte sich meine telegraphische Thätigkeit auf alle Provinzen des schönen Frankreichs aus; nach allen Richtungen hin, nord- und südwärts und vom Rhein bis zum Ozean durchstreifte ich oftmals das herrliche Land und hatte stets Gelegenheit zu bezeugen, daß der Titel „Garten Europas“, welcher ihm verliehen wird, kein unverdienter ist. Während dieses Dezenniums blühte Frankreich im glänzendsten materiellen Wohlstand; Industrie, Handel, Gewerbe und Ackerbau, dem lebhaften Impuls der Regierung gehorchend, erhoben sich zu einer bisher nie gesehenen Größe.

Doch auch hier war es im Schicksalsbuch verzeichnet, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen sollten.

Mitten im blühenden geräuschvollen Glücke sammelten sich die schweren Wetterwolken, die den Stern Napoleons verdunkeln und Frankreich in wenig Jahren an den Abgrund des Verderbens bringen sollten. Ein Attentat nach dem andern (mehrere, die man nie erfahren hatte) bedrohten das Leben des Kaisers und beschränkten seinen freien Willen. Orsini's Bomben, Mazzini's gedungene Mörderbande zwangen ihn, seinen unbesonnenen Jugendversprechungen Folge zu leisten und den für Frankreichs Politik unnützen und unheilvollen italienischen Krieg zu unternehmen.

Ich sah den Gefangenen von Ham seinen und des Heeres

Triumphzug feiern und das französische Volk, durch Siege berauscht, ihm öffentlich unbeschreibliche Huldigungen darbringen; ich sah Mac Mahon und Canrobert, mit Lorbeerkränzen bedeckt, an der Spitze des siegreichen Heeres vor dem glücklichen Cäsar die Schwerter neigen. Durch dieses unerhörte Kriegsglück zum Übermute verleitet, verließ die Regierung die Bahn der gesunden Politik. Einem jugendlichen Raufbolde ähnlich, der überall Händel sucht, zog man zuerst nach China, um dort den Chinesen durch Plünderung des Sommerpalastes in Peking die europäische Civilisation recht anschaulich zu machen. Fabelhafte Schätze wurden da erobert und ebenso schnell wieder verschleudert und vernichtet; Soldaten vertauschten Juwelen und unschätzbare Kunstgegenstände gegen einige Flaschen Branntwein. Offiziere und Generale brachten mit nach Frankreich, was ihre Fourgons nur laden konnten. Ich kannte einen deutschen Abenteurer, der in Afrika in der Fremdenlegion gedient und sich durch seinen tollkühnen Mut den Rang eines Kaid errungen hatte; er war im Elsaß unter dem Namen Kaid Osman sehr populär und hatte viele Schulden, die er wohl nie ohne den chinesischen Sommerpalast hätte zahlen können. Als er vom Feldzug heimkehrte, war er mit Geld reichlich versehen, zahlte alle seine Gläubiger und streute Kostbarkeiten aller Art mit vollen Händen aus; den Damen seiner Bekanntschaft schenkte er prachtvolle Gewänder von schwerer Seide, deren Umfang vermuten ließ, daß sie behäbigen Mandarinen gedient haben mochten.

Der Held Cousin de Montauban, der zum Lohne seiner Großthaten den Titel „Herzog von Palikao“ erhielt, soll sich beim Juwelenfange im Sommerpalast nicht vergessen haben.*)

*) Als der Marschall Pelissier die Ernennung Montaubans zum Führer des Chinakrieges erfuhr, rief er lachend aus: très bien! il prendra le Magot.“

Man erzählte von einer wunderbar gearbeiteten mit Gold und Edelsteinen reich geschmückten Rüstung, die er dem Kaiser zum Geschenk gesendet haben soll. Ein goldener Helm war dabei, auf dessen Schild ein Diamant von der Größe eines kleinen Hühnereies strahlte. Rüstung und Helm sind angekommen, sagt der Historiker Taxile Tailor, der Diamant jedoch war spurlos verschwunden.

Nach diesem abenteuerlichen Kriege kam das traurige Unternehmen gegen Mexiko. Was hatte man dort zu gewinnen gehofft?

Der Kaiser, durch die Frau Gemahlin verleitet, träumte von einem mächtigen Romanenreiche, das er dem nordischen Germanentum gegenüber errichten würde — ein unsinniger Einfall, befördert und genährt durch die egoistischen Geldspekulationen seiner nächsten Umgebung. Man kennt die Geschichte des unverschämten Wechslers Jecker und seiner mexikanischen Anleihe, die durch einen glücklichen Krieg jedermann reich machen sollte.

So schwächte Frankreich gegen außen hin seine Politik und, das Zutrauen der anderen Mächte verscherzend, vergeudete es in sterilen Unternehmungen seine nötigen Hilfsmittel an Geld und Wehrkraft. Im Innern sammelte sich wieder der Gährungsstoff der Unzufriedenheit und der Revolution. Die Umsturzpartei und die geheimen Gesellschaften der Jakobiner breiteten ihre dunklen Netze im stillen aus, während auf der Oberfläche noch alles ruhm- und glanzvoll schien.

Doch es ist noch nicht an der Zeit, jetzt schon das „profundis“ über das Kaiserreich zu sprechen, es bleiben ihm ja noch volle vier Jahre übrig, um langsam aber sicher seinem Verfalle entgegen zu gehen.

Im Frühjahr 1866 wurde mir die Mission zu teil, die Neugestaltung und Vervollständigung des Telegraphendienstes in Algerien und in Tunis vorzunehmen. Die Vollmachten wurden mir vom Generalgouverneur Grafen Mac Mahon erteilt und vom Kriegsminister Marschall Grafen Randon bestätigt.

Die Telegraphenverwaltung in Afrika, obgleich nicht von der Kontrole der Metropole ausgeschlossen, stand doch unmittelbar unter der Verwaltung und den Befehlen des Gouverneurs. Das Telegraphenamt in Algerien hatte diese zweideutige Stellung im Interesse seiner Unabhängigkeit zu benützen gewußt. Der Direktor von Algier, ein konfuser Kopf, der am Größenwahnsinn litt und später daran zu Grunde ging, war seiner schwierigen Stellung nicht gewachsen. Er hatte die größten Mißbräuche einreißen und im allgemeinen sowohl als im einzelnen die Verwaltung zu einer höchst mangelhaften herabsinken lassen. Dabei gebärdete er sich gleichsam als General-Direktor des Kolonialdienstes, eine Qualifizierung, die ihm durchaus nicht zukam, und schnitt geflissentlich die hierarchischen Bande zwischen ihm und der Metropolverwaltung ab.

Daß ein solches Gebaren unserem Telegraphenpascha durchaus nicht behagte, kann man sich denken. Ich sollte nun die Augiasställe säubern, die Mißbräuche abschaffen, das Personal erneuern und das Liniennetz bis in die Sahara und an die Grenze von Marokko ausdehnen.

Drei Monate wurden mir gegeben um diese Mission zu erfüllen. Vom ersten April bis ersten Juli 1866 sollte ich die drei Provinzen und Tunesien durchwandert haben — eine Zumutung, welche beinahe das Unmögliche begehrte und die physischen wie die moralischen Kräfte auf eine harte Probe stellte. Die französischen Verwaltungsspitzen, die gemächlich in

ihren bequemen Kabinetten in Paris thronen, huldigen stets dem Prinzipe des ersten Napoleon, wenn er sagte: „Impossible n'est pas un mot français.“ Darnach richte dich dann, du Unglücklicher, der du bei tropischer Hitze in noch sehr unzugänglichen Landen Missionen zu unternehmen gedenkst! Hätte man mich im Januar abgeschickt, so hätte ich nicht zu klagen gehabt; doch malgré tout machte ich mich wohlgemut auf. Von einem Dolmetscher, der zugleich mein Sekretär war, begleitet, verließ ich Marseille am 1. April abends sechs Uhr.*)

Die Überfahrt war von gutem Wetter begünstigt und vollzog sich glücklich, ohne Abenteuer und ohne Seekrankheit. Am zweiten Tag fuhren wir zwischen den Balearen bei ruhiger See hindurch; wir streiften Majorca so nahe, daß die Insel zu unsern Füßen lag, wie ein Au-Garten mit vielen kleinen Behausungen, Krautgärtchen und besonders mit vielen Schweinehöfen und ihren fetten Insassen staffiert. Die Menschen in ihren braunen Jacken kamen mir winzig klein vor, während das Schweinevolk stattlich groß aussah; die Balearen hegen für Borstenvieh und Schweinespeck, ihre Hauptindustrie, einen wahren Kultus.

Die dritte Morgenröte beleuchtete uns die afrikanische Nordküste in wahrhaft zauberischem Licht; die dunkelblaue Meeresfläche umschlang den Ufern entlang ein breiter silberner Gürtel, die grünen kräftigen Hügelgestalten zeichneten sich scharf vom blauen Himmel ab und in ihrer Mitte stieg in stiller Majestät die weiße steinerne Pyramide, Algier, aus dem Meere bis zu dem höchsten Gipfel des Berges empor.

---

*) Dieser Sekretär hieß Manno, war ein Kind der Kolonien und in der arabischen Schule in Algier erzogen; er sprach das Arabische mit großer Fertigkeit und wußte den Koran auswendig.

Nachdem wir mit vieler Mühe gelandet und nicht ohne harten Kampf mit den schwarzen Packträgern unsere Effekten in Sicherheit gebracht hatten, bezogen wir unsere bestellten Zimmer im Hotel de France in der Nähe des Hafens. Unsere Fenster boten Aussicht auf das liebliche Mittelmeer und die Zimmer waren mit dem größten Komfort und wahrem Pariser Luxus ausgestattet.

Nachdem wir gebadet und gefrühstückt hatten,*) benützten wir sogleich die Morgenstunden, um uns die Maurenstadt ungestört anzuschauen. Der niedere, neue Teil des alten Seeräubernestes ist lachend und freundlich; hübsche Privathäuser, stattliche Cafés und schöne Warengewölbe, eine angenehme Platanenallee, ein niedlicher Platz mit der kleinen weißen Moschee und der Reiterstatue des Herzogs von Orleans, überall die Aussicht auf das heitere blaue Meer — alles das ist modern und recht anziehend hergeschniegelt, bietet jedoch keinen echt orientalischen Anblick dar. Erst wenn man von der kleinen Moschee sich nach Süden gegen den Palast des Gouverneurs über die Freiung „place du gouvernement“ wendete, erblickte man damals noch (heute ist das ganz modernisiert) ein Gemisch von alten maurischen und neuen europäischen, mitunter sehr schönen stattlichen Gebäuden. Von da aus erhebt sich steil die obere Stadt bis zur Kasbah hinauf; durch ein unentwirr-

*) Manno wollte mir zum ersten Morgengruß in Algier durchaus einen echt arabischen Eindruck bereiten; er führte mich in ein arabisches Bad, wo ich durch heiß und kalt, unter Kneterei und Massagen, von einem schwarzen Badeknechte eine halbe Stunde lang gefoltert wurde und dann, erschöpft auf einen Divan gelegt, in Schlummer verfallen mußte, ob ich wollte oder nicht; das gehörte, wie das Schälchen Kaffee und der Chibuk zur vorgeschriebenen Badeseccatur. Wohlthuend ist solch ein Bad, aber mit so langweiligen Formalitäten verknüpft, daß ich mir vornahm, See- und Flußbäder dieser Folter vorzuziehen.

bares Häuser- und Gäßchenlabyrinth, zu dessen genauer Kenntnis man Monate braucht, klettert man dahin empor. Die Gäßchen, wahre steinerne Leitern, sind so enge, daß vier Personen nicht nebeneinander gehen können. Die Häuser, schmal und hoch, sehen alle kerkerhaft aus, weil sie auf die Straße hin nur ganz kleine, mit Eisengittern verschlossene Lichtlöcher und keine Fenster besitzen. In dem Erdgeschoß eines jeden dieser Häuser befindet sich eine enge finstere Bude, in welcher ein alter grauer Araber mit langem Bart und kleinen falschen Äuglein im Halbschlummer oder rauchend kauert und sich um Gott und die Welt nicht zu bekümmern scheint.

Um den Verkäufer her, der nie etwas verkauft, hängen Zwiebelknäuel, getrocknete oder vielmehr verknöcherte Datteln, Feigen und Trauben; in zahlreichen hölzernen Schalen liegen seit Jahren dieselben Bohnen, Erbsen und Linsen und dieselbe Zahl alter Feuersteine und Schwefelfäden.

Was, zum Kukuk, treiben diese Mumien und wovon leben sie? fragte ich meinen Begleiter.

Sie verkaufen nichts, wurde mir berichtet, sie leben von dem bischen Gemüse und von den Früchten, die ihre Kinder in der nächsten Umgebung bauen, aber sie bleiben in ihren Buden sitzen, um ihre Firmen zu behaupten und ihr altes jetzt brotlos gewordenes Recht als arabische Händler nicht aufzugeben. Mit stoischer Geduld erwarten diese ehrlichen Gespenster ihre Befreiung durch den Propheten.

Nun, es war schon recht viel Lokalfarbe im ersten sich mir darbietenden Bilde, es kam aber immer besser. In einer der belebtesten dieser Höhlenmündungen hörten wir plötzlich ein furchtbares Brüllen, dem Wutgeschrei eines wilden Tieres gleich, und ein schauerliches Menschenheulen und Fluchen; als

wir in den dichten Haufen schmutziger Burnusse und lebender Klumpen schwarzer Wäsche (so sehen die eingehüllten Weiber aus) hineingedrungen waren, sahen wir nicht gar ferne drei beladene Kamele, die mit weit aufgesperrten Rachen beißend, schlagend, wutschnaubend auf ihre Führer eindrangen und alles vor sich her in die Flucht jagten.

Nie habe ich eine gräßlichere, rohere Scene erlebt, als dieser Kamelkampf im engen Raum und mitten unter der heulenden Volksmasse sich uns darbot. Lange dauerte das Prügeln der Kameltreiber und immer wütender wurden die Tiere. Da trat ein alter, vornehm gekleideter Beduine aus der Menge, bedeutete die Treiber zur Ruhe und sprach ein Wort aus dem Koran über die Sünde, die Tiere zu mißhandeln. Man hörte ihn an und alles wurde ruhig. Der riesenstarke Mann trat beherzt unter die wütenden Tiere und blieb erst ruhig stehen, nur ihren Schlägen ausweichend; dann faßte er eines der wildesten kräftig am Kopfe, verhüllte ihm schnell mit seinem Burnus die Augen und das Ungetüm legte sich stöhnend nieder. Die beiden andern Kamele besänftigten sich ebenfalls und lagerten sich in der kühlen Gasse.

Der Beduine entlastete nun das erste Tier, und als dessen Rückgrat sichtbar wurde, zeigte sich eine blutende Wunde, die vom Druck der harten Kisten herrührte, mit welchen das Opfer unmenschlich belastet war. Ohne ein Wort zu verlieren, prügelte der große Beduine die Kameltreiber mit seinem Stabe tüchtig durch und verließ dann den Schauplatz der Bethätigung seiner Tierliebe mit majestätischer Ruhe, während die Menge ihm ehrfurchtsvoll Platz machte.

Manno erklärte mir, es herrsche in ganz Afrika der Aberglaube, daß nur eine überirdische Kraft ein wütendes Kamel

zu bändigen im stande sei. Für uns, fügte er hinzu, wird diese Scene nicht ohne Nutzen bleiben; sie lehrt uns, daß wir in der Sahara unsere Kamele nicht überlasten dürfen und jeden Druck des Gepäckes vermeiden müssen, da wir nicht immer einen überirdischen Tierbändiger bei uns haben werden.

Doch, lieber Leser, ich bin schon wieder versucht, zu ausführlich zu werden, während ich mir vorgenommen hatte, in diese Blätter keine Reisebeschreibungen aufzunehmen, sondern mich auf die rasche Vollziehung meiner beschwerlichen Mission zu beschränken.

Acht Tage wurden in Algier dazu benützt, die Telegraphenverwaltung zu beobachten und ihre wunden Punkte zu entdecken.

Bei dem Marschall Mac Mahon und seiner Umgebung fand ich zwar höflichen, aber sehr kühlen Empfang.

Der Gouverneur, ein guter Manövrier und pflichttreuer General, stand der Civilverwaltung ganz fremd gegenüber; er wußte mir weder Bescheid noch Befehl zu erteilen und verwies mich stets für alle mir nötigen Erklärungen an den General Ladmirault, der wenigstens über die materiellen Hilfsmittel, die ich in Anspruch zu nehmen hatte, gehörig Auskunft und guten Rat zu erteilen vermochte. Durch ihn erhielt ich die nötigen Vollmachten, um Arbeitskräfte, Material an Holz zum Bau der Linien und, wo es durch die Umstände dringend angezeigt war, Bedeckung und Begleitung requirieren zu können.

Die Kaids und die Bureaux Arabes (damals noch die Civilverwaltung) wurden angewiesen, mir Schutz und Geleit in allen Gebieten des Landes gewähren zu lassen. Mac Mahon schien übrigens sehr gegen meine Mission eingenommen zu sein

und meine Bemerkungen über die Mangelhaftigkeit des Telegraphendienstes gleichsam als eine für ihn persönliche Kränkung empfindlich entgegen zu nehmen.

Das beirrte mich jedoch nicht. Ich erklärte ihm einfach, ich werde in der Erfüllung meiner Pflicht nur das Wohl seiner Verwaltung im Auge haben und ihm nach beendeter Reise meine Vorschläge schriftlich unterbreiten; er könne alsdann darüber verfügen wie ihm belieben würde, jedenfalls dürfe ich ihm nicht verhehlen, daß sich das Kriegsministerium die Entscheidung in letzter Instanz vorbehalten habe.

Mac Mahon entließ mich kalt und höflich, ohne mir nur die geringste übliche gesellschaftliche Aufmerksamkeit zu schenken. Auch die Frau Marschallin, eine starke, stattliche, ziemlich imposante Gestalt, behandelte mich mit wenig Courtoisie. Sie dachten wohl beide nicht, daß die Familie und das Haus des so vernachlässigten General-Inspektors einst in der Nacht vom 5. August 1870 dem glorieux vaincu von Wörth eine freundliche Gastfreundschaft gewähren würden.

Bei General Wimpfen, dem unglücklichen Kapitulanten von Sedan, wurde mir der schmeichelhafteste Empfang von seiten eines erwachsenen zahmen Löwen zu teil, über welchen ich hinwegschreiten mußte, um in das Arbeitszimmer des Generals zu gelangen. Manno streichelte den ihm bekannten Wüstenkönig und wir traten alle drei, der Löwe voraus, vor den Herrn General, der in Hemdärmeln am Schreibtisch saß und uns sehr gleichgültig empfing. Der Löwe hatte ein ganz besonders intelligentes Auge, er schmiegte sich an uns wie ein alter Freund und seine Seele schien zu groß angelegt, um kleine Vorurteile gegen die Telegraphie in sich aufkommen zu lassen.

Nachdem wir uns in Algier mit allen nötigen Hilfs-

mitteln zu unserer Reise versehen hatten, ging es zuerst zur See der Küste entlang nach Oran, einer mehr von Spaniern als von Franzosen bevölkerten Stadt, dann über Nemours nach Tlemcen, einer alten römischen Niederlassung, wo die gewaltige Weltbeherrscherin Spuren ihrer Macht hinterlassen hat; der Berg, an welchen sich Tlemcen anlehnt, ist mit Limonen- und Orangenwäldern bedeckt; überhaupt ist dort auf den Höhen die Vegetation eine wunderbar üppige.

Wir drangen bis Sebdou, Saida und Géryville an der marokkanischen Grenze vor. In Lalla Magrinia, unweit der Tafna, sahen wir die ersten Kamele auf den Bergen frei herumweiden. Beim Übergang über die Tafna begegnete uns ein Trupp Beduinen, nur mit dem weiten, im Winde flatternden Burnus bekleidet, auf ganz nackten wilden Pferden ohne Sattel und ohne Zaum reitend.

Als sie bei uns vorüberjagen wollten, wurden ihre Tiere plötzlich scheu, wandten fliehend um und flogen in rasenden Sätzen den steilen, mit Gestrüpp und Felsen bedeckten Berg hinab dem Strome zu; von den Felsen steil abspringend, verschwanden sie einen Augenblick in der Tiefe und schwammen dann ruhig ans entgegengesetzte Ufer.

Die Reiter bekümmerten sich nicht im geringsten um ihre Rosse, sondern schwangen ihre langen Flinten in der Luft, ließen einige Schüsse knallen und schimpften uns mit allen erdenklichen Namen aus: Die Numidischen Reiter, wie sie uns Sallust beschreibt, waren an uns vorübergeflogen, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß die Schußwaffe die spitze Lanze in ihren Händen ersetzt hatte.

Von Westen ging es dann rasch über Sidi-Bel-Abbes, Mascara, Relizane, Orléansville, Marengo und Kolea nach

dem paradiesischen Blida, dem schönsten Orangenhaine der Welt; sodann besuchten wir das ebenso liebliche Miliana mit seinen reichen Wassern und fruchtbaren Gärten. Hierauf zogen wir durch die Schluchten der wilden Chiffa, in welcher sich, ohne sich um die Telegraphie zu bekümmern, zahllose Affen badeten, nach dem einsamen Medeah. Nach Blida zurückgekommen, benützten wir die kleine Eisenbahn, damals die erste in Algerien, welche uns in zwei Stunden nach Algier brachte.

Eine Lust war es, die Araber jubelnd und schreiend auf den unbedeckten Waggons liegen zu sehen; sie waren alle wie berauscht von der überraschenden Schnelligkeit des Dampfrosses, das ohne Sporn dahinsaust.

Nach zwei Ruhetagen, die wir wohl verdient hatten und übrigens benützten, um unsere vielseitigen Berichte, Aufzeichnungen und Berechnungen in gehöriger Ordnung zu Papier zu bringen, reisten wir in einem bequemen vierspännigen Postwagen nach der kleinen Hafenstadt Dellys.

Von da drangen wir, dem schönen Mittelmeer den Rücken kehrend, unter guter Bedeckung und von einem alten Kaiden bekleidet, in die unwirtlichen Berge der Kabylia vor; das waren beschwerliche, langsame Ritte durch Schluchten und über steile Höhen, ohne gebahnte Wege, und oft mußten wir im dichten Gestrüppe die Richtung mit dem Magnet suchen. Endlich, nach vierzehnstündigem Klettern und stets wieder in Abgründe niedertauchend, erreichten wir am Ende des ersten Tags die Niederlassung Tizi Ousuf, und am andern Morgen die Veste Fort Napoleon.

Kabylien ist in Beziehung auf die Verteidigung gegen den auswärtigen Feind wirklich ein arabisches Tirol: hier

wie dort haben die französischen Truppen den zähesten Widerstand gefunden und die Führer manche harte Schlappe erlitten.

Die Kabylen, eigentlich die Urbewohner Nordafrikas, von den Mauren besiegt und verdrängt, flüchteten sich in diese rauhen Berge und wurden von den Eroberern in gänzlicher Abgeschiedenheit, aber auch in Ruhe gelassen. Sie verteidigten ihre Unabhängigkeit gegen Frankreich lange Jahre hindurch mit einer wunderbaren Ausdauer, bei welcher ihnen sowohl die Unzugänglichkeit ihres Gebietes, als auch ihr Mut und ihre gute Bewaffnung zu statten gekommen war. Sie sind intelligent und arbeitsam, wohnen in steinernen Häusern, treiben Ackerbau und Viehzucht, sind dabei gute Waffenschmiede und in verschiedenen Gewerben, wie in der Töpferei, im Holzschnitzen und im Einlegen mit Gold, Silber und Perlmutter sehr geschickt; ihre physische Kraft und ihre Gelenkigkeit sind unglaublich. Überall in Nordafrika werden sie zu den gefährlichsten Arbeiten verwendet.

In Tizi Ousuf wie in Fort Napoleon fand ich die Volksschulen so vortrefflich und die Jugend so intelligent und so gut unterrichtet, daß ich staunen und für mein Elsaß diese Schulen beneiden mußte. Die Knaben von zwölf bis fünfzehn Jahren sprachen, lasen und schrieben geläufig das Französische, wie es die Elsäßer gewiß nie lernen werden. Mit zwei jungen Leuten von Tizi Ousuf, die uns als Führer mitgegeben wurden, unterhielt ich mich wie ich es mit zwei Stockfranzosen nicht besser hätte thun können.

Dieselbe Erscheinung überraschte mich in Konstantine und in der Sahara in der Schule von Biskra. Die Aussprache der Schüler war zwar eine fremdartige, derjenigen der Russen

nicht unähnliche, aber nie eine harte und unangenehme; die gutturalen Laute des Arabischen spürte man kaum.

Ich konnte das nicht begreifen; Manno, der schon an diese Erscheinung gewöhnt war, erklärte sie einfach dahin, daß, da der Araber, sehr wortkarg, mit kleinen Kindern sich wenig abgiebt, die arabische Mutter hingegen träge und ungebildet ist, beide den Kindern ihre Sprache nie als eine Muttersprache recht lieb und wert machen und daß daher der geschwätzige, lebendige Franzose in jedem kleinen Araber sozusagen einen Säugling der Sprachkunst in die Schule bekommt.

Wie treffend und geistreich auch diese Auslegung des Rätsels sein mochte, so mußte ich mir doch dabei sagen, daß Intelligenz und natürliches Sprachtalent bei den Kindern vorherrschen müsse.

Wie dem nun sein mag, ich konnte jedenfalls bezeugen, daß in ganz Nordafrika die französische Sprache in dreißig Jahren schnelleren Eingang fand, als sie dies im Elsaß in zwei Jahrhunderten vermocht hat.

Die alten Kabylen fand ich trotzig und beinahe feindselig; wenn ich in eine Behausung eintrat, wurde ich kaum mit einer Verbeugung begrüßt, und mein alter Kaid, der für meine Sicherheit Bürge war, drängte mich immer zur Thüre hinaus.

Es war überhaupt ein sonderbarer und unbequemer Begleiter, dieser Kaid; wenn mein Pferd an einem Abgrund sicher hinschritt, beschwor er mit Worten des Korans den bösen Geist, nur diesmal noch sein Leben und das meinige zu verschonen.

Im Fort Napoleon wurde ich von dem Offizierskorps recht freundlich aufgenommen. Unter ihnen befand sich ein Elsäßer, Hauptmann der Turkos, Herr Trawitz, ein ruhiger, schweigsamer Mann, der in Fröschweiler am 6. August 1870 an der

Spitze seiner Kompagnie gefallen ist. Damals dachte ich wahrlich nicht, daß ich einige Jahre später mit seiner untröstlichen Witwe die Grabstätte dieses Rüstigen auf dem Schlachtfelde suchen würde.

Nach zweitägigem Ritte über das Gebirgsland Takitou gelangten wir endlich wieder in die freie Ebene, wo der Reiter seinem Berber die Zügel schießen läßt und frohen Mutes, ungehemmt von Bergen und Schluchten, sein fernes Ziel im Flug erreichen kann.

Mit den renneifrigen Spahis auf schnellen Rossen tagelang unaufhaltsam über Stock und Stein fortzubrausen, das war nach dem langsamen, beschwerlichen Bergklettern eine wahre Lust.

Manno, der unglücklichste Reiter der Welt, kam stets einige Stunden nach mir ans Ziel und war dann ein gerädertes Opfer, rein ungenießbar. Ich war selbst erstaunt über meine ungewöhnliche Rüstigkeit, unterstützt von gutem Humor, der alle Strapazen leicht überwinden hilft. Wenn mein Begleiter abends längst verschwunden war, um in langem Schlafe neue Kräfte zu sammeln, wachte ich oft noch bis spät in die Nacht im eifrigen Gespräche mit Offizieren und französischen Beamten, welche sämtlich froh waren, vom Mutterlande wieder einmal lebendige Kunde zu erhalten.

Das Streifen durch Afrika hat einen eigenen Zauber; die gänzliche Ungebundenheit an Zeit und Raum, die Freiheit zu rasten und zu lagern, wo und wann es gefällt, die anhaltende Gleichmäßigkeit der Witterung, eine auffallende Befreiung von drückenden, physischen Bedürfnissen, (je mäßiger man lebt, desto kräftiger bleibt man) — alles das verleiht dem rüstigen Europäer im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Afrika eine unge-

wöhnliche Ausdauer, welche jedoch, sagt man, im zweiten Jahre nachläßt.

Das Leben in freier Luft, in beständiger Thätigkeit, und besonders der Reiz der Neuheit aller äußeren Erscheinungen, die rasch an uns vorübereilten, ließen uns kleine Zeit übrig, um unwohl zu werden.

Siehe, lieber Leser, hier zieht eine zahlreiche Karawane vorüber! Weiber und Kinder kauern in weiß- und rotgestreiften Zeltchen auf den Rücken kräftiger Kamele, die ruhig und sicher den steilen Pfad hinanklimmen. Schwarze Diener begleiten die Schar der Herrinnen, andere folgen mit belasteten Eseln, Schafe und Ziegen vor sich hertreibend; sie kommen alle fern aus der Sahara, ihre Sommerweiden in den Bergen zu beziehen oder im Tell ihre Ernten zu schneiden. Im Frühjahr folgt eine dieser Karawanen der andern, die Einsamkeit der großen Gebiete im Tell und die Berge belebend, bis sie wieder im Spätjahr kornbeladen in ihre Oasen zurückwandern.

Auf der Anhöhe dort, zwischen dunkeln Zwergpalmen, stachlichten Kaktus und gigantischen Aloegruppen, ist ein Zeltlager aufgeschlagen. Die kleinen, bläulichen Rauchsäulen verkünden uns, daß die Frauen schon den Kußkuß bereiten, während noch auf der freien Höhe hinter den Zelten ein weißer Reiter unbeweglich wie ein Marmorbild im Bügel steht. Es ist der Führer des Zuges, der glückliche Emir, Besitzer von tausend Palmen, von vielen sanften Schafherden und von manchen holden und manchen schon unhold gewordenen Weibern. Jetzt sitzt er ab, die Zügel seines Schimmels streifen den Boden, das Tier rührt sich nicht. Der schöne große Araber, das Antlitz nach Osten gewandt, leuchtet, ein verklärtes Bild, im Abendgold. Er beugt sich tief zur Erde, sinkt vor seinem

Allah nieder und betet für die ganze Smala, denn er allein ist vor Gott verantwortlich, er trägt Seelsorge für alle. Lang, inbrünstig betet der Emir in tiefer Ruhe; nur der Storch auf einem Zelte unterbricht die Abendstille durch lautes Klappern; da gedachte ich der Heimat, und still betete auch ich für meine Smala, wo nur Ein Weib meiner harrte, aber dieses Eine ganz mein eigen.

Wir hatten an diesem sehr glühenden Tage lange Rast gehalten und ritten in der Abendkühle Konstantine zu. Die Ebene war schweigsam geworden. Nur der große Kontor, einsam wie ein Gespenst auf Felsen stehend, krächzte in die Nacht hinein; heulende Schakals scheuchten pfeilschnell von Zeit zu Zeit wie dunkle Schatten quer über unsern Weg.

Gegen elf Uhr nachts bei dem glänzenden Mondlichte, welches die südliche Nacht erhellt, wie kein nordischer Tag, erblickten wir schwarz und ernst vom Horizont abstechend die furchtbare Veste auf ihrem Felsenhorste.

An der grundlosen Rummel-Schlucht, welche die Stadt umgürtet, hinreitend erreichten wir endlich die neue Brücke, die einzig den Eingang gestattet und zogen schweigsam durch die schlafende Stadt in unser ersehntes Nachtquartier.

Konstantine wurde im Jahre 1837 von einem schwachen Heere und mit unzulänglichem Geschütze unter Marschall Damremont drei Monate lang umsonst belagert und beschossen; die Festung trotzte jedem Angriffe. Die Franzosen mußten bei Einbruch des Winters mit schwerem Verluste abziehen und, nachdem Damremont, wie Turenne in Sasbach, von einer Kanonenkugel getroffen, vor diesem starren Felsenneste sein Leben gelassen hatte, den Rückzug nach Algier antreten. Dieser Rückzug, bei eisiger Kälte und grausamen Schneestürmen, unter

dem beständigen Feuer der Verfolger, bildete die trauervollste Episode der afrikanischen Eroberungen.

Bei der zweiten Belagerung wurde Konstantine an seiner schwachen Seite, gegen Süden, so energisch beschossen, daß in den Riesenmauern eine Bresche eröffnet und die Stadt im Sturm erobert werden konnte. Das war eine grause Nacht für die Araber! Nach heldenmütigem Kampfe von Straße zu Straße flüchteten sich alle Kämpfenden mit ihren Weibern und Kindern auf die turmhohen Felsenwände, die Konstantine im Westen umgeben und stürzten sich in die bodenlosen Schlünde des Rummels.

Nur wenige Einwohner, meist Greise, Kinder und Kranke, blieben am Leben.

Wenn die gierigen Aasgeier heute noch zu hunderten über den schwarzen Abgründen schweben, blicken sie überall auf menschliches Gebeine.

Welch ein Grab für heldenmütige Verteidiger ihrer vaterländischen Erde!

Kein anderes Denkmal wurde ihnen zu teil als die starre Felswand, die der stille Mond feierlich und ernst betrachtet.

In Konstantine ruhten wir einen Tag aus, besuchten den Gouverneur der Provinz, General de Lacretelle, in seinem maurischen Palais (der ehemaligen Residenz des Paschas von Konstantine).

Dieses Palais ist unstreitig der schönste Bau in ganz Nordafrika; im reinen maurischen Stile ausgeführt, hoch und umfangreich, bietet er, besonders vom großen Hofraume aus betrachtet, einen imposanten Anblick. Drei übereinander auf Marmorsäulen und maurischen Bogen ruhende Galerien schließen den inneren Hofraum im länglichen Vierecke ein. Im Hofe

selbst sprudelt ein geschwätziger Springquell und hübsche Zierbäume erfreuen das Auge mit ihrem saftigen Grün.

Als wir durch den Hof schritten, sprang ein schwarzer Panther von der ersten Galerie herab gerade vor unsere Füße, als wolle er uns den Weg verbieten; doch, bald mit uns befreundet, umkreiste er uns dreimal nach Katzenart, knurrte gemütlich, und den Schweif hin und herschwingend führte er uns wie ein wohlerzogener Diener vor die Thüre seines Herrn.

General Lacretelle, ein liebenswürdiger Herr, empfing uns freundlich und gab uns sogleich alle Aufschlüsse, die wir von seiner genauen Kenntnis des Landes erwartet hatten, sowie die Vollmachten, um alles Notwendige auf unserer Reise requirieren zu können.

Das Arbeitszimmer des Generals, geräumig und hoch, durch große Bogenfenster erhellt, war an den vier Wänden mit riesigen Löwenhäuten, Pantherfällen und schönen arabischen Waffentrophäen behängt; das Ganze sah recht imposant und recht afrikanisch aus.

Die zwanzig Löwen, deren glänzende Felle da vor Ihnen an den Wänden hängen, sagte uns der General, sind alle noch von dem ersten berühmten Löwentöter Kapitän Gérard erlegt worden; Sie werden in Batna seinen Nachfolger Chassaigne besuchen, und wenn er noch einen einzigen Löwen in seinem umfangreichen Gebiete hat, wird er gewiß nicht ruhen, bis er Sie wenigstens auf dessen Fährte geleitet hat, denn dieser ehrliche Tischler ist ein ehrgeiziger und gewaltiger Nimrod. — Der General gab mir ein paar Zeilen an Chassaigne mit auf den Weg und ich war in Gedanken schon mit einem prachtvollen Löwen beschenkt. Mit dieser beglückenden Hoffnung ritten wir fröhlich unter mäßiger Bedeckung nach Batna, einer

kleinen Kolonie von 200 Häusern in einem Gebiete, wo die Römer einst zu hunderttausenden gewohnt hatten.

Dort fand ich einen elsäßer Bekannten, den Forstinspektor Schilling, Sohn eines Oberförsters gleichen Namens, welcher in Weißenburg lebte und sich im praktischen Forstwesen einen Namen erworben hat.

Schilling nahm uns gastfreundlich auf und wurde unser gefälliger Führer in den sehr interessanten Umgebungen von Batna. Mit ihm wetteiferte an liebenswürdiger Gastfreundschaft ein anderer Elsäßer, der mir früher schon befreundete Artilleriemajor von Meusiau. Mögen sie beide hier den warmen Ausdruck meines Dankes hinnehmen. Selbstverständlich zeigte uns der eifrige Forstmann mit Vorliebe die schönen Gebiete, die er verwaltete. Gleich den ersten Tag nach unserer Ankunft machten wir einen Ritt von zwanzig Kilometern in die ausgedehnte Ebene.

Ein rauher Fußweg führte uns durch Gestrüppe und über Felsen an den Trümmern der alten Römerstadt vorüber. Unter Karuben, Aloës, Kaktus, Oleander und vielen andern stacheligen Stauden ragten aus Schutt und Felsgerölle hie und da verstümmelte Reste römischer Kunst hervor: Hier eine korinthische Säule aus rötlichem Marmor, dort ein wunderbarer Römerkopf vom edelsten Gepräge, an andern Orten ganze Reihen von mächtigen Quadersteinen, stummen Zeugen einstiger Macht.

Mitten unter diesen chaotischen Trümmern steht noch ein kleiner römischer Tempel auf sechs zierliche Marmorsäulen gestützt; die Kuppel hat man durch ein garstiges Ziegeldach ersetzt, um einigen schönen aber verstümmelten Statuen und Skulpturen spärlichen Schutz zu gewähren. Rings um diese edlen Überbleibsel verschwundener Kultur lagerte eine wilde

Horde von zerlumpten Beduinen, einer Zigeunerbande in Ungarn nichts nachgebend an Schmutz, Verkommenheit und Elend. Ihre Kamele weideten auf den Trümmern und im Tempel brannten ihre Herdfeuer. Während wir dieses Bild des Wechsels irdischer Macht und irdischen Niederganges stillschweigend betrachteten, hörten wir in der Nähe rauhe Branntweinkehlen das leidige Lied „Mourir pour la patrie“ anstimmen.

Eine Bande angetrunkener Deportierter von Lambessa drang plötzlich aus dem Gestrüppe und schickte sich an, die friedlichen Beduinen von ihrer Lagerstätte zu vertreiben. Doch unsere Begleiter und wir selbst jagten das schauerliche Volk ins Gestrüppe zurück, von wo aus es uns noch lange mit seinen revolutionären Liedern Ohr und Gemüt verletzte.

Nach dieser Scene, die uns die Verkommenheit des eigenen Landes vor die Augen geführt hatte, schienen uns die harmlosen Beduinen ehrwürdige Leute.

Schilling lachte und bemerkte: Mein lieber Graf, das heißt doch Pech haben, einem alten Präfekten in dieser Einsamkeit eine solche Überraschung nicht ersparen zu können; mußten Sie diese Gespenster bis hieher verfolgen? Wir sind daran gewöhnt; denn sie ziehen beständig singend und brüllend in der Gegend umher.

Die Korkwälder, die wir durchritten, waren von schönem kernhaftem Wuchse: Stämme von sechzig bis achtzig Jahren, im besten Betriebsstand, aber leider keine Wege zur Ausfuhr des wertvollen Materials — Schätze für die Zukunft, welche Kapitalien erwarten, um ausgebeutet werden zu können.

Den folgenden Tag führten uns die gefälligen Ciceroni in ein hohes Waldrevier, das in der Welt schwerlich seinesgleichen finden möchte und einer kurzen Beschreibung wert ist.

Im Norden von Batna erhebt sich eine mächtige Bergwand, von Ost nach West endlos ausgedehnt. Der untere Teil des Berges, mit südlichen Gesträuchen, Karuben, Lentisken, Azerolen u. a. mäßig bedeckt, hebt sich anfangs in leichter Steigung bis zur eigentlichen Waldregion anmutig empor. In einer Höhe von ungefähr 700 Metern verwandelt sich allmählich die Vegetation; aus der afrikanischen wird beinahe eine nordische Zone. Lärchen, Bergahorn, immergrüne Eichen (quercus cerrus) wechseln ab mit kleinen Cedernbeständen, die zwar üppig gedeihen, unter welchen jedoch hier noch keine stattlichen Exemplare zu sehen sind.

Jetzt zieht sich der schmale Waldweg langsam aufstrebend durch einen wahren Au-Garten hinauf in das Cederngebiet. Wie in einem unermeßlichen Park, durch große Lichtungen von einander getrennt, erscheinen hier und dort Gruppen junger Cedern, die wuchernd und wetteifernd aus dem reichen Humus emporstreben, während monumentale, einzeln stehende Bäume dem bewundernden Auge ihre gigantische Höhe und ihre weit ausgedehnten Äste darbieten.

Zwar ist dieser Wald überall gelichtet, weil ihn die Araber seit undenklicher Zeit angreifen und verwüsten wollen, teils um aus den Cedern das nötige Harz zum Schutz ihrer Kamele gegen die giftigen Fliegen zu gewinnen, teils um unter dem Schatten des Waldes Weid- und Lagerplätze zu erhalten; doch die mächtige Fruchtbarkeit des Waldbodens hat diesem vernichtenden Raubwesen einen wunderbaren Trotz geboten: wohl konnten die Barbaren den Berghang lichten, ihn zu einem anmutigen Park umgestalten, aber den Wald vernichten konnten sie nicht.

Im Libanon stehen nur noch sechs gipfeldürre Cedern-

stämme; sie gehen ihrem Untergange unvermeidlich entgegen und ihre Nachkommenschaft gedeiht dort nicht mehr, weil ihr der nötige Humus fehlt und das Klima zu glühend geworden ist. In dem Gebiete von Batna dagegen ist die Zukunft dieses wertvollen, schmucken und monumentalen Baumes auf Jahrhunderte hinaus gesichert.

Als wir die Hälfte des Berges erreicht hatten, überraschte uns der Anblick eines wohlgepflegten Gartens, in dessen Mitte ganz im Stile der elsäßer schönen Bauernhäuser ein stattliches Forsthaus erbaut ist. Sechs rüstige Waldheger, ebenfalls Elsäßer, wohnten da zum Schutze der Wälder und hatten sich ihr afrikanisches Heim nach den Sitten und Gebräuchen des Vaterlandes eingerichtet.

Im Hause walteten zwei ehrbare Hausfrauen und besorgten die Verpflegung der kleinen Niederlassung; Hausgeräte, Mobilien, Küchengeschirr, Fässer und Kübel — alles erinnerte an süddeutsche Gewohnheiten. Im geräumigen Garten prangten und reiften alle Gemüse und Obstarten unseres nordischen Klimas; Johannis- und Stachelbeerstauden, wunderbare Kirschbäume boten uns die seltsame Lust, ihre erfrischenden Früchte unter dem dreißigsten Grad nördlicher Breite zu genießen.

Nach einer Stunde fröhlicher Rast bestiegen wir aufs neue unsere Berber und erreichten nicht ohne Mühe und Anstrengung die höchste Felsenkante des immer steiler emporstrebenden Berges. Als wir auf dem Höhepunkt angelangt waren, dehnte sich unabsehbar ein Meer von dunklen Cedernwaldungen vor uns aus.

Das mächtige Hochplateau, sowie auch die zahlreichen Thäler und alle die Berggruppen weit und breit sind sämtlich mit Urwald bedeckt. Schilling berechnete die Waldflächen

auf 200 000 Hektaren. Welch ein Reichtum für die kommenden Generationen, wenn einmal irgend ein Zugang zu diesen bis jetzt unnahbaren Gebieten eröffnet wird! Der Wald ist noch so unzugänglich, daß man keine zehn Meter weit hineindringen kann, ohne bis an die Kniee in den modernden Humus einzubrechen.

Während wir, am Rande des Waldes gelagert, unser mitgebrachtes Mittagsmahl verzehrten, warf der Diener Schillings einige Knochen und Weichteile in das nahe Dickicht und fünf Minuten nachher hörten wir wie gieriges Raubzeug, Schakals und Hyänen, die Knochen zermalmten; ihr Murren zeigte uns an, daß die Bestien sich um die Beute stritten.

Unsere beiden Begleiter erzählten nun von Jagdabenteuern und schilderten uns die Fauna dieser Waldungen als eine auf Schakals, Hyänen und seltene Panther beschränkte.

Der Löwe kommt da nicht vor. Der König der Tiere liebt ein weites sonniges Gebiet, die brennende Sahara oder die warmen Hügel und Thäler des Tells und die kahlen Berge des kleinen Atlas; geschlossene Wälder auf den Bergen bieten dem Erhabenen weder schmackhafte Kost, noch erwünschte Gesellschaft. Schakal, Hyäne und sonstiges Wild verachtend zieht er es vor, sich den feisten Hammel oder das junge Rind zu erkiesen: in der Nähe der großen nomadisierenden Herden, wo er mit weitschauendem, scharfem Blick seine Reviere überwachen kann, da war noch vor kurzem seine gefürchtete Nähe zu suchen; jetzt aber, belehrten mich die beiden Herren, nachdem über 220 Löwen durch Gérard und Chassaigne getötet worden, verschwinde der König der Tiere aus Nordafrika, seit zwei Jahren spähe der eifrige Tischler umsonst nach der Kunde eines einzigen Exemplares, während er in früheren Jahren

beinahe jede Woche von den nahen und fernen Araberstämmen um Hilfe gebeten worden.

So war also plötzlich mein Löwentraum vernichtet und da Chassaigne abwesend war, so konnte ich diesen merkwürdigen Jäger nicht kennen lernen. Er hatte im vorigen Jahre, als Napoleon in Batna war, bereits seinen 120sten Löwen erlegt, eine Leistung, die ihm das Ritterkreuz der Ehrenlegion eintrug.

Chassaigne versichert, er sei ein einziges Mal von einem Löwen angefallen und an der rechten Wange gräßlich verwundet worden, weil er die Unvorsichtigkeit begangen habe, das angeschossene Tier im Gestrüppe gleich nach dem Schusse zu verfolgen. Der Löwe stürzte sich plötzlich von hinten über ihn, und ohne die Geistesgegenwart des ihn begleitenden Arabers wäre er unfehlbar zerrissen worden; der Begleiter setzte dem Ungeheuer seinen Flintenlauf ins Ohr und streckte es tot auf dem ohnmächtig liegenden Chassaigne zu Boden.

Alle andern Löwen, die er erlegt oder angeschossen, beteuerte er, seien nach dem ersten Schusse geflohen, wie jedes andere verwundete Wild; damit hat also der ehrliche und glaubwürdige Schreiner das romanhafte Jägerlatein seines Vorgängers Gérard einfach zu nichte gemacht.

Von Batna zogen wir stets noch in gemäßigtem Klima das Thal entlang bis an den Engpaß Elkantara, welchen eine querüberhängende riesengroße Felswand abschließt; nur ein kleiner Tunnel bietet Ausgang und bei der ersten Biegung des Weges steht der erstaunte Wanderer vor der sich weit hinausdehnenden Wüste. Plötzlich eine andere Erde, ein anderer Himmel! Hinter uns die bewaldeten, grünen Berge und Auen, und jetzt vor unsern Augen wie bei einem feenhaften Dekorationswechsel ein ganz syrisches Bild.

Brennend und glühend im rötlich-gelben, am fernen Horizont in Purpur sich auflösenden Dunste liegt die Sahara da in ihrer unbeweglichen stillen Majestät; sie ladet, wie das unendliche Meer, unwiderstehlich zum abenteuerlichen Wandern ein.

Trotz Gefahr und Not erfaßt dich, o Mensch, auf deinem Wege durch die Sahara des Lebens ein geheimnisvolles Verlangen nach dem fernen unbekannten Ziele. So sagt sich und so empfindet der Wanderer, wenn er zum erstenmale die Wüste erblickt.

Lange gab ich mich schweigend dem Eindruck des imposanten Anblicks hin, als endlich Manno mich leise berührend flüsterte: Oui, devant nous le désert, mais tournez-vous à droite!

Da sah ich eine breite Schlucht mit prachtvollen Dattelpalmen bedeckt, die ihre eleganten Zweige in der Luft hin und her wiegten, während ihre Kronen im letzten Abendgolde metallähnlich schimmerten. Die schlanke stolze Palme mit ihrem kernigen und doch so zierlichen Blättergezweige ist der einzige mögliche Baum in der Wüste. Ernst und feierlich steht er da wie ein gütiger Frühlingsbote, die Glut der flammenden Sonne abwehrend, dem verzehrenden Scirocco siegreich trotzend, ein stolzes Monument der göttlichen Weisheit.

Die kräftigste Eiche wäre hier ein dem Verschmachten geweihtes Opfer.

Gott wollte nicht, daß irgend ein Geschöpf über ihn zu klagen hätte; der Grashalm und die Palme loben seine liebende Vorsicht!

Mit der Sahara schon gleichsam vertraut, schlugen wir unser Nachtlager unter den Palmen der kleinen Oase Eilouteia auf und ruhten bis Ein Uhr morgens, dann zogen wir

weiter und erreichten in der folgenden Nacht die prächtige Oase Biskara.

Von dem edeln alten Emir Mohamed Sreir gastfreundlich aufgenommen, genossen wir drei Tage lang die unbeschreibliche Wohlthat der belebenden Frische des Palmenwaldes.

Die Oase Biskara, dem Emir gehörig, ist nicht die größte in der nördlichen Sahara, aber unstreitig die lieblichste. Unter ihren mächtigen Palmen gedeihen hundert andere fruchttragende Bäume und Gesträuche: Der Brotbaum, die Banane, die Karube, der Zitronen- und der Orangenbaum reifen ihre saftigen Früchte unter den dichten, weit ausgebreiteten Fächern der Palmen. Reiche Quellen des besten reinsten Trinkwassers sprudeln geheimnisvoll aus dem Boden; von Baum zu Baum geleitet, tränken sie die lechzenden Wurzeln und verbreiten eine herrliche Frische in der ganzen Oase.

Die Wohnung des Emirs, ein geräumiges, anmutiges Gebäude mit schönen Salons und einer Veranda, gleicht einem englischen Cottage; sie ist anspruchslos, äußerst anständig, für das Leben in jener heißen Zone die größten Bequemlichkeiten darbietend.

Mohamed Sreir, Chef eines mächtigen Stammes und Senior eines altadeligen arabischen Geschlechtes, war damals ein noch kräftig blühender Mann von sechzig Jahren; Haltung und Benehmen waren bei ihm die eines vornehmen, geistesfrischen und wohlwollenden Edelmannes.

Seine männliche Sippe, Söhne, Brüder, Neffen und Vettern, die ich bei einem Gastmahle, das er mir zu Ehren gab, kennen lernte, waren meistenteils würdige Männer. An der feinen Erziehung seiner beiden ältesten Söhne war der Einfluß einer tüchtigen Mutter nicht zu verkennen.

Dieser Stamm, welcher unter Sreirs Führung manche feudale blutige Fehde gegen benachbarte feindliche Stämme ausgefochten hatte und jetzt der französischen Herrschaft aufrichtig ergeben war, trägt das Gepräge echter Wüstensöhne. Dem Champagner, der beim Mahle üppig floß, sprachen sie freimütig und herzhaft zu. Mein guter Scheik sagte mir bei Tische lächelnd: Du siehst, daß mein Stamm sich zivilisiert; ich als Familienhaupt enthalte mich streng jeden Weines, aber ich drücke für andere ein Auge zu, wie es Mohamed selbst heute machen würde; der Champagner ist übrigens, das wissen wir, kein echter Wein, er ist nur eine „unschädliche Tisane."

Diese „Unschädliche" wirkte jedoch sehr energisch auf manche der Gäste, die bei Ende des Mahles ihre ernste Haltung so wenig beibehielten, daß Sreir sich alsbald entfernte, bis der Kaffee seine beschwichtigende Wirkung hervorgebracht hatte.

Während dieser Pause ließ mein Nachbar zur linken, Boulachras Sreir, der älteste Bruder des Emirs, seiner ungebundenen Fröhlichkeit freien Lauf; er erzählte mir in ziemlich geläufiger französischer Sprache, wie er, in Paris erzogen und dort seit Jahren im Jokey-Klub bekannt, mit den Pariser Dandys lustig lebe und nur auf Besuch in die Heimat käme.

O weh! sagte ich lachend, da wird die Oase Biskara bald schön herhalten müssen! —

Nein, antwortete er, ich habe nur eine mäßige Apanage, die mir genügt, da ich ledig bin und nie spiele; mein Bruder sorgt für meinen Stall und für die Bedienung.

Boulachras war damals, wie ich später erfahren habe, ein in Paris gern gesehener und anständiger Kavalier.

Als Sreir wieder in die Veranda eintrat, legte sich augen-

blicklich der lärmende Sturm der Unterhaltung, und die Gäste nahmen ihre orientalische ruhige Haltung wieder an. Während der Kaffee aus kleinen, niedlichen Schalen geschlürft wurde und die langen Chibucks dampften, flogen auf einen leisen Pfiff des Emirs acht prachtvolle Edelfalken flatternd und kreischend durch die weit geöffneten Fenster in den Saal und setzten sich auf die Schultern der ihnen vertrauten Gäste, den gewohnten Tribut an Zucker und Leckereien sich erbittend.

Nach aufgehobener Tafel begrüßten sich die Gäste gegenseitig mit dem im Orient üblichen „Mlé“ (d. h. gut, wohl bekomm's!, in Berlin „Mahlzeit“!), dann wurde ein gemeinsamer Ritt durch die Oase und ihre nächste Umgebung vorgeschlagen.

Die Stallungen, in einiger Entfernung von dem Wohnhause erbaut, bestanden aus länglichen Holzschuppen, gegen Morgen geöffnet und einfach mit Bambusrohr und Palmblättern bedeckt. Jedes Pferd hatte seinen eigenen getrennten Raum; die Stuten und Fohlen waren, wie auch die Kamele, Maultiere und Esel in besonderen, entfernteren Räumlichkeiten untergebracht.

Sämtliche Pferde waren von edlem arabischem Blute im vielgepriesenen Gestüte des Emirs gezüchtet. Das „Studbook“, der Stammbaum dieser Race, soll bis auf die Zeit des Propheten zurückgehen. Unser sehr animierter Spazierritt zeigte mir die guten Tiere, sämtlich von geübten Reitern gelenkt, in ihren schönsten Leistungen. Auf dasjenige, welches mir vorgeführt wurde, und das ich auch mit Reiterwollust bestieg und dann jeden Tag wieder benützte, konnte ich stolz sein; es war ein starker hochaufgesetzter Apfelschimmel von unglaublicher Schnelligkeit und Sprungfähigkeit.

Lange nach Sonnenuntergang kam die Gesellschaft zurück

und begab sich dann, von Boulachras und den französischen Stabsoffizieren geleitet und geführt, zum Thee in die berühmten Gärten der Ouled Nails.

Die Ouled Nails, einer der schönsten und zahlreichsten Wüstenstämme, gebiert wilde, kriegerische Männer und zügellos freie Mädchen; diese letzteren genießen in ganz Afrika das eigentümliche und ihnen allein gestattete Vorrecht der unumschränktesten Freiheit. Jede Ouled Nail darf unverschleiert und allein umherziehen, wie es ihr beliebt; sie hat das Recht, über sich ungestraft zu verfügen und sich jeder Sinneslust ungerügt hinzugeben.

Mich wunderte, daß die mitunter sehr schönen Mädchen nichts Freches, sondern eine naturwüchsige Ungebundenheit zur Schau trugen. Béranger würde von ihnen gesungen haben:

> Elle aime à rire,
> Elle aime à boire,
> Elle aime à chanter comme nous.

In allen Oasen findet man zahlreiche Schwärme dieser privilegierten arabischen Hetären; sie tanzen, singen, schlagen die Laute und verführen so viele Männer als es ihnen möglich ist.

In Biskara sind sie die angebeteten Almeen der Soldaten. Sonderbar und abjekt zugleich ist der französische Troupier, wenn er, den Pascha spielend, bald despotisch, bald wieder galant, Arm in Arm mit den braunen Mädchengestalten im Dunkel des Palmengartens daherschlendert. Er gebietet nur halb und fügt sich am Ende gehorsamst; er läßt sich den Thee gnädig servieren und — erhält dabei tüchtige Ohrfeigen, wenn er zu dreist wird.

Biskara ist das ersehnte Paradies des französischen Tourlourous, von dessen Houris er träumen wird so lange er lebt.

Wenn die Ouled Nails ein ganzes Jahr lang umhergeschwärmt und ausschweifend gelebt haben, kehren die meisten bereichert in ihre Heimat zurück und finden alle, wie man hört, die treuesten Ehemänner — eine ganz unglaubliche, abnorme Sitte bei den Mohamedanern, wo jede Ausschreitung des Weibes mit Tod bestraft wird!

Der edle Mohamed Sreir ging nicht mit uns in den Feengarten. Er sagte mir am andern Morgen: das ist ein Schandfleck unseres Landes; ich erlaube den Meinigen nicht in die Gärten zu gehen und es ist mir leid, daß du Zeuge einer solchen Verkommenheit warst. Sage deinem Lande, daß Mohamed Sreir vor der französischen Herrschaft die Ouled Nails in Biskara niemals geduldet hat! —

Da war es mir herzlich leid, dem braven Gastwirt unbewußt ein Ärgernis bereitet zu haben, und ich bat ihn deshalb um Vergebung.

O, sagte er freundlich, dich kann nichts verderben, du bist an solche Schauspiele zu sehr gewöhnt, um sie nicht mit Verachtung zu betrachten, aber unsere Söhne verdirbt das. —

Dabei fielen mir die Worte Napoleons ein, der in Algier zu Mac Mahon von den Arabern sagte: Nous ne les rendons pas plus heureux en leur apportant nos vices.

Den letzten Tag meiner Anwesenheit in Biskara wollte Sreir benützen, um seine Falken vor mir steigen zu lassen und dabei seine schönen Pferde vorzuführen.

Es war verabredet worden, sehr frühzeitig aufzubrechen, um die drückende Hitze zu vermeiden; doch wurde es sieben Uhr, bis alle geladenen Jagdgäste, die Treiber und die Falkenträger im Sattel saßen. Beim Wegreiten war es ein buntes, reges und lustiges Durcheinander; die Pferde wieherten und

bäumten sich, die kleinen Hunde kläfften und die Araber schrieen alle „fissa! fissa!“ (schnell! schnell!) und einer behinderte den andern durch seinen hastigen Eifer.

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung; die Treiber jagten mit ihrer lärmenden Meute voraus und die Jagdgesellschaft folgte zuerst im kurzen Jagdgalopp, dann aber immer schneller, bis wir das Jagdrevier erreicht hatten.

Im Norden von Biskara dehnt sich von West nach Ost eine mit Felsen und Gestrüpp bedeckte Erdmulde aus, in deren Mitte ein kleines Bächlein fließt. Hier verteilten sich die Falkenträger und die Reiter auf beiden Seiten der Schlucht, während sich die Treiber in der Mitte über Stock und Stein durcharbeiten mußten. Im gemessenen Tempo ging der Zug vorwärts; als jedoch ein Flug wilder Tauben nach allen Richtungen fliehend aufflog, wurden unter großem Geschrei die Falken geworfen und im Nu stob auch die ganze Reitertruppe auseinander.

Jeder folgte im schnellsten Rennen seines Berbers dem Fluge des Falken, den er sich auserſehen. Die armen Tauben, die sich rechts und links in die Luft erhoben hatten, wurden schnell von den Falken überholt und zu Falle gebracht, einige Mandelkrähen mit ihrem blauschillernden Gefieder teilten dasselbe Schicksal. Im Wettfluge mit den Falken und im behenden Ausweichen bestand die einzige, kurze Wehre der unschuldigen Opfer.

Nach den Tauben und Mandelkrähen war lange kein gefiedertes Wild aufzutreiben. Ein Rudel schneller Gazellen sahen wir in bedeutender Entfernung dahinfliegen und bald am Horizonte verschwinden; man verzichtete jedoch darauf, sie zu verfolgen, weil die Entfernung, in welcher sie aufgestanden,

zu groß und die Hoffnung auf bequemere Beute nicht ausgeschlossen war. Nach einer Suche von vierzig Minuten wurde ein Geier aufgethan; er flog der Ebene zu und erhob sich schnell in die reine, blaue Luft. Nun jagte alles mit Jubelgeschrei unter dem stattlichen Feinde hin. Zwei Falken wurden entkappt und geworfen. Sie suchten zuerst ihren Gegner in der niedern Region, doch bald erhob sich einer der Falken pfeilschnell, während der Feind nur noch wie ein schwarzer Punkt vor unsern verblendeten Augen schwebte; der zweite zog seinem Gefährten nach und holte ihn glücklich ein, ehe noch der Kampf mit dem Geier begonnen hatte.

Wir sahen mit dem Gucker, wie beide sich bestrebten, den Gegner zu übersteigen; einige Minuten lang verschwanden sie, etwas später konnten wir sehen, wie sie sich glücklich auf dessen Rücken eingehauen und wie sie mit ihren scharfen Schnäbeln seinen Kopf bearbeiteten. Doch der Geier trug sie noch leicht durch die Luft, er stieg höher und höher. Da wurde noch zur letzten Hilfe der stärkste Falke geworfen. Er hörte wohl der Gefährten Zetergeschrei, denn er stieg in der guten Richtung empor. Ein paar Minuten verstrichen wieder und wir sahen nichts mehr. Dann erschien ein großer Klumpen von Gefieder, flatternd und kreischend senkte er sich langsam abwärts; jetzt erkannte man deutlich, wie der Geier den letzten Falken in den Fängen hielt und mit der dreifachen Last nicht mehr steigen, nicht mehr fliehen konnte.

„Die Flügel klatschen, Federn stieben,
Frohlockend gellt der Falken Schrei
Und jämmerlich des Geiers Klagen;
Die Falken geben nicht mehr frei,
Sie lassen sich herniedertragen,
Und wirbeln langsam durch die Luft.“

Keine hundert Schritte von der Stelle, wo wir im Kreise das Hallali erwarteten, fiel die ganze, wirbelnde Gesellschaft zur Erde. Das war ein Jubel unter den begeisterten Jägern! Jeder sprang aus dem Sattel, um der erste zu sein, der den gefangenen Falken befreien würde. Kaum war dieser aus des Feindes Fängen gelöst, als er sich wütend auf den Sterbenden stürzte und ihm die letzten Hiebe auf den blutenden Schädel versetzte.

So endete diese für uns Europäer heute so seltene Jagd. Ihr Reiz besteht besonders in der beständigen Aufregung der Reiter und Pferde und in der Lebendigkeit des ganzen Schauspiels.

Es war zwölf Uhr geworden, wir ritten schmachtend unter tropischer Hitze nach der kühlen Oase zurück. Bei diesem Rückzuge hätte J. Wolff, dessen Verse ich eben angeführt, nicht weiter von uns singen können:

„Sie ritten unter Bäumen fort,
Die leise ihre Wipfel regen.“

Nach dem Mittagsmahl, das wie das gestrige in der Veranda serviert wurde und die ganze Jagdgesellschaft vereinigte, lud mich Sreir zu einem Spaziergang durch die Palmengärten ein. Wir waren kaum einige Schritte nebeneinander gewandert, als ein schöner Junge von fünfzehn Jahren dem Scheik nachgesprungen kam, sich zu seinen Füßen warf und, seine Kniee umschlingend, in bitterliches Weinen ausbrach; flehentlich schien er die Gnade des Vaters zu erwarten. Der Scheik konnte den Jungen nicht verleugnen, er war des Vaters jugendlich schönes Ebenbild.

In ein weites weißes Wollengewand ohne Ärmel gehüllt, das nur mit einem Gürtel um die schlanken Lenden

befestigt war, kniete dieser da, wie Benjamin vor Jakob — ein ganz biblisches Bild.

Sreir hob den Sohn gütig auf, schloß ihn in die Arme und sagte einfach: sei ruhig, tröste dich, aber sei ferner gehorsam und gehe jetzt zu deiner Mutter, die um dich besorgt war. Der kleine Wildfang hatte früh morgens einer Karawane von Vettern und Basen, die nach Norden zog, das Geleite gegeben, ohne die Eltern um die nötige Erlaubnis zu bitten, und wurde von der Mutter in großer Besorgnis vermißt. Reitende Boten holten ihn jedoch bald ein und brachten den Flüchtling nach achtstündigem Ritte als Gefangenen zurück.

Es war die höchste Zeit, daß wir die Oase Biskara verließen; fast hätte sie uns festgehalten, wie das Land der Lotophagen den herrlichen Dulder Odysseus. — Nicht ohne Rührung schied ich von unserm biedern Gastwirte, der mir beim Abschied sagte: hier unten sehen wir uns nicht mehr, aber vielleicht dort oben in der ewigen Oase. — Mohamed Sreir starb im September desselben Jahres an der Cholera, die damals in Biskara furchtbare Ernte hielt.

Als wir im brennenden Sattel saßen, um wieder durch die Wüste zu ziehen, warf Manno so schmachtende Blicke nach der Oase, daß ich ihm die Worte (aus den „Wanderjahren“) zurief:

Bleibe nicht am Boden häften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Überall sind sie zu Haus!
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen:
Darum ist die Welt so groß!

C'est sublime, lächelte Manno, mais cela ne rafraîchit pas!

Der Böotier hatte es nicht verstanden; ich versuchte es, ihm eine Ahnung davon zu geben und entstellte die schöne Einfachheit des großen Meisters durch folgende welsche Verquickung:

> Amis, quittons ce paradis trompeur!
> Partons gaîment, au faible point de grâce.
> L'esprit vaillant et la virile ardeur
> Suffiront bien à nous ouvrir l'espace.
> Réjouis-nous, o radieux soleil!
> Sous tes rayons s'épanouit notre âme,
> Le désert fuit, tout parait vermeil
> Et tout grandit sous ton regard de flamme.

Unser Weg führte uns wirklich unter der flammenden Sonne über Lambessa und Guelma nach Bona, dem Hippona der Römer, wo der heilige Augustin seinen Bischofsitz hatte. Die Reise nahm sechs Tage in Anspruch, sie war wegen der großen Entfernungen und der drückenden Hitze beschwerlich und anstrengend; aber in Bona genossen wir die herrlichste Ruhe. Das Land ist dort lieblich und erfreut den Wanderer durch seine frischen, grünen Hügel am Ufer des Meeres.

Nach zwei Tagen bestiegen wir einen Postdampfer, der uns in vierzehn Stunden wohlbehalten nach Tunis brachte.

Von der nordafrikanischen Kolonie nahm ich den Eindruck mit, daß trotz aller Ungeschicklichkeit der Franzosen im Kolonisieren, trotz der verheerenden Kriege, deren Folgen man noch allenthalben erkannte, dennoch in der kurzen Frist schon Wunder geschaffen und große Fortschritte nicht zu leugnen waren.

Blühende Städte, einige gute Straßen, in manchen Distrikten auch kleine Ackerbau-Ansiedlungen, deren Gedeihen die große Fruchtbarkeit des Bodens bezeugen konnte; jedoch alles das in ungeheuren Entfernungen zerstreut und ohne Sicherheit

für Leben und Eigentum der Kolonisten. Es fehlte augenscheinlich an diesem letzten Punkte, sonst hätte sich die europäische Bevölkerung doch schon bedeutender vermehrt: 200 000 Eingewanderte gegen zwei Millionen Araber — das ist noch keine sichere Ansiedlung. Die einheimische Bevölkerung ist durch die Besitznahme Frankreichs verarmt; den Nomadenstämmen hat man ihre früher unermeßlichen Weidstriche so erbärmlich geschmälert, daß sie, ehmals die wohlhabendsten, jetzt bettelarm geworden sind.

Den ackerbautreibenden Arabern hat man ebenfalls ihr Gebiet eingeengt und ihnen ihr ehmals freies Leben durch unbegreifliche unnütze Formalitäten und Nergeleien verkümmert.

Ungeheure Distrikte liegen seit der Eroberung öde und unangebaut da und gehören unter dem Namen „terrains militaires“ dem Staate — dem Staate, der sie nicht benützt und anderen verbietet, daraus Nutzen zu ziehen! Nicht Eine der neuen Städte besitzt außer ihrer Promenade und ihren Wällen auch nur einige Hektaren, um sich ein Zukunftsterritorium zu sichern; und doch sollte man die Städte reichlich mit Land beschenken, denn niemand wäre besser im stande, nützliche Niederlassungen zu gründen, als Gemeinden, die schon mit dem Lande und seinen Lebensbedingungen vertraut sind. Die Städte leben einzig und allein nur von einer allgemeinen Verbrauchssteuer, die in den Seehäfen bezogen und dann nach der Bevölkerung unter die Städte verteilt wird. Das heißen die Leute „Octroi de mer“ und sind stolz auf die großen Summen, welche diese Steuer einträgt — sie wissen aber wohl nicht, daß sie sich selbst dies teuere Geschenk machen!

Napoleon hat diese Mängel bei seiner kurzen Reise durch Nordafrika mit scharfem Blicke entdeckt und hatte angefangen,

einige Reformen anzudeuten; allein es war ihm nicht mehr vergönnt, dieselben ausführen zu können.

Den Einheimischen ließ er jedoch sogleich einen großen Teil der Ländereien, welche unbenützt geblieben waren, ausliefern und glich dadurch eine große Ungerechtigkeit aus. Die Hilfe kam leider zu spät, denn die Lust an einem geregelten Leben und an Arbeit war nicht so leicht wieder zu wecken. Frankreich hat in Algerien ungeheure Summen Geldes und viel Blut verschwendet, um zu einem bis jetzt sehr geringen Resultate zu gelangen.

Der Handel ist ohne Bedeutung geblieben, der Ackerbau hat nur einzelne, künstliche Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt. Die Marine hat nichts gewonnen, denn Algerien besitzt noch keinen einzigen festen Seehafen. Die Armee, für welche man gehofft hatte, dort eine außerordentlich praktische Kriegsschule zu finden, hat sich durch leichte Siege verwöhnt und durch gelockerte Disciplin für größere europäische Kriege rein unmöglich gemacht; nur dem Strebertum einzelner Führer waren die afrikanischen Streifzüge willkommene Gelegenheiten, schnelles Avancement und wohlfeile Lorbeeren zu ernten. Und so täuschten sich Regierung und Volk, verblendet von dem ephemären, der nationalen Eitelkeit schmeichelnden Ruhmesglanze. Frankreich wäre heute besser daran, wenn es sich begnügt hätte, die Küsten Afrikas kräftig zu besetzen, tüchtige Seehäfen zu bauen und mit der einheimischen Bevölkerung nach und nach in fruchtbringenden Handelsverkehr zu treten. So hätten es wohl wahrscheinlich Engländer oder Deutsche verstanden und ausgeführt.

In Tunis hatte die französische Verwaltung, ohne förmlichen internationalen Vertrag und bloß gestützt auf freundnachbarliche Toleranz des Paschaliks, die Telegraphenlinien

gebaut, die Stationen eingerichtet, und den Dienst schon seit Jahren durch französische Beamte versehen lassen. Nun sollte ich einen geregelten Zustand einführen und meiner Regierung durch einen Vertrag mit dem Bey das Privilegium des tunesischen Telegraphenbetriebs, mit Ausschluß anderer Nationen und jeder Privatunternehmung, auswirken und sicher stellen. Meine Vollmachten berechtigten mich, diplomatische Verhandlungen zu diesem Zwecke anzuknüpfen.

Mit dem freundlichen und thätigen Beistande des damaligen französischen Konsuls, Baron Hut de Bellecour, unternahm ich dieses undankbare Geschäft, mußte aber bald einsehen, daß mit einer so verkommenen, diebischen und treulosen Regierung, wie es die tunesische damals war und jetzt noch ist, an ein Zustandekommen des an sich ganz einfachen und für beide Parteien vorteilhaften Vertrags nicht zu denken war. In einer feierlichen mit orientalischem Pomp umgebenen Audienz sollte ich die Vorschläge meiner Regierung vortragen. In Begleitung des Konsuls und unter Bedeckung einer ganzen Schar von berittenen und bewaffneten Dienern (Kawassen) fuhren wir in drei vierspännigen eleganten Wagen des Konsuls nach dem drei Meilen entfernten Sommerpalaste des Beys in Lagouletta, dem einzigen Seehafen der Regentschaft.

Die Fahrt ging in sausender ungeregelter Carrière der unbändigen Pferde über Stock und Stein ohne fahrbare Straßen durch die sandige und struppige Ebene dahin. Einer unserer Wagen, in welchem Manno und der Dragoman des Konsuls Platz genommen hatten, wurde zweimal umgeworfen; nichtsdestoweniger brausten die andern Gefährte an dem verunglückten vorüber, ohne daß es uns möglich gewesen wäre, den stürmischen Rosselenkern halt zu gebieten. Zu meinem größten

Erstaunen stürmte bald nachher das wieder flott gewordene Vehikel an uns vorüber und ergötzte uns durch die verzweifelte Pantomime seiner beiden Insassen, deren Wehgeschrei und Drohungen im leeren Raum verklangen. Baron Hut de Bellecour lachte und versicherte, es sei ihm sehr selten gelungen, nach Lagouletta zu gelangen, ohne umgeworfen zu werden.

Das gehört, meinte er, zu den feinen Attentionen der tunesischen Regierung für fremde Gäste im Prado, und wenn man es dem Bey erzählt, so lacht er wie ein Simpel. —

In der Umgebung des Sommerpalastes war eine große Volksmenge versammelt; Reiter, Fußgänger und Wagen, alles drängte sich unter Geschrei und Fluchen dem großen Thore zu; unsere Kawassen mit gezogenen Säbeln hatten Mühe, uns Platz zu machen. Endlich gelangten wir zum Hauptportal, wo uns Pascha Kerredin, damals Adjutant des Bey, in großer Galauniform empfing, um uns in den Thronsaal zu geleiten.

Wir stiegen unter Höflichkeitsaustausch die prachtvolle Treppe hinan und kamen durch einen schönen Vorsaal in die große Audienzhalle, an deren oberen Ende Sadock, der Bey, auf seinem Throne saß, neben ihm auf einem etwas tieferen Sitze der berüchtigte Pascha Mustapha, der Kasnadar (erster Minister) und Favorit des abscheulichen Herrschers.

Im Hintergrunde stand eine beträchtliche Schar von jungen Obersten und Generalen, die Mignons des Königs.

Sadock, ein wohlbeleibter plumber Araber mit gemeinem sinnlich grobem Gesichtsausdruck und derben Manieren, verbeugte sich herablassend vor uns und sagte: nach dem Gerichte, das ich nach altem Brauche halten muß, werde ich den hohen Fremden Audienz erteilen. —

Kerredin wies uns Sitze zur linken Seite des Thrones

an und lud uns im Namen des Königs höflich ein, dem Gerichte beizuwohnen.

Nach alter ehrwürdiger Sitte, die aber jetzt nur noch eine läppische Komödie ist, muß der König von Tunis jeden Mittwoch in letzter Instanz alle Urteilssprüche der Kriminalgerichte der Regentschaft prüfen, die Bestraften anhören und dann Gnade erteilen oder unbedingte Exekution vornehmen lassen.

Durch eine lange Reihe von Offizieren und Beamten, die Spalier von dem Eingange des Saales an bis vor den Thron bildeten und vor welchen eine Menge Schreiber, mit übereinander geschränkten Beinen ihre Schreibereien auf den Knieen besorgend, auf dem Boden kauerten, wurden die Verbrecher eingelassen.

Der Bey hörte geduldig und ohne Unterbrechung die Selbstverteidigung eines jeden Delinquenten an, bestätigte dann das über sie schon ausgesprochene Urteil mit einer stummen Bewegung der rechten Hand, die sagen sollte: „ihr seid schuldig.“ Die verhängte Strafe wurde in einem Zwinger des Palasthofes sogleich vom Scharfrichter vollzogen.

Die einzigen Strafen, die an jenem Tage vorkamen, bestanden aus Stockprügeln von zehn bis zu fünfzig Streichen.

Die Vorgelassenen, etliche zwanzig an der Zahl, wurden sehr schnell abgefertigt. Ein einziger wehrte sich kühn und mit großer Beredsamkeit; es war ein vornehmer, großer, schöner Beduine, zu fünfzig Stockschlägen verurteilt wegen Rebellion gegen die Kawassen der Steuerexekution.

Manno verdolmetschte mir sogleich den Hauptschluß seiner Rede:

Ja, großer König, den Gott uns erhalte, sagte der Be-

duine, ich habe die Kawassen der Plünderer des Volkes gehauen, aber ich hab's in deinem Namen und zu deiner Ehre gethan; denn ich weiß, Erhabener, daß die Bedrücker des armen Volkes gegen dein Wissen und Wollen allenthalben ihre Gewalt mißbrauchen, um den Thron zu entehren und die armen Leute zu peinigen. Habe ich Strafe verdient, so lasse mich prügeln, habe ich aber nach deinem Sinn gehandelt, so laß mich ziehen! Ich und mein Stamm werden dich ewig dafür segnen, und Allah der Allmächtige weiß, ob mein Herz dir ergeben ist. —

Der Mann hatte in sichtlicher Aufregung, doch mit großer Würde gesprochen. Trotzdem entließ ihn der Bey, auf ein Zeichen des Ministers, mit der gewöhnlichen verhängnisvollen Bewegung der rechten Hand.*)

Meine Audienz dauerte kaum eine halbe Stunde.

Nachdem ich mein Begehren vorgetragen, und mich bemüht hatte, die üblichen orientalischen blumenreichen Komplimente, so gut es ging, einzuflechten, ließ sich der Bey herbei, mir zu meiner Rede Glück zu wünschen. Aber kaum hatte der Dragoman angefangen mich zu arabisieren, als der rohe Kobold auf dem Thron in ein lautes brutales Lachen ausbrach, die Hände über dem Kopf zusammenschlug und ausrief: Ja! Geld! Geld! wo haben wir Geld!

Entrüstet stand ich auf und war im Begriffe mich zurückzuziehen, als der Konsul mich mit der Bemerkung, es ist so seine Art und Weise, führen Sie keinen Bruch herbei, auf meinen Sitz niederdrückte.

---

*) Diese „Main de Justice", die als Symbol der Gerechtigkeit der Könige an der Spitze des Scepters prangte, schien mir da ein lächerliches Zerrbild.

Der Kasnadar entschuldigte den Herrscher mit den Worten: Seine K. Hoheit wollte bloß betonen, daß der Staatsschatz in diesem Augenblick leer ist, und das versetzte ihn in ungewöhnliche Heiterkeit.

Nachdem die Übertragung der Rede beendet war, lachte der arabische Moloch noch einmal derb auf und entließ mich mit den Worten: Gott schütze dich und gebe allen deinen Wünschen ein fröhliches Gedeihen! Trage sie nochmals meinem Kasnadar vor, dann werde ich entscheiden. —

Welche grausame Ironie in dieser banalen Formel! Ich wußte jetzt, daß der Barbar von allem nichts anderes verstanden hatte, als daß sein Staatssäckel meiner Verwaltung sofort 200 000 Fr. zu entrichten habe, um dieselbe für alle ihre Kosten endlich schadlos zu halten. Das war nur als Nebensache in meine Rede eingeflochten worden; den Hauptgegenstand derselben, nämlich, der französischen Regierung das ausschließliche Vorrecht des Telegraphenbetriebs und die Verlängerung der Linien bis Tripolis und später bis Suez durch einen festen Vertrag zu sichern, hatte der blödsinnige Tyrann durchaus und vielleicht geflissentlich überhört und daher ohne Antwort gelassen.

Als wir die Treppe wieder hinabgestiegen waren, hörten wir unten im Hausflur ein erbärmliches Heulen und Wehklagen; es kam aus dem anstoßenden Zwinger, wo eben die Exekutionen vorgenommen wurden.

Kerredin Pascha lächelte und bemerkte phlegmatisch: das ist nichts, aber vor zwei Monaten wurde da der Schwager meines Herrn, der gegen Mustapha Pascha sich auflehnen wollte, durch den Strang vom Leben zum Tode befördert. Schade um ihn, er war ein prächtiger Reiter. Kerredin sagte das ganz wie Hamlet,

der den armen Edelmann hinter der spanischen Wand erstochen hat und ausruft: Schade um den guten Herrn!

Ich erfuhr dann durch den Konsul, daß dieser unglückliche Prinz ein edler intelligenter Mensch war, der dem schändlichen Diebe Mustapha das Handwerk legen wollte.

Mit diesem letzteren hatte ich dann mehrere Konferenzen. Er ging mit einer geheuchelten Zuvorkommenheit in alle meine Vorschläge ein; sobald ich ihm aber den schriftlichen Vertrag zum Unterzeichnen vorlegen wollte, bat er sich das erstemal einige Tage Bedenkzeit, das zweitemal aber die Erlaubnis aus, zuerst die Vollmacht seines Herrn einzuholen, was keine leichte Sache sei. Als ich nach acht Tagen einsah, daß ich zu keiner Entscheidung gelangen würde, reiste ich unverrichteter Sache ab, nachdem ich noch dem Kasnadar schriftlich die Kündigung der bis jetzt bestehenden mündlichen Vereinbarungen angezeigt hatte, und indem ich mir vornahm, die Angelegenheit in Paris weiter zu verfolgen.

Baron Hut de Bellecour sagte mir: Unser ärgster Feind in dieser wie in andern Angelegenheiten ist hier der liebenswürdige englische Kollege Mister Wood, der den ganzen Hof von Tunis beherrscht; der Einfluß ist ganz auf seiner Seite. —

Mister Wood, derselbe englische Konsul, der in Bagdad bei den Christenverfolgungen eine energische Haltung behauptet hatte, war mir schon mehrmals in Tunis bei verschiedenen Diners freundlich entgegengekommen und hatte mich eingeladen, ihn auf seinem Sommerlandsitze bei den Ruinen von Karthago zu besuchen. Dort gab er mir zu Ehren ein diplomatisches Diner, an welchem er humoristisch einen Toast ausbrachte auf das Gelingen der Projekte der französischen Telegraphie, welcher er, der Konsul, „sich freue, alle ihre Fäden abschneiden zu dür-

fen.“ — „Wenn das geschieht“, antwortete ich, „so lasse ich Mister Wood an meinen Telegraphenstangen aufknüpfen.“

Man sieht daraus, daß die beiden Konsulate bei aller Rivalität doch in freundlichem Privatverkehr lebten.

Auf den Ruinen von Karthago steht eine höchst einfache Kapelle zum Gedächtnis Ludwigs IX., der Heilige genannt, welcher im sechsten Kreuzzuge im Jahre 1270 auf dieser Stelle den Tod gefunden hat.

Der Anblick dieses Mausoleums mitten unter den öden Trümmern der einst so mächtigen Beherrscherin des Mittelmeeres stimmt den Wanderer unwillkürlich ernst. Hannibals und des großen Scipio's Schatten flüstern ihm klagend zu: Alle Herrschaft dieser Welt muß untergehen! — während des heiligen Ludwigs Stimme begeistert ruft: Eines doch steht fest auf Erden: Die Wahrheit des Kreuzes, die schon die Welt überwunden hat!

An derselben Küste sind viele arabische Landsitze. Manche unter ihnen sind nicht mehr bewohnt und dienen als Grabmonumente; es ist nämlich bei den Großen in Tunis Sitte, daß, wenn der vornehme Erbauer eines Palais darin stirbt, dasselbe öde und verlassen bleiben muß.

Wir besuchten eines dieser verwunschenen Schlösser. Am Ufer des Meeres, mitten unter Palmen, Oleandern und Rosen steht das prachtvolle Marmorhaus in seiner ganzen Jugendfrische verlassen da; durch die weitgeöffneten hohen Fenster ziehen Wind und Wetter aus und ein, Seeschwalben nisten in den zierlichen Karniesen, und Eidechsen und kleine Schlangen kriechen in den Stukkaturen der Friese umher. In die prunkvollen Marmorhallen und in die eleganten, mit Goldlambris und wertvollen Spiegeln und Malereien geschmückten Salons

reichen weit die Zweige wilder Palmen hinein; spinnende Rosen und breitblättrige Pflanzen wuchern an den Wänden hinauf und bedecken die Marmorplatten der Fußböden.

Diese Räume, in welchen die freie Natur ihre ewigen Rechte wieder eingenommen hatte, sahen nicht düster und schauerlich aus, aber die obern Stockwerke und ihre Zimmer, meistens noch mit Möbeln versehen, waren geisterhaft unheimlich; man fühlte sich darin unwillkürlich von einer tiefen Wehmut beschlichen und suchte die Glücklichen, die noch vor kurzem fröhlich hier gehaust hatten.

Mir war als müßte ich Dornröschen schlafend in einem der Gemächer auffinden.

Die früheren Besitzer waren Herr Roche, der Vorgänger des Baron Hut de Bellecour, und seine schöne liebenswürdige Frau, beide in den besten Lebensjahren gestorben.

Der Kasnadar Mustapha, der nicht zweimalhunderttausend Franken im Schatze finden konnte, um unsere Verwaltung auszuzahlen, hatte sich von dem idioten Bey fünfzig Millionen in Gütern und Ländereien erschwindelt, mußte jedoch bald nachher vor einem Palastaufstande nach Paris entweichen, wo es sich später herausstellte, daß die Schenkung des Beys ungültig war, weil sie auf Staats- und Fideikommißgütern beruhte. Es kam zu einem höchst skandalösen Prozeß, in welchem mehrere Machthaber der jetzigen französischen Republik eine thätige unsaubere Rolle spielten. Der unwürdige Mustapha fiel in die Hände der Wechslerbande, welche mit ihm (wobei er jedoch nur als Strohmann diente) die berühmte tunesische Anleihe gründete, eine Anleihe, für welche die armen französischen Soldätchen ins Feld ziehen mußten.

Nachdem ich mich in Tunis umsonst geplagt hatte, schiffte

ich mich in Lagouletta am 25. Juni wieder ein und fuhr über Livorno nach Genua, dann per Eisenbahn über Mailand und den Mont-Cenis direkt nach Paris.

Ich stattete meinem werten Chef, Grafen Vougy, und dem Kriegsminister, Grafen Randon, sogleich meinen Besuch ab und berichtete mündlich das Nötigste über die mir anvertraute Mission. Beide Herren waren mit dem Erfolg im wesentlichen zufrieden und konnten sich nicht genug über die Schnelligkeit wundern, mit welcher die großen Gebiete noch vor der Sommerhitze durchwandert worden waren. Marschall Randon behielt mich sehr lange in seinem Kabinett; es interessierte ihn natürlich alles, was ich ihm erzählte, weil er lange in Afrika Krieg geführt und an der Unterwerfung der Kabylen den rühmlichsten Anteil genommen hatte. Beim Abschied sagte er mir:

A propos, je vais soumettre, ces jours-ci, à l'Empereur le tableau d'avancement et je n'oublierai pas le jeune sous-officier que vous m'avez recommandé.

Er wollte von meinem Sohn sprechen, dessen Erlösung aus seiner subalternen Stellung ich dringend von ihm begehrt hatte.

Als ich dem Marschall gedankt, sagte er ernst: Votre fils pourra peut-être de suite faire la guerre, car si l'on m'écoute en hauts lieux, nous enverrons dans huit jours un corps d'observation sur nos frontières de l'est. Gardez cela pour vous, mais faites-en votre profit et préparez-vous à tout événement, car en Alsace vous êtes aux premières loges. Als ich bemerkte, es scheine mir diese Demonstration zu Gunsten Österreichs etwas spät zu kommen, da zwischen Preußen und Österreich der Krieg seit vierzehn Tagen bereits erklärt sei, sagte er unwillig: Ach! es wäre nicht zu spät, wenn man sich

hier noch zu etwas entschließen könnte. Drouyn de l'Huys hat Mühe, seiner und meiner Ansicht Geltung zu verschaffen.*) Meinen verehrten Chef, den Grafen Vougy, fand ich sehr beunruhigt über die innere, wie über die äußere, Politik des Augenblicks.

In der Kammer, sagte er, laufen sie schon wieder Sturm gegen die Verfassung von 1852 und rütteln mit Gewalt an der bestehenden Ordnung. Es ist ein Unglück, daß wir nie zur Ruhe kommen. Sie werden sehen, lieber Freund, daß man nicht nachlassen wird, bis der Kaiser, der altert und kränkelt, das Heft aus der Hand giebt und die öffentliche Gewalt nach und nach ins Parlament hinübergleiten läßt. Gegen außen hin, setzte er hinzu, wird man keinen energischen Entschluß fassen. —

Bei meinen Freunden der verschiedensten politischen Richtungen bemerkte ich ebenfalls eine große Ängstlichkeit; die meisten befürchteten den Ausbruch eines Krieges mit Preußen. Es schien nicht glaublich, daß Frankreich den Begebenheiten in Deutschland und in Italien unbeweglich zuschauen würde.

In Afrika hatte ich mich während dreier Monate wenig um Politik bekümmert und fühlte mich ganz unglücklich, auf einmal wieder die ewige alte Sorge für die Zukunft, wie eine chronische Krankheit, verspüren zu müssen.

In dieser gedrückten Stimmung verließ ich Paris und eilte dem Elsaß zu. In Fröschweiler, wo ich alles in guter

*) Herr Drouyn de l'Huys war damals Minister der äußeren Angelegenheiten und scheint in jenen Tagen beim Kaiser die einzig richtige Politik Frankreichs gegen den Vizekaiser Rouher verfochten zu haben, die Politik nämlich, Österreich nicht zerreißen und Deutschland und Italien nicht zu mächtig werden zu lassen.

Gesundheit und in bester Ordnung fand, verschwanden mir bald die politischen Grillen.

Nach einigen Ruhetagen wurde frisch und kräftig zur Arbeit geschritten und mein ausführlicher Bericht in Angriff genommen. Er gab mir den Genuß, meine Reise noch einmal durchzumachen und ihren positiven nützlichen Zweck in Gedanken schon verwirklicht zu sehen.

Im November desselben Jahres waren alle meine Ausarbeitungen den kompetenten Behörden unterbreitet; von meiner Verwaltung und dem Kriegsminister mit allen ihren Vorschlägen genehmigt, wanderten sie nach Algier, wo zu meinem Erstaunen und zugleich zu meiner großen Genugthuung der Marschall Mac-Mahon ohne Bedenken seine Telegraphie meinen Vorschlägen gemäß vollständig umwandeln ließ.

Im Elsaß war man von dem politischen Fieber, welches Paris einige Zeit lang beunruhigte, nur wenig berührt worden; Handel und Wandel gingen ihren gewohnten Gang fort und die Landbevölkerung gab sich unbesorgt dem Gefühl der Sicherheit hin, weil Frankreich angesichts des preußisch-österreichischen Krieges seine Neutralität behauptete.

Als ich im Januar 1866 zu den Sitzungen des Verwaltungsrates nach Paris berufen wurde, überreichte mir Graf Vougy das Großkreuz des Nischan Iftikhar von Tunis, das er von dem Bey für mich begehrt hatte. Ich wollte, sagte Graf Vougy lächelnd, daß diese bösen Bundesgenossen ohne Geld doch wenigstens anerkennen müßten, wie eifrig und treu wir uns ihrer Interessen annehmen und mit welcher Energie die französische Verwaltung in Tunis ihre schwierige Aufgabe zu erfüllen sucht.

Meine Mission in Afrika trug mir übrigens sowohl von

Seiten meines Chefs als meiner Kollegen und dem sämtlichen Personal der Zentral-Verwaltung die aufrichtigsten Glückwünsche ein.

Die Besorgnisse der politischen Parteien in Paris schienen mir in jenen Tagen ganz auf die inneren Angelegenheiten beschränkt zu sein. Österreich, der einzige Bundesgenosse, welchen Frankreich sich hätte günstig erhalten sollen und können, war besiegt und gedemütigt, Deutschlands Völker geeinigt und das befreite Italien zum Gegner Frankreichs groß gezogen worden. Manche ernste Staatsmänner (u. a. Thiers, Drouyn de l'Huys) fragten sich im stillen, welche Ursachen eigentlich Napoleon bewogen haben konnten, auf eine Intervention Frankreichs in einem Augenblick zu verzichten, wo dieselbe für seine Machtstellung geboten schien.

Die Unentschlossenheit, ich möchte sagen die Perplexität, in welcher sich Napoleon vor Sadowa befand, war kein Geheimnis geblieben; man wußte, welchen Widerwillen er gegen einen deutsch-französischen Krieg gefaßt hatte und wie sein Ratgeber Rouher diese Geistesrichtung des Regenten zu benützen wußte, um ihn von jeder Beteiligung Frankreichs an diesem Bruderkriege zwischen zwei deutschen Mächten abzuhalten, zwei Mächten, die sich gegenseitig schwächen oder vielleicht aufreiben würden.

Den 5. Juli lagen die Dekrete zur Einberufung der beiden Kammern und für die Mobilmachung einer Armee im Kabinette des Kaisers zur Unterzeichnung bereit; da erschien Rouher als deus ex machina und sagte die nachstehenden Worte, welche Herr von Maupas in seinen Memoiren als echt verbürgt:

Sind Majestät sicher, Preußen gegenüber ganz frei dazustehen? Hat der Kaiser Herrn von Bismarck nicht zum Kampfe

ermutigt, nicht das Bündnis zwischen Preußen und Italien begünstigt? Haben Hochdieselben nicht dadurch schon einigermaßen gegen Österreich Stellung genommen und würde nicht die Demonstration mit einem Observationskorps am Rhein den Widerruf eingegangener Versprechungen bedeuten?*)

Der mexikanische Krieg hat den Effektivbestand unseres Heeres bedeutend geschwächt, unsere Arsenale und Magazine stark in Anspruch genommen; das Notwendige fehlt darin. In keiner Beziehung wären wir heute befähigt, einen großen Krieg zu wagen. Und heißt es nicht die Gefahr eines solchen heraufbeschwören, wenn wir ein Armeekorps an die preußischen Grenzen senden? Die Vernunft gebietet daher, nicht einen Kampf zu beginnen, dessen Ausgang höchst zweifelhaft wäre.

Die Worte Rouhers (das wußte er wohl) waren nach des Kaisers Sinn gesprochen, doch konnte er nicht mit Wahrheit sagen, daß ein Korps von sechzigtausend Mann für Frankreich eine auch nur momentane Schwierigkeit ausgemacht hätte. Jedenfalls behaupteten die Gegner des Staatsministers Rouher, und mit ihnen viele gediegene Staatsmänner, daß Fürst Bismarck in jenem Augenblick um jeden Preis das Eingreifen

*) Daß Rouher nicht ganz Unrecht hatte, wenn er behauptete, Napoleon habe sich in Biarritz Bismarck gegenüber in bindende Versprechungen eingelassen, scheinen die Worte zu beweisen, die der preußische Minister im deutschen Parlamente nach der Schlacht von Sadowa fallen ließ, um die volle Tragweite zu betonen, welche er einer französischen Intervention damals beigemessen. Diese Worte lauten folgendermaßen:

Kaiser Napoleon hatte die Möglichkeit seiner Einmischung durchblicken lassen. Die Erscheinung eines französischen Armeekorps auf dem Kriegsschauplatz hätte unsere Erfolge hemmen können; obgleich Frankreich damals wenig verfügbare Streitkräfte besessen hat, so mußte uns doch die Einmischung eines, wenn auch mäßigen Armeekorps zwingen, an die Deckung Berlins zu denken und vielleicht auf unsere Erfolge in Österreich zu verzichten. —

Frankreichs vermieden und nicht gezögert haben würde, vorteilhafte Konzessionen gegen seine Neutralität anzubieten.

Doch das war, wie gesagt, trotz aller Reminiscenzen und Kritiken, für die Pariser Gesellschaft ein überwundener Standpunkt.

Man sprach nur noch von den nutzlosen Streitigkeiten in der Kammer und von der Schwäche Napoleons, der Opposition mehr und mehr mit unzeitigen Zugeständnissen entgegenzukommen. Die Vorbereitungen für die Pariser Weltausstellung im kommenden Jahre zerstreuten vollends die Gemüter und lenkten sogar die eifrigsten Politiker von der Politik ab. Eine Nation, die in wenig Monaten der Anziehungspunkt der ganzen Welt sein wird, sollte sie bange Vorgefühle in ihrer Hauptstadt aufkommen lassen? so dachten alle Franzosen und gaben sich mit ihrer angeborenen Leichtigkeit der Freude hin, ihr Paris bald als das verlockende rendez-vous für ganz Europa und die übrige zivilisierte Welt betrachten zu dürfen.

Wer hät nicht die Weltausstellung im Jahre 1867 bewundert, die glänzendste und zugleich die interessanteste, die bis dahin gesehen worden? Wenn sie die von London nicht an Großartigkeit übertreffen konnte, so ließ sie doch in der Anmut, Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit der Zusammenstellung der Objekte und in der Zierlichkeit der Gesamteinrichtung ihre Nebenbuhlerin weit hinter sich zurück.

Der lebhafte Reiz, die Werke der Kunst, Intelligenz, Kraft und Thätigkeit aller Völker der Erde in der schönsten Residenz Europas vereinigt zu sehen, lockte auch die Monarchen aller Länder herbei.

Diesmal waren es nicht peinliche Verhandlungen über

Krieg oder Frieden, nicht Projekte für Länderzerstückelungen, die die Machthaber Europas zu einem Kongresse nach Paris riefen: die Schaulust war hier die vorherrschende Leidenschaft. Die Monarchen von Rußland, Österreich, Deutschland und Italien, wie auch der Kronprinz von England wurden bei dieser Gelegenheit bald Gegenstand der allgemeinen Neugierde.

Da sah ich mehreremale meinen ehemaligen Gefangenen von Ham umgeben von allen Größen der Welt, die gekommen schienen, um der Weisheit und dem Glücksstern des illustren Parvenus zu huldigen; war ja doch früher schon zweimal die Königin Viktoria wie eine zweite Königin von Saba bei dem weisen Salomo der Seine erschienen. Bei dieser Ausstellung sah ich Napoleon zum letztenmal befriedigt und freudestrahlend, obgleich gealtert und sichtlich leidend.

An einem Sonntag Morgen ging ich in die protestantische Kirche, um dem Gottesdienst anzuwohnen. Es war nichts von außerordentlichen Vorbereitungen zu sehen; die Kirche füllte sich wie gewöhnlich mit dem protestantischen Publikum an, als plötzlich Kaiser Wilhelm, damals König von Preußen, mit dem Kronprinzen, dem Grafen Moltke und einem kleinen Gefolge von Offizieren in die Kirche trat, geführt von den Geistlichen und einigen Herren des Konsistoriums von Paris. Die stattlichen hohen Gestalten, die glänzenden Uniformen erregten Aufsehen, während die einfache, würdige Haltung der hohen Glaubensgenossen Ehrfurcht und Bewunderung gebot. Dem König wurde vor Schluß des Gottesdienstes von einem Adjutanten Napoleons gemeldet, der Kaiser sei bereit, zur Parade abzufahren; König Wilhelm dankte mit einer leichten Kopfbewegung, blieb jedoch in der Kirche, bis der Geistliche die Gemeinde mit dem Segen entlassen hatte.

Durch eine eigentümliche Schickung des Zufalls war ich an diesem Morgen keine fünf Schritte von dem Monarchen entfernt, der vier Jahre später mein erlauchter Landesherr werden sollte; ich hörte seine kräftige Stimme bei dem Absingen des Gesangbuchliedes und war tief von dem Gedanken durchdrungen, daß es einem Volke wohlthun müsse, denselben Glauben mit seinem braven, legitimen Herrscher zu teilen; doch war ich weit entfernt zu ahnen, daß mir selbst einst diese Wohlthat durch eben den Monarchen, den ich vor mir hatte, zu teil werden würde.

Während das erstaunte Volk die Fürsten allenthalben auf dem Wege zur Parade mit Jubel begrüßte, fiel ein Schuß, der dem Kaiser Alexander von Rußland den Tod von einer Nihilistenhand geben sollte; durch die Geistesgegenwart eines Bereiters Napoleons wurde das Gelingen des Attentats vereitelt. Dem geretteten Kaiser war ein anderes, noch furchtbareres Schicksal bestimmt.

Den Kaiser Franz Josef von Österreich begrüßten die Pariser mit besonderer Lebhaftigkeit; es war, als ob das Volk fühle, daß in diesem Fürsten ein Freund Frankreichs verloren gegangen sei. Viele dachten auch mit Wehmut und Teilnahme an das schreckliche Schicksal des Erzherzogs Maximilian, des Bruders des Kaisers, welchen Frankreich so schmachvoll im Stiche gelassen hatte: die Schauerscene von Queretaro stand ja im Hintergrunde der Festlichkeiten.*)

*) In seinen Memoiren spricht Graf Beust von dem Widerstand, den sein Kaiser ihm entgegengesetzt habe, als er ihm die Reise nach Paris zumutete. Um die Erscheinung Kaiser Franz Josephs in Paris möglich, ja unvermeidlich zu machen, habe der österreichische Kaiser die Begegnung in Salzburg vorgeschlagen, infolge welcher der österreichische Monarch dem

Im Frühjahr 1869 wurde ich als Vertreter der französischen Telegraphenverwaltung nach Wien gesandt, um dem zweiten Kongresse der Welttelegraphie anzuwohnen. Alle Nationen waren durch auserwählte Persönlichkeiten vertreten.

Ein zweimonatlicher Aufenthalt in Wien und die Betrauung mit einer so wichtigen Mission waren für mich eine schmeichelhafte Auszeichnung von Seiten meines lieben Chefs und zugleich eine freudige Überraschung.

Das alte Wien mit seinen Bastionen, wie ich es kannte, war verschwunden und ich sollte eine neue schmucke Kaiserstadt kennen lernen.

Nicht so großartig, umfangreich und geräuschvoll wie Paris, aber jedenfalls anmutender und gemütlicher kam mir die schöne Vindobona vor. Entzückt, ganz heimische Sitten und Gewohnheiten daselbst zu erkennen, fühlte ich mich in Wien gleich wie zu Hause. Einzig fremd schien mir die französische Gesandtschaft, wo der hochmütige Herzog von Grammont den Telegraphenkongreß und seine Mitglieder mit auffallender Geringschätzung empfangen hatte.

Österreich und seine Hauptstadt hatten sich von den schweren Streichen der verhängnisvollen Kriege schnell erholt. Das Kaiserhaus stand unerschüttert trotz aller Niederlagen, weil es ein treues, braves Volk und eine pflichttreue Armee als Grundlage seiner Macht behalten hatte. Es war rührend zu sehen, wie Kaiser, Volk und Armee noch enger aneinander geschlossen waren als früher in den Tagen des blühendsten Glückes.

Ich hätte gewünscht, Frankreich und die Franzosen könnten

Kaiser Napoleon einen Gegenbesuch schuldig wurde. Jedenfalls beweist diese Erzählung Beusts, wie hoch man damals die Freundschaft Frankreichs anschlug — und heute? —

ein Beispiel an dieser unwandelbaren Festigkeit nehmen, die Volk und Thron zum Heil des Landes miteinander verkittet. In jenen Tagen war keine Spur von Traurigkeit in Wien zu bemerken. Man gab sich auch in politischen Kreisen frohen Hoffnungen hin; der Verlust Italiens war verschmerzt und der Ausgleich mit Ungarn erzeugte eine momentane Beruhigung, unter deren befriedigendem Scheine man noch nicht die Spaltung des Reiches erkennen wollte.

Graf Beust, dessen leichtes Gewissen diesen Riß in die Einheit der Monarchie als Auskunftsmittel vollführt hatte, war damals in Wien der vielgefeierte und vielangehörte Staatsmann.

Unsere erste Sitzung, welche der österreichische Kanzler mit einer feierlichen Rede eröffnete, zeigte uns gleich in ihren äußeren Formen die neue Umgestaltung des europäischen Staatensystems. „Allemagne du nord“ wurde Deutschland angerufen, „Autriche-Hongrie“ mußte man sagen, um nicht gerügt zu werden. „Députés des Provinces unies“ hießen die Vertreter von Rumänien und Serbien; der Titel Roumanie wurde von Österreichischer Seite nicht gestattet.

Diese Worte „Provinces unies“ bedeuten bis heute noch einen frommen Wunsch; wollte Gott, daß sie eine Wahrheit werden könnten.

Große Heiterkeit erregten in der ersten Sitzung die Namen gewisser Abgeordneter. Als Norddeutschland aufgerufen wurde, antwortete der preußische General von Chauvin; für Frankreich stund Graf Dürckheim auf. Da bemerkte ein Unbefangener laut: Das muß ein Irrtum sein, Chauvin ist der Franzose, Dürckheim der Deutsche. Ich sagte lachend: Die Rollen sind richtig verteilt und die Namen nicht vertauscht, aber das Schicksal ist oft märchenhaft launisch! —

In seiner Eröffnungsrede hob Graf Beust die Fortschritte des Weltverkehrs durch die Telegraphie hervor und wünschte uns Glück, in so schöner Harmonie aller Nationen einem Werke des Friedens und der Civilisation unter dem Schutze seines erlauchten Herrn und Kaisers unsere vereinten Kräfte widmen zu können. Graf Beust flocht in seine Friedenshymne noch eine kleine prophetische Mahnung ein, indem er sagte:

Ja, Ihre Arbeit wird ein Monument der Eintracht und des Friedens bleiben, obgleich pessimistische Geister behaupten, je näher der Mensch an dem Menschen wohne, und je enger die Völker aneinandergerückt seien, desto mehr mißtraue eines dem andern, desto häufiger sammeln sich Stoffe zu Zank und Zwist und desto leichter können Konflikte durch früher noch schlafende Rivalitäten entstehen. Hoffen wir jedoch, meine Herren, schloß der Redner, daß die immer wachsende Kultur bei allen Völkern und die großen mächtigen Interessen, die ein jedes Volk an die Erhaltung des Weltfriedens heute mehr als je fesseln, das arge Omen der Schwarzseher zu Schanden machen werden. —

Die Arbeiten des Kongresses nahmen volle zwei Monate in Anspruch, während welcher uns auch glänzende Feste und manche heitere Erholung von der gastfreundlichen österreichischen Regierung geboten wurden.

Auch von Seiner Majestät dem Kaiser Franz Josef wurden wir huldvollst zu einem Galadiner in Schönbrunn geladen.

Diesem Feste gab der Monarch den Charakter einer urbanen ungezwungenen Gastlichkeit; der Kaiser sprach gegen seine Gewohnheit öfters während der Tafel mit verschiedenen Herren und schenkte, nachdem diese aufgehoben, jedem seiner Gäste eine besondere liebenswürdige Aufmerksamkeit.

Mir fiel es auf, wie im Vergleich mit den Diners bei Louis Philipp und bei Napoleon III. der Empfang bei Kaiser Franz Joseph ein weit vornehmerer war, weil eben die Herablassung des österreichischen Herrschers, gleichwie bei Kaiser Wilhelm, einer natürlichen Herzensgüte und einer angeborenen Hoheit entspringt.

Der Tag in Schönbrunn wird mir unvergeßlich bleiben; ich sehe noch den Kaiser mir mit anmutiger Courtoisie seine Lieblingscigarre (die „Virginia“) mit der Mahnung anbieten: „Es verträgt sie nicht jedermann, nehmen Sie lieber eine Havanna.“ Seine Majestät war wohl informiert über die Geschichte der Eckbrechte von Dürckheim; er betonte gnädigst, welch große Verdienste dieses alte ritterliche Geschlecht sich um das Reich und die Krone erworben habe, indem es stets treu zu Kaiser und Reich gehalten, namentlich im dreißigjährigen Krieg, in welchem es opferwillig mit einem eigenen Regiment gegen die fremden Eindringlinge kämpfte.

Auch wußte Seine Majestät, daß mein Großvater als Reichshofrat unter Kaiser Leopolds II. Regierung an der österreichischen Gesetzgebung hervorragend thätig gewesen.

Das Ministerium der äußeren Angelegenheiten gab dem Kongresse in dem großen Redoutensaale der Hofburg ein glänzendes Bankett, an dem alle Minister und die höchsten Beamten jeden Ressorts teilnahmen.

Mein Platz war zur linken des Grafen Beust und auf meiner andern Seite saß der liebenswürdige Minister von Hoffmann. Nach dem Toast General Chauvins auf den österreichischen Monarchen brachte ich dem österreichischen Ministerium den Dank des Kongresses dar für die freundliche Aufnahme

und für die Förderung seiner Arbeiten, die ihm von der österreichischen Regierung zu teil geworden.

Eine politische Anspielung auf die engen Freundschaftsbande zwischen Frankreich und Österreich gaben dem Kanzler Anlaß zu einer Antwort, in welcher er nicht verfehlte, ein paar Kalauer anzubringen. Graf Beust sagte: Je remercie l'orateur, aimable interprète des sentiments de la France, pour les bonnes paroles qu'il vient de prononcer; mais la dépêche est chère et courte, elle n'est que de vingt mots, ce qui ne veut pas dire que je vais me servir de vains mots, mais que je dois être court en vous exprimant à tous, Messieurs, la haute estime que j'éprouve pour vos personnes et la vive sympathie de mon Gouvernement pour les pays que vous représentez dans le Congrès.

Der Kongreß wurde von dem ungarischen Ministerium freundlich nach Pest eingeladen und daselbst festlich empfangen und bewirtet.

Den würdigen alten Patrioten Deak besuchten wir in seiner bescheidenen Wohnung; jedem unter uns wußte der freundliche und ruhige Politiker ein passendes und wohlwollendes Wort zu sagen über die Verhältnisse des Landes, dessen Bevollmächtigter der Angesprochene war.

Über Frankreich sagte er: Ich bewundere das französische Volk und seine unglaubliche Fähigkeit, sich von allen Schicksalsschlägen zu erholen und immer wieder neue Versuche zu machen, seiner gewaltigen Revolution ein Ziel zu setzen. Ich wünsche ihm von Herzen, daß es endlich in Ruhe die Früchte derselben zur Reife bringen möge. —

Dieser Wunsch des Biedermannes ist leider bis jetzt nicht erfüllt worden.

Nachdem wir in Wien noch das schöne Schützenfest, bei welchem alle Völker Österreichs vertreten waren, worunter indessen die braven Tiroler und Steierer die Hauptrolle spielten, mitgemacht hatten, zog jeder von uns wieder heimatwärts, das freundliche Andenken an die gastliche Austria im Herzen mit sich nehmend.

In Paris fand ich wieder eine fieberhafte politische Aufregung.

Während Preußen und Deutschland das Friedensjahr rührigst benützten, um die Einigung der deutschen Staaten zu kräftigen und das Bundesheer mächtig auszurüsten, verlor Frankreich die kostbare Zeit in zwecklosen Streitigkeiten.

Die Opposition, der kleine heftige Herr Thiers an ihrer Spitze, begehrte immer leidenschaftlicher, was der alte Parlamentarier schon im Jahre 1864 die notwendigen Freiheiten genannt hatte.

Thiers faßte die Bedingungen, unter welchen er dem Kaiserreiche seine beschränkte Zustimmung nicht mehr versagen würde, in nachfolgende Sätze zusammen:

1) Bürgerliche Freiheit,
2) Freiheit des Versammlungsrechtes,
3) Preßfreiheit,
4) Verantwortlichkeit der Minister und endlich
5) vollkommene Wahlfreiheit.

Man sieht, der frühere Minister Louis Philipps, der mit diesen Freiheiten den Julithron umstoßen half, wollte sie jetzt als Hebel gebrauchen, um den Kaiser Napoleon zu stürzen.

Herr Rouher antwortete auf die Rede Thiers' in der Sitzung vom 14. Januar 1864: La constitution de 1852, qui est l'expression de la souveraineté nationale, qui est le der-

nier mot légal du pays, a déclaré dans son article 13 que l'Empereur gouverne sous le contrôle des chambres. Il gouverne, entendez-vous bien? et il ne se laissera pas enlever ce droit par vos fictions constitutionelles surannées...

Thiers unterbrach den Minister: Il n'y a de suranné que le despotisme. —

Der Minister schloß mit den Worten: ... par ces fictions qui ont conduit successivement deux dynasties dans l'exil. Il n'a accepté ce trône, qu'il a fait si grand, ni pour se réduire au rôle inerte et passif d'un roi constitutionnel, ni pour laisser flotter les rênes au gré des passions de quelques orateurs qui se croient de grands ministres. — Il n'a pas élevé cette France à ce degré, cette France qu'il a arrachée à l'anarchie, pour la livrer à toutes les ardeurs maladives du régime parlementaire tel qu'il a fonctionné pendant trente ans. Non! cet article déclare qu'il gouverne et il gouvernera! —

Also auf der einen Seite begehrte die Opposition mit Leidenschaft alles dasjenige, was zum verderblichen System des Parlamentarismus hinführen mußte, während auf der andern Seite Herr Rouher schroff den Standpunkt der Alleinherrschaft behaupten wollte.

Ähnlich wie unter Louis Philipp in den fünf letzten Jahren seiner Regierung mit Guizots hartnäckigem Regimente dauerte auch jetzt wieder ein ähnlicher Kampf um die Herrschaft zwischen der Opposition und dem Staatsminister Rouher drei Jahre lang fort, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß der Kaiser, in einer gewissen ideologen Täuschung befangen, sich immer mehr geneigt zeigte, der Opposition Zugeständnisse zu machen, die im Vergleich mit den sehr unbedeutenden, welche

man von Louis Philipp erwartete, von ungeheurer Tragweite waren.

Louis Philipp und Herr Guizot, wie wir es früher zur Genüge bewiesen haben, bekräftigten sich gegenseitig in ihrer fatalen Hartnäckigkeit, während es der Klugheit Napoleons nicht entging, daß der straffe Widerstand Rouhers die Erbitterung gesteigert hatte, und die Majorität sogar anfing, des allzu autokratischen Tones und Wesens des Premier überdrüssig zu werden.

Endlich, am 19. Januar 1867, ergriff der Kaiser selbst die Initiative und gewährte in einem Schreiben an Rouher weit mehr als es die Vorsicht erheischt hätte, nämlich die Preßfreiheit und das Versammlungsrecht.

Zwei Jahre später verzichtete er auf seine ganze Macht, indem er durch einen Senatuskonsult die Verfassung u. a. dahin erweiterte, daß er die Verantwortlichkeit der Minister, die Initiative der Kammer, Gesetze vorzuschlagen, und das Recht der Deputierten dekretierte, die Minister zu interpellieren. Doch behielt er sich seine eigene Verantwortlichkeit und das Recht an das Volk zu appellieren vor.

Herr Rouher mußte die Demütigung erleiden, Gesetze, deren Zweckmäßigkeit er so hartnäckig bestritten und deren Vorlage er so lange verhindert hatte, selbst gegen die Majorität der Kammer zu verteidigen; er büßte bei diesem politischen Spiel sein Ansehen und seine Ehre ein. Rouher, dem gewandten Redner und eminent gescheidten Manne, fehlte der feste Charakter und die nötige Uneigennützigkeit, um ein rettendes Werkzeug des Kaiserthrones sein zu können. Zu sehr Höfling, zu wenig Staatsmann, bestrebte er sich mehr, dem Kaiser zu gefallen, als ihn nützlich zu beraten. Alle seine Fehler und

Schattenseiten jedoch wurden später durch seine mutige Treue in den Tagen des Unglücks reichlich aufgewogen.

Mit der neuen Verfassung, die durch eine allgemeine Volksabstimmung mit sieben Millionen dreimalhunderttausend Stimmen bekräftigt wurde, mußten auch neue Kräfte von der Regierung herangezogen werden, welche, aus der Opposition hervorgegangen, die gewährten Freiheiten wahren und deren vorsichtige Anwendung leiten und regeln würden.

Der vielberüchtigte unglückliche Emile Ollivier, der sich eifrig der Opposition des Herrn Thiers angeschlossen hatte, wurde zum Führer eines neuen Ministeriums ernannt, welches teilweise bis zum Ausbruche des deutsch-französischen Krieges im Amte blieb.

Durch das Plebiszit vom 8. Mai 1870 glaubte die Regierung eine verjüngte, unerschütterliche Macht erlangt zu haben. Sieben Millionen dreimalhunderttausend Franzosen, also die ämtliche Wählerschaft des Reichs, sagten die Minister, haben einstimmig „Ja!“ gerufen; das heißt: „Ja! Kaiser, deine neue Politik ist uns ganz recht, beharre nur darin, wir sind belehrt, daß du dein Regierungswerk mit der Freiheit krönen willst!“

So legten die Minister die Abstimmung aus; für denjenigen jedoch, der an der Wahlurne gestanden und sich bemüht hatte, den verschiedenen Volksschichten den Sinn und die Bedeutung des Plebiszits zu erklären, für den war es klar geworden, daß die Massen diese Bedeutung durchaus nicht begriffen hatten und nicht begreifen wollten; mir sagten z. B. die Wähler: Ganz unnütz was Sie uns vorhalten, wir stimmen wieder für Napoleon wie früher, er soll machen, was er will! —

Der Kaiser wurde also durch den Volkswillen zum dritten-

mal, so zu sagen, „auf den Thron gehoben,“ nicht weil er Freiheiten gewährt, sondern bloß deswegen, weil der Instinkt seiner Erhaltung dem Volke die konsequente Richtung vorgeschrieben hatte. Der Erfolg der Abstimmung wäre ganz gut gewesen, wenn die Regierung noch die Zügel in der Hand gehalten hätte; nun aber diente er nur dazu, die Parlamentsregierung dreist und übermütig zu machen und mit Gewalt die ganze Staatsmaschine in das Fahrwasser der Leichtfertigkeit hineinzureißen.

Von dem Augenblicke an, wo Napoleon die Selbstherrschaft ganz aufgegeben hatte, war er verloren.*)

Die Minister glaubten sich alles erlauben zu dürfen und als der Krieg bedrohlich vor dem Throne stand, war keine feste Hand, kein einheitlicher Wille mehr da, um die Gefahr zu beschwören.

Die energische Stimme, die einst ausgerufen hatte: Croyez-le bien, la France ne périra pas entre mes mains! — war verstummt und der „unnötige Cäsar“ (wie die Undankbaren sagten) konnte nichts mehr leisten und nichts mehr verhindern.

Wie grenzenlos leichtsinnig die beiden Kammern, die Umgebung der Kaiserin und die Minister au coeur léger den Krieg mit Gewalt herbeizogen im Augenblick, wo er, ohne daß Frankreichs Ehre darunter gelitten hätte, leicht vermieden werden konnte, ist zu weltbekannt, als daß ich mich lange darüber auszusprechen hätte.

In Paris schrie plötzlich alles „à Berlin! à Berlin!“ und

*) Der erste Gebrauch, welchen die Abgeordneten von ihrer durch Olliviers Anstrengungen erlangten Initiative machten, war die Absetzung Olliviers, die Entsetzung Napoleons vom Throne und die Proklamierung der Republik.

das bestürzte Land wußte kaum, warum die Tollhäusler der Hauptstadt sich so kriegerisch gebärdeten, als auch schon den 24. Juli die feindlichen Kolonnen von allen Seiten gegen Saarbrücken und Weißenburg anrückten.

Vom allgemeinen jetzt zum einzelnen übergehend, muß ich erzählen, wie es meinem Lande, dem Elsaß, meinen Angehörigen und mir selbst vor, während und nach dem Kriege gegangen ist.

Die Natur hatte uns im Frühjahr 1870 mit den freudigsten Hoffnungen auf gute Ernte erfüllt; unsere jüngeren Söhne waren zwar schon im Gymnasium in Straßburg, aber sie wanderten oft an Sonn- und Feiertagen nach dem traulichen Vaterhause. Auch mein ältester Sohn Edgard hatte mit seinem Regiment (dem zweiten Ulanenregiment) die nahe Garnison Hagenau bezogen. Da gab es muntere Ritte, wenn die vier flotten Kameraden mit dem Papa durch Felder und Wälder flogen und der gute Lieutenant für seine Brüder sorgte wie ein zweites Väterchen.

Schnell verflossen uns jene Tage und wir wußten nicht, daß sie die letzten sein würden, die wir mit einander zubringen durften.

Wie vor schweren Wettern plötzlich aus heiterem Himmel Blitze zucken, so überraschten uns die ersten, schnell auf einander folgenden Kriegsgerüchte, bis uns am 15. Juli der Telegraph die Kriegserklärung brachte.

Also doch! rief der alte preußische Stratege, als er diese Kunde erfahren hatte, und griff sofort mit rüstiger Hand nach seinen wohlgeordneten Fächern, aus welchen die Mobilmachung binnen zehn Tagen herausfloß, wie ein üppiger Quell aus seinem verborgenen Behälter.

So leicht ging es jedoch nicht auf derjenigen Seite, die so großthuerisch mit ihrer „Erzbereitschaft“ geprahlt hatte. „Nous sommes archi-prêts,“ hatte der Kriegsminister Leboeuf von der Tribüne herabgerufen, il ne manque pas un bouton! —

Kaum waren aber, den 20. Juli, die ersten Infanterieregimenter auf der Fröschweiler Höhe erschienen, als wir auch gleich erkannten, daß nichts vorhergesehen, nichts bereit war: Die Truppen kamen ohne Proviant, ohne Zelte, ohne Decken! Die guten elsäßer Bauern schafften während acht Tagen Brot von allen Gemeinden herbei und ernährten die armen Soldaten, welche darauf angewiesen waren, die unreifen Kartoffeln aus der Erde zu graben, um ihren bittern Hunger zu stillen.

Unter so ungünstigen Verhältnissen füllte sich das Lager immer mehr an und der moralische Zustand der Armee wurde aus einem deprimierten ein vollständig ergrimmter. Offiziere und Soldaten klagten laut über ihre höheren Führer, so daß der Anblick des Lagers jedem Beobachter einen betrübten Eindruck machte.

Der alte kränkliche General Moreno, der bei uns mit seinen Adjutanten einquartiert war, wußte sich kaum zu helfen; so oft er sich im Lager zeigte, mußte er unliebsamen Demonstrationen beiwohnen und bittere Klagen anhören.

Wir Landwirte thaten so viel wir nur konnten, um die Lage der Soldaten zu bessern, aber unser guter Wille und unsere Hilfe waren natürlich höchst ungenügend. Der Bauer, der klar voraussah, wie das Fröschweiler Gebiet in einigen Tagen verwüstet daliegen würde, verlor dennoch den Kopf nicht; mit einem stoischen Gleichmut arbeitete er Tag und Nacht fort, um die reifen Früchte, Korn und Gerste, einzuheimsen, in der eitlen Hoffnung, wenigstens etwas vor der

Zerstörung zu retten. Wir füllten die Scheuern und Speicher mit dem Segen des Herrn, des Allmächtigen, der es gestatten würde, daß bald alles, was er uns beschieden, ein Raub der Flammen und der Vernichtung werden sollte.

Ich munterte meine Leute auf, bei der Arbeit auszuharren, nicht des Gewinnes wegen, den ich schon im stillen aufgegeben hatte, sondern weil ich in dem emsigen Schaffen und Wirken das beste Mittel gegen Erschlaffung und Verzweiflung erkannt hatte.

In der bewunderungswürdigen ruhigen Fassung meiner lieben Frau, in dem heiteren, zuversichtlichen Mut meiner Söhne widerfuhr mir eine wunderbare Wohlthat; mir war, als könne nichts mich niederschlagen, wenn mir diese Treuen erhalten blieben. Für meinen braven Ulanen mußte ich natürlich am meisten besorgt sein; wir suchten ihn zu sehen so oft wir konnten, auch wenn es nur auf einige Stunden war. Da er aber beständig mit seinem Zuge bald da, bald dort auf Rekognoszierung umherstreifte, so mußten wir ihn so zu sagen auf der Spur verfolgen.

Einst trafen wir ihn mitten in der Nacht in Hagenau, müde von einem langen Marsche heimkehrend, aber rüstig und voll Zuversicht. Er sprang auf dem Marktplatz vom Gaul und umarmte uns alle; dann führte er seinen Zug selbst in die Kaserne, verließ sich nicht auf den Wachtmeister, sondern harrte aus, bis der letzte Mann und das letzte Pferd versorgt waren. Den andern Morgen trat ich früh in sein Zimmer, weil ich abreisen mußte, während die Meinigen noch den Tag über bei Edgard blieben. Er war so müde, daß er trotz dem Geräusche, das ich verursachte, die Augen nicht aufschlug; ich betrachtete lange den kräftigen Jüngling, küßte ihn und entfernte mich dann leise. Das war das letzte äußerliche Zeichen

meiner innigen Liebe, das ich ihm geben konnte; wir sollten uns in diesem Leben nicht wiedersehen.

Daß wir in Fröschweiler, auf unsern Gütern, im Dorf und im Schlosse selbst, den gräßlichen Verheerungen einer großen Schlacht nicht entgehen würden, war mir ganz klar geworden. Wir waren von dem Anrücken großer Truppenabteilungen gegen die Grenze besser informiert, als die Herren vom Generalstabe, die keine Kundschafter hatten, und wenn wir versicherten, erfahren zu haben, daß vierzig- bis fünfzigtausend Mann zwischen Landau und Weißenburg lägen, lachten sie uns aus.

General Ducrot, der in Reichshofen sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, behauptete, es würde an der Sauer nicht zu einem Zusammenstoße kommen. Mac Mahon, der in Straßburg seine Vorkehrungen zu treffen hatte, erschien erst den 5. August auf dem Schlachtfelde und sagte noch im letzten Augenblicke meiner Frau: Il n'y aura rien, ils n'oseront pas nous attaquer. —

Den 24. Juli eilte ich nach Straßburg, um dort meine überflüssigen Pferde zu verkaufen, nachdem schon mehrere derselben für die Armee requiriert worden. Ich brachte die mir noch gebliebenen schnell an den Mann; mein Lieblingspferd, ein prachtvoller, kräftiger Däne, welchen ich seit vier Jahren geritten hatte, kam in den Besitz des Generals Uhrich, des Verteidigers der unvorbereiteten Festung Straßburg. Der General, der das Pferd sehr billig erstanden hatte, sagte lachend, indem er mir den Kaufpreis auszahlte: ich reite nicht mehr, mein Bursche wird Ihr Pferd reiten, und da wir es wohl verspeisen werden, so kommen mich seine Koteletten sehr hoch zu stehen.*)

*) Ich erfuhr nach der Einnahme Straßburgs, als ich kam, um das schöne Pferd wieder zu kaufen, daß es wirklich geschlachtet und gegessen worden.

In Straßburg herrschte die größte Verwirrung. Mac Mahon schien sehr entmutigt, weil er die Truppen so schnell als möglich im Niederrhein ansammeln mußte und doch sah, daß nichts zu ihrer Versorgung in Bereitschaft war. Die Soldaten zogen scharenweise singend und lärmend durch die Straßen, die meisten überwältigt von der Macht des Straßburger Bieres.

Man hatte in Fröschweiler die Tage vor der Schlacht des 6. August zwar in Sorge, aber doch verhältnismäßig noch in ziemlicher Ruhe verlebt. Im Schloß fand meistens abends eine Whist-Partie statt und den Tag über hatte man häufige Besuche von Offizieren aus dem Lager zu empfangen und die bekannten unter ihnen zu bewirten.

Wie wohlthätig ist doch die Unbekanntschaft mit einer drohenden Gefahr! wir begehren meistens nicht

„Zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.“

Doch aus dieser scheinbaren Ruhe wurden wir den 26. Juli unangenehm aufgescheucht. Eine Depesche meines Chefs berief mich augenblicklich nach Metz, um dort vom Gouverneur, dem General des Geniewesens, Coffinières, die Feldtelegraphie zu übernehmen, welche seit dem italienischen Kriege der Zivilverwaltung entrissen und dem Génie militaire übergeben worden war.

Die Zumutung, in den letzten Tagen vor den Schlachten von Wörth und Spichern einen Dienst übernehmen zu sollen, der Jahre lang in anderen Händen vollkommen vernachlässigt worden, schien mir so unstatthaft, daß ich mich gegen jede Verantwortlichkeit verwahren mußte.

Es wurde mir auch von meiner Verwaltung die Versicherung egeben, daß die Übernahme des Feldtelegraphendienstes nur

notgedrungen und, so zu sagen, aus Gefälligkeit geschehe, weil das unglückliche Geniewesen erklärt habe, es sei nicht im stande, den Dienst zu versehen.

Mit den bangesten Ahnungen riß ich mich von den Meinigen los, denn mir war jede Illusion geschwunden; was ich gesehen hatte, genügte, um mir schon damals die schauderhafte Niederlage des französischen Kaiserreiches klar vor das innere Auge zu stellen. Ich verbarg indessen meine Befürchtungen meinen Angehörigen; nur dem würdigen Pfarrer Klein sagte ich: Vous verrez que nous sommes perdus, l'incurie est trop manifeste. —

Meine arme Frau mit zwei noch unmündigen Söhnen mitten im Kriegsgetümmel und vor der drohenden Gefahr einer Schlacht, deren ärgster Sturm gerade auf Fröschweiler losbrechen mußte, zu verlassen, das kostete wahrhaftig einen ganz entsetzlichen Entschluß. Es ist gut, daß das Pflichtgefühl in solchen Momenten stärker spricht als jedes andere, sonst könnte man sich nicht entschließen, ähnliche Opfer zu bringen!

Ich ging von Fröschweiler mit zerrissenem Herzen und beinahe mutlos weg; kaum war ich jedoch in Metz im Kampfe mit hundert Schwierigkeiten begriffen, als in mir ein ganz veränderter Mensch erwachte; der Beruf hatte alles andere verdrängt und ich war gefaßt, auch das Äußerste ruhig über mich ergehen zu lassen.

In Metz herrschte eine noch viel größere Verwirrung und Ratlosigkeit als in Straßburg. Die plötzliche Anhäufung zahlreicher Regimenter aller Waffengattungen in und um Metz herum und das Heranziehen einer Masse von Kriegsmaterial und Proviant für die Festung und für die Armee zugleich hatten die sonst so ruhige Stadt in eine unbeschreibliche Ver-

wirrung gebracht. Tag und Nacht liefen und schrieen Soldaten, Bürger und Bauern durcheinander, und eine große Masse von Mobilgarden, an keine Ordnung, an keine Disziplin gewöhnt, verdoppelte den Lärm und die Aufregung.

In den großen Hotels sah man den ganzen Tag und bis tief in die Nacht hinein Festgelage und Bankette und man fragte sich, wo denn eigentlich alle diese Offiziere die Zeit hernehmen konnten, um ihre verfluchte Schuldigkeit zu thun. Mit mir speisten jeden Tag zwei alte bekannte Offiziere, der würdige Artillerieoberst Sers, Bruder meines ehemaligen Präfekten von Straßburg, und der eminente Stabsarzt Doktor Ehrmann von Straßburg; beide Herren waren entsetzt von dem gänzlichen Mangel an Ernst und Ordnung, sowohl in der Leitung und Aufsicht der Truppen, als auch in den Vorbereitungen alles desjenigen, was ein großer Krieg erheischt.

Sers sagte oft mit innerer Bewegung: Oh! ce n'est pas ainsi que l'on gagnera des batailles! und Ehrmann bemerkte trocken: Ces Messieurs se croient toujours en Afrique, ils verront bientôt que ce sera plus sérieux.

Der brave General Coffinières, von welchem ich das bedeutende Material, Wagen, Apparate, Guttaperchadrähte u. s. w. empfangen sollte, hatte keine Ahnung, daß sein Korps seit Jahren mit dem Dienste der Feldtelegraphie betraut worden; nach langem Hin- und Herfragen in seinen Bureaux entdeckte man endlich, daß das sämtliche, wertvolle Material der Telegraphie in den Holzschuppen des Lagers von Chalons aufgehäuft worden sei und daß man sich nicht weiter darum bekümmert hatte. Der General entschuldigte sich über die Unmöglichkeit, mir irgend eine Auskunft geben zu können und entließ mich mit einem schriftlichen Befehl an seinen Oberst

Herrn Fort in Chalons, mir unbedingt alles zu übergeben, was den Telegraphendienst betreffen könnte.

Im Lager von Chalons herrschte ganz dieselbe Unordnung, wie in Straßburg und in Metz; alles regte sich bunt und fieberhaft durcheinander und nirgends war von einer besonnenen, ruhigen Thätigkeit eine Spur zu entdecken.

Mit Schaudern erkannte ich, daß mein Material in den feuchten Magazinen total unbrauchbar geworden war: die Apparate von Rost und Schmutz verzehrt, das Guttapercha der Drähte verfault, diese letzteren selbst in unentwirrbaren Knäueln durcheinander geworfen, statt auf ihren hölzernen Rollen sorgsam aufgewickelt; die ehemals so schönen Wagen zum raschen Auf- und Ablegen der Drähte waren ebenfalls in beschädigtem Zustande.

Das gelehrte Corps du génie militaire hatte nicht geruht, bis es die Telegraphie an sich gebracht, fand es aber, kaum damit betraut, unter seiner Würde, sich damit abzugeben.

Mein braver Ingenieur Brisson und die unserer Verwaltung zugeteilten jungen Leute von der polytechnischen Schule, die schon seit acht Tagen in Chalons sich abmühten, etwas Ordnung in den Magazinen zu schaffen, die man jedoch nicht anhörte, sondern wie Rekruten behandelte, waren alle außer sich vor Zorn und Verzweiflung.

Um Konflikte zwischen ihnen und dem Geniekorps zu vermeiden, nahm ich rasch Besitz vom Material, tröstete und beschwichtigte die entrüsteten Gehilfen so gut es ging und plagte mich zwei volle Tage mit ihnen, um die Verpackung und Absendung unseres unglücklichen Materiales zu überwachen.

Drei Tage vor der Schlacht von Spichern kam unser Transport in Metz an; Brisson, der unermüdliche, tüchtige

Beamte und seine jungen Leute hatten Wunder der Thätigkeit und Intelligenz gethan, um notdürftig einen Felddienst zu improvisieren.

Mit dem thätigen Beistande einer großen Anzahl junger Mobilgarden, unter welchen wir hauptsächlich Schlosser, Mechaniker, Schreiner und Uhrmacher requirierten, gelang es den Anstrengungen Brissons, dessen Opferwilligkeit ich nicht genug rühmen kann, die beiden Armeekorps Leboeuf und Frossard am 6. August telegraphisch mit einander zu verbinden. Diese Linien dienten leider nur dazu, zwei große Niederlagen an demselben Tage zu verkünden: Spichern und Fröschweiler.

Da sich meine Mission in Metz auf die Übernahme des Dienstes und auf die Auseinandersetzung mit General Coffinières beschränkte und mir geboten ward, in Metz die weiteren Befehle der Verwaltung abzuwarten, benützte ich den Tag des 6. August, um mit dem Geniewesen alles ins reine zu bringen und meine Rechnungen und Berichte sorgsam aufzuzeichnen.

Um sechs Uhr abends suchte ich meinen Freund Ehrmann im Militärspital auf; ich traf ihn beschäftigt mit den letzten Anordnungen des ausgedehnten Dienstes, der in einigen Stunden seine furchtbare Thätigkeit entwickeln sollte. Kurz nachher erhielten wir die Nachricht der Niederlage von Spichern und zugleich eine Depesche von Reichshofen folgenden Inhalts:

Maréchal Mac Mahon à l'Empereur.

Bataille de Froeschwiller perdue, me retire sur Chalons.

Gott! rief ich aus, zwei Niederlagen an Einem Tage! armes Frankreich, welch grauenvolles Schicksal! — Die Katastrophe erschien uns beiden so gewaltig vernichtend, daß wir im ersten Augenblick nicht an die Unsrigen dachten.

Nachdem wir uns etwas gesammelt hatten, rief der gute

Dr. Ehrmann, mich inbrünstig umarmend, aus: Pauvre ami! et les vôtres à Froeschwiller? Et votre fils?

Ich konnte nicht antworten, ich war niedergeschmettert.

Ehrmann fuhr fort: Qu'allez-vous faire? si vous êtes libre, votre premier devoir est d'aller au secours des vôtres. —

Non, sagte ich mit bebender Stimme, je ne suis point libre, mon temps, ma vie appartiennent à l'état, j'attends ici les ordres de mon chef. —

In demselben Augenblick rollte mit dumpfem Getöse ein schwerer Wagen unter die Wölbung des Thores. Stöhnende Klagen und leises Wimmern verkündeten die ersten Verwundeten.

Ehrmann schloß mich noch einmal stürmisch in seine Arme und eilte zum Wagen, während ich wie ein Irrsinniger zum Thore hinauswankte.*)

In meinem Hotel angelangt, fand ich eine Depesche des Grafen Vougy, die mich als seinen „Adlatus" nach Paris berief. Die ganze Nacht brachte ich mit kummervollem Herzen auf dem Bahnhofe zu, in der Hoffnung, einen Zug zu erhaschen, der mich nach Paris führen würde. Doch es war umsonst! Nur Ein Zug brauste vorüber; er war so mit Soldaten, Offizieren und Kriegsmaterial angefüllt, daß kein einziger Passagier aufgenommen wurde. Endlich um fünf Uhr morgens meldete mir der Stationschef, es werde um halb sechs Uhr ein Separatzug abgehen, mit welchem der Kaiser nach Paris fahren wolle und, da ich in Uniform sei, könne ich den Zug benützen.

Kaum hatte der Beamte mich verlassen, als die Thüre

---

*) Den biedern Freund sollte ich nicht wiedersehen; ein Opfer seines schweren Berufes und seiner unermüdlichen Thätigkeit unterlag er im Jahre 1871 dem Typhus.

des Salons erster Klasse sich öffnete und Napoleon in seinen Mantel gehüllt und nur von Dr. Connau begleitet, auf den Perron trat. Er sah leichenblaß und zum Erschrecken entstellt aus, ein Bild des Jammers und der Verzweiflung. Da ich hart vor ihm stand, mußte ich natürlich Front machen und grüßen.

Er näherte sich einen Schritt und sagte halblaut: Où allez-vous?

A Paris, Sire; l'Empereur a-t-il des ordres à me donner? —

Non, je vous remercie, adieu! antwortete er mit einem erloschenen, teilnahmlosen Blick, reichte mir die Hand und verschwand im Wartesaal.

Zum letztenmal hatte ich jetzt, und in welch traurigen Umständen! meinen Gefangenen von Ham begrüßt. O, dachte ich, das Zaubermärchen spielt sich schreckhaft aus!

Napoleon hatte den Entschluß gefaßt, nach Paris zurückzukehren, die Leitung des Heeres Bazaine zu überlassen und in der Hauptstadt zu bleiben, um Krone und Reich zu retten.

Warum hat er diesem richtigen Instinkte nicht gehorcht? — Es wäre ihm vielleicht gelungen, das wachsende Element des Aufruhrs niederzuhalten. Ich sage „vielleicht", weil es sehr zweifelhaft war und die Anhänger Napoleons über diese Frage nie einig geworden sind.

Man hat behauptet, die Kaiserin Eugenie habe ihn abgehalten nach Paris zu kommen, weil sie zu ehrgeizig gewesen sei, die Regentschaft niederzulegen. Das ist entschieden ein Irrtum. Die unglückliche Frau hatte damals schon eingesehen, daß das Regieren in Paris keine Kleinigkeit war, allein sie glaubte sicher, und nicht mit Unrecht, daß Napoleons Leben

in Paris in beständiger Gefahr schweben würde. Votre place est à l'armée! hatte sie ihm an jenem Morgen telegraphieren lassen.

Im Zuge, der mich mitnahm, befand sich eine Cousine meiner Frau in Begleitung von mehreren katholischen Geistlichen. Diese Gesellschaft triumphierte, trotzdem sie beide Niederlagen kannte! Von dem siegreichen deutschen Heere sprachen sie mit der größten Verachtung.

On va les attirer sous Paris, sagte einer der Herren, et les anéantir; il n'en sortira pas un! —

Mein Gott! dachte ich, wie lange wird der Übermut den Untergang überleben?

In Paris traf ich meinen würdigen Chef krank, das Bett hütend und schon von allen verlassen, die bis dahin hatten seine Unterthänigsten sein wollen. Er schien tief bewegt, als er mich in meiner Interimsuniform blaß und bekümmert vor seinem Bette stehen sah. Mit feuchten Augen sagte er: Ich habe Sie nach Metz geschickt, um Sie von Fröschweiler zu entfernen, weil ich fürchten konnte, daß Sie mit Ihrem hitzigen Blute sich jeder Gefahr ausgesetzt hätten. — Schnell warf ich die Frage hin: Haben Sie Nachricht vom Schicksal der Meinigen? — Er erwiderte: Ich habe keine Depesche gesehen, die darüber näheren Aufschluß giebt, nur so viel weiß ich, daß Dorf und Kirche abgebrannt sind, das Schloß jedoch nur wenig Schaden gelitten hat. — Ich atmete leichter auf und fragte weiter: Mein Sohn? — Von Ihrem Sohn ist die Rede gewesen, daß er nach der Schlacht zum Rittmeister befördert worden sei, folglich ist er gut durchgekommen. —

Obgleich diese Nachrichten sehr unbestimmt und unklar waren, belebten sie mich doch wieder mit neuer Hoffnung. In=

dessen harrten die dringendsten Amtsgeschäfte meiner: der arme Mensch mußte dem Beamten weichen und sein Elend wieder in den innersten Winkel seines Herzens verschließen.

Während mein kranker Chef das Bett nicht verlassen konnte, arbeitete ich in demselben Zimmer und unterstützte ihn nach besten Kräften, erheiterte ihn auch, so viel es mir mein eigenes Herzeleid zulassen wollte.

Der arme Mann war ganz allein, er hatte seine Familie gleich bei Ausbruch des Krieges nach seinem Landsitze bei Moulins (Departement de l'Allier) abziehen lassen.

„Ich wollte nicht durch Weiberschrecken und Klagen in der Erfüllung meiner Pflicht hier gestört werden", sagte er mir, „und doch ist es schrecklich, von den Seinigen in diesen kritischen Momenten getrennt zu sein."

Den ganzen Tag über strömten die offiziellen Depeschen von allen noch nicht okkupierten Departements in das Kabinett des Generaldirektors zusammen. Sein Kabinettschef, Herr Vigier, der mich auch nach Wien begleitet hatte, versah die Sichtung und Beförderung dieser Überschwemmung von Nachrichten, Kundgebungen und Fragen an die Regierung mit außerordentlichem Takt und Scharfsinn, so daß die Arbeit des Chefs um vieles erleichtert wurde.

Die Kaiserin-Regentin, der Kriegsminister Cousin de Montauban und der Gouverneur von Paris General Trochu wollten beinahe stündlich informiert sein; auch wenn keine besondern Nachrichten einliefen, mußte man die Ungeduld mit der Formel „rien de nouveau" beschwichtigen.

Bei allen diesen Mitteilungen lag dem Telegraphenamte selbstverständlich eine heikle Verantwortlichkeit ob. Man mußte sich wohl hüten, zweideutige, unrichtige oder allzu alarmierende

Nachrichten in Umlauf zu bringen. Ich bewachte besonders die Verschwiegenheit der Beamten des Kabinetts und bin heute noch überzeugt und erstaunt zugleich, daß in jener aufgeregten Zeit nicht der geringste Mißbrauch, nicht Eine Indiskretion begangen wurde.

Eines Tages führte mich mein Dienst in die Tuilerien. Als ich vor dem Pavillon de Flor mit einem bekannten Offizier ein paar Worte wechselte, fuhr der Wagen der Kaiserin vor. Ihre Majestät, sagte uns der Lakai, wolle in die Kirche fahren.

Bald rauschten seidene Kleider an uns vorüber und ich erkannte, trotz der Toilette, in einer der beiden Damen, die zum Wagen eilten, die Züge der Kaiserin. Sie blieb am Wagenschlag stehen und während sie dem Lakaien ihre Befehle erteilte, konnte ich sie genau betrachten. Die Gestalt war noch immer eine vornehme, schlanke, die Haare noch goldblond gefärbt, aber die schönen Augen waren matt geworden und die geschminkten Wangen hingen stärker herab als früher, der Gesichtsausdruck hatte das felinische Lächeln in starren trüben Ernst verwandelt, mit Einem Wort: es war die sehr verblichene und gealterte, aber doch noch schöne Montijo.

Als der Wagen wegrollte, sagte mir mein Bekannter: Haben Sie die neueren prächtigen Säle der Kaiserin auf den Garten zu schon gesehen? — und als ich verneinend antwortete, setzte er hinzu: Kommen Sie mit mir, ich habe ausnahmsweise eine Erlaubniskarte für zwei Personen erhalten, und da ich allein bin, können Sie als Bruder oder Vetter mit mir eintreten. —

Ich ließ mir die Gelegenheit nicht entgehen und betrat mit innerer Bewegung die mir bekannten, aber jetzt ganz veränderten Räume.

Drei Säle, ein blauer, ein grüner und ein rosafarbener nahmen uns auf und fesselten unsere Augen durch ihre außerordentlich elegante Ausstattung und ihre farbenreichen Wandmalereien.

Es wäre zu weitläufig, einen jeden dieser Säle zu beschreiben; doch kann ich mir nicht versagen, dem merkwürdigsten, dem sogenannten Blumensaale, ein Wort der Erinnerung zu weihen. Ich thue das um so lieber, da er jetzt durch die Kommune zerstört ist und ihm Arsène Houssaye ohne es zu ahnen ein Denkmal gesetzt hat. Der geneigte Leser wird mir wohl Dank wissen, wenn ich meine schwache Feder mit der gewandtern des französischen Romanciers vertausche. Arsène Houssaye beschreibt diesen Saal folgendermaßen:

Beim Eintritt wird das Auge des Beschauers sogleich durch den Plafond angezogen, wie wir in einer Landschaft zuerst nach dem Himmel aufblicken. Die drei Grazien, jene drei theologischen Tugenden der Heiden, umkränzen das Medaillonbild der Kaiserin mit Blumen. Ringsumher sind die Künste mit ihren Attributen dargestellt. Ein den Alten bekannter Genius, welcher in den wieder aufgefundenen Freskogemälden bald den Zirkel, bald den Pinsel, die Lyra und den Meißel in Händen hält, formt in parischem Marmor die Gestalt einer jugendlichen Mutter. Andere Genien tragen in einem Blumenkorb den kleinen Prinzen, wecken die noch schlafende Aurora und verjagen die Wolken, um einen heitern Himmel zu schaffen. Dieser schöne Himmel ist noch auf dem Karnies sichtbar, aber er verliert sich da hinter einem vergoldeten Gitter unter Gewinden von Blumen, welche dort in so großer Anzahl aufblühen, daß man glauben könnte, alle verlorenen Paradiese zu durchwandern.

In diesem Saale befinden sich sechs Thüraufsätze, auf welchen der Maler Blumen symbolisiert hat.

Das Bild über der Eingangsthür, eine träumerische, mit Sternen gekrönte Gestalt unter der Mondssichel, ist die Pensée. Möge uns das Symbol nicht trübe stimmen. Im Blumensaale hat auch der ernste Gedanke rosige Reflexe; nur die Poesie hat hier Bürgerrecht.

Der Maler, mehr noch mit der Palette als mit der Idee beschäftigt, hat auf einem zweiten Thürstücke Feldmohn und Kornblumen symbolisieren wollen; eine wundervolle Aufgabe für den Farbenkünstler! Seine Gedanken hat er folgendermaßen ausgedrückt: Eine Chloë bekränzt sich mit Mohn vor einem Spiegel, den ihr Amor vorhält. An ihrer Seite schlummert eine Phyllis mit einem Kranze von Kornblumen und ein anderer Amor versucht es, sie mit einer Kornähre aufzuwecken. Die Ähre, welche den abgestumpften Pfeil der Alten ersetzt, deutet an, daß es nicht allein Feldmohn und Kornblumen bei der Ernte giebt.

Das Sinnbild des Veilchens bildet das dritte Thürstück. Das Veilchen wächst im Schatten des Lorbeers.

Das vierte Thürstück ist die Geschichte der Wasserblumen. Welch schöne Wechselgesänge lassen diese Najaden ertönen, bekränzt von Seerosen und Schilf. Ferner ist das Maßliebchen da und die Rose. Das Maßliebchen erzählt immer dieselbe Geschichte: Ich liebe dich — ein wenig — von Herzen — über alle Maßen. Es ist das Feldorakel, das die Zerstörung seiner Tempel nicht zu fürchten hat. Wie aber symbolisiert der Maler die Rose? Sehr einfach; er zeigt uns Aurora, die Tochter Homers, mit ihren Rosenfingern (l'aurore aux doigts de rose).

Diese Gemälde sind von Karl Chaplain, einem echt französischen Maler, der in seiner Weise die Tradition der Bouchers und Fragonards fortsetzt; aber obwohl er Franzose ist, erkennt man doch in diesen Thürstücken einen Anflug englischer Manier.

Lawrence würde sie nicht verleugnen. Es liegt ein eigentümlicher Zauber in dieser Malerei, die so jugendlich frisch auf uns niederlächelt und uns durch Rosenwangen und blonde Locken entzückt; ein milder Sonnenstrahl, der leuchtet ohne zu brennen, hat die Schöpfungen verklärt. Wir sind vom Realismus weit entfernt; aber diese holden Gestalten leben das schöne Leben der Kunst. Es ist ein keusches Decameron, wo sicherlich reizende Dinge erzählt werden.

Sodann sind vier Spiegel, von Blumengewinden umschlungen, und in jeder Ecke des Saales ein Medaillon, dem Blumen entfallen, zu sehen. Blumen hier, Blumen dort — überall Blumen! Die Thüren und Umhüllungen schmücken Bilder in Camayeux, deren leichte Linien von der Zauberhand Andrans geschlungen scheinen. — —

Die wahre Kunst und die echte Poesie hätten mich vielleicht für einen Augenblick zerstreuen können, aber durch diese Blumenfülle und die Symbole, die sie vorstellen sollten, ging trotz des großen Malertalentes doch ein Zug von fader Schmeichelei und Affektation, der nicht den wohlthuenden Eindruck eines ernsten Kunstwerks hervorzubringen im stande ist. Pompadour, sagte achselzuckend mein Begleiter, Pompadour et sa légèreté reproduite par Boucher et Fragonard à la fois! — Er hatte also denselben Eindruck erhalten wie ich. Im Weggehen waren wir beide traurig gestimmt.

Ach! wenn die Najaden, von welchen Arsène Houssaye

sagt: sie lassen so schöne Wechselgesänge ertönen, — jetzt reden könnten, würden sie die Geschichte de la petite guerre de l'impératrice Eugénie erzählen, die „Geschichte von dem kleinen Kriege," der in ihrer Gegenwart mit vielen unglückseligen Ratgebern besprochen, geplant und entworfen ward! Ströme von Thränen würden sie vergießen über die tausend und aber tausend Witwen und Waisen, die der Krieg schon gemacht hat. Die arme blasse Frau, die ich eben geängstigt und gebrochen vor mir stehen sah, wie schwer muß auf ihrer Seele die Last der Verantwortung ruhen! wie weh müssen ihr jetzt die heitern Blumen thun, wenn sie durch die bunten Säle schreitet! —

Am neunten August wurde das Ministerium Ollivier durch ein Mißtrauensvotum der Kammer gestürzt. Dieselbe Versammlung, welche gegen die Bitten und Beschwörungen Thiers' und seiner Freunde leichtfertig mit Ollivier und Grammont die Kriegserklärung herbeigezogen hatte, dieselbe Versammlung rächte jetzt an den Ministern die Niederlagen von Wörth und Spichern und sie fühlte es, daß sie zum äußern Feind, zu den Schrecken des Krieges noch die innere Zerrüttung gesellte und daß sie dadurch den Untergang der Ordnungspartei beschleunigte.

Paris hatte bis dahin zwar eine fieberhafte patriotische Aufregung, aber noch keine anarchistische Bewegung gezeigt; aber von jetzt an glitt die Opposition von der Kammer schnell auf die Straße.

Das Palais Bourbon, wo dieselbe ihre Sitzungen hielt, war jeden Tag von einer ungeheuren Volksmasse umschwärmt, unter welcher zuerst Neugierige und Badauds ihre Gassenpolitik treiben wollten. Als jedoch von Tag zu Tag neue, grausame Niederlagen verkündet wurden und die Opposition ihre Angriffe gegen den Kaiser und die Regentschaft nunmehr mit offener

Wut losließ, entfesselte sich auch in allen Stadtvierteln das anarchistische Element, das in kurzer Frist den Thron umstürzen und die Republik proklamieren sollte.

Vom 10. August bis zum 4. September bot Paris das Schauspiel einer ihrer vollkommenen Auflösung entgegeneilenden Gesellschaft dar. Tag und Nacht zogen die heulenden und singenden Scharen der Proletarier angetrunken und zügellos durch die Straßen. Wenn dieses Heer der Zerstörung auf den Boulevards den zum Schauplatz des Krieges eilenden Regimentern begegnete, brüllte es sein gewöhnliches Lied „mourir pour la patrie.“

Eines Abends war ich Zeuge der folgenden, recht charakteristischen Scene.

Eine Marine-Infanterie-Regiment zog schweigsam in martialischer Haltung über die Boulevards, dem Bahnhof von Straßburg zu. Auf dem Boulevard des Italiens hemmte eine gedrängte Masse Proletarier zeitraubend den schnellen Marsch der Truppe. Der Kommandant, ohne seine geschlossene Kolonne zu schmälern, kommandierte einfach „apprêtez armes!“ — und das unheimliche Knacken von tausend Chassepotschlössern trieb die ganze Meute, von panischer Furcht ergriffen, in die wildeste Flucht. Die Soldaten lachten und riefen: Venez donc mourir avec nous, canailles, au lieu de chanter ici! —

Während auf den Straßen der Tumult und die Unordnung ungestört ihr rohes Wesen trieben, waren die Theater wie gewöhnlich angefüllt; in den Kaffeehäusern und auf den Trottoirs wimmelte und wogte dieselbe Menschenmenge und die berühmten Biches und Cocottes warfen wie gewöhnlich ihre Netze aus.

Die Regierung war machtlos geworden. Die Kaiserin gab

Befehle und widerrief dieselben eine Stunde nachher. Dem ehrlichen, aber durchaus unpraktischen, Gouverneur General Trochu mißtrauend, stützte sie sich einzig auf den Kriegsminister Herzog v. Palikao, welcher, statt den Gouverneur von Paris zu unterstützen, alle seine Maßregeln durchkreuzte und so den Widerstand gegen die Anarchie entwaffnete. Die Kaiserin, verwirrt und ratlos, erklärte in jedem Ministerrate: sie wolle keine Anwendung der Gewalt während ihrer Regentschaft dulden, und doch machte sie Trochu verantwortlich für die wachsende Aufregung der Hauptstadt, die schon die Empörung war.

In der Kammer begehrte die Opposition die Entfernung des Kaisers vom Kriegsschauplatz, und Napoleon, um Paris zu beschwichtigen und einen Bruch mit der Volksvertretung zu vermeiden, zog mit 12 000 Mann seiner Garde nach Verdun ab. In der Versammlung hieß es dann: Et cet inutile Empereur emmène avec lui 12 000 combattants! —

Kann man sich einen solchen Undank, eine solche Geistesverwirrung vorstellen?*) Den Kaiser, den sie dreimal mit acht Millionen Stimmen auf den Thron gehoben hatten, den ließen sie jetzt schmachvoll fallen und gaben ihm, was sie „le coup de pied de l'âne“ (den Eselstritt) nennen. Und wenn dieser inutile Empereur einen einzigen Sieg errungen hätte, wie würden ihn dieselben Stimmen, die ihn jetzt so unbarmherzig schmähten, bis zum höchsten Himmel emporgehoben haben! Nach den erschüt-

*) Derselbe Undank traf später auch den besten Mann, den sie noch hatten, den patriotischen Thiers. Nachdem er die Kommune besiegt und das Territorium Frankreichs durch Zahlung der Kriegsentschädigung zur Bewunderung der ganzen Welt befreit hatte, hießen sie ihn „le sinistre vieillard“, weil sein gesunder Verstand ihnen gesagt hatte: ihr könnt jetzt weder Königtum noch Kaisertum errichten, behaltet einstweilen die republikanische Regierungsform, bis ihr unter euch einig seid.

ternden Nachrichten der erschöpfenden, unnötigen Kämpfe von Mars la Tour, Gravelotte, Saint Privat erfuhr das fieberhaft erregte Paris endlich noch, den vierten September, die grausame Niederlage von Sedan und die Gefangenschaft des Kaisers.

Das war zu viel auf Einen Schlag, um nicht den Ausbruch der Tobsucht in dem bis zum Paroxysmus erhitzten Gehirne des sogenannten „Hauptes von Frankreich“ hervorzubringen.

Ich gebrauche die anscheinend scharfen Worte als einzige mögliche Erklärung (ich kann leider nicht sagen Entschuldigung) des entsetzlichen Verbrechens, dessen Paris sich am vierten September gegen sich selbst und gegen ganz Frankreich schuldig gemacht hat.

Im Augenblick, wo viermalhunderttausend Krieger, die ihre Pflicht vor dem Feinde gethan hatten, in die Gefangenschaft geführt wurden, wo Frankreich, das man zu lieben vorgab, blutend darniederlag, bricht das Volk in Freude und Jubel aus, erstürmt mit Gewalt den Sitzungssaal der Abgeordneten, und seine Schmeichler, die zugleich seine Despoten sind, proklamieren die Thronentsetzung der kaiserlichen Dynastie und die Errichtung einer dritten Republik.

So wurde Napoleon III. nach achtzehnjähriger Regierung an jenem Tag vom tarpejischen Felsen in den Abgrund gestürzt.

Die Geschichte, obgleich sie noch nicht endgültig über Napoleon ihr Urteil sprechen kann, muß doch jetzt schon bekennen: das hatte er wahrlich nicht verdient und das war ein unwürdiger Akt eines bethörten Pöbels, angeführt von einigen ehrgeizigen Herrschsüchtigen.

Von der Natur mit reichen Geistesgaben beschenkt, durch gründliches Studium mit vielen nützlichen Kenntnissen ausgestattet, wohlwollend, ohne Parteihaß und zum Guten geneigt,

besaß der Auserwählte Frankreichs große Eigenschaften, dabei freilich aber auch nicht zu leugnende Fehler.

Für die schwere Aufgabe, Frankreich in solchen Zeiten zu regenerieren und den Thron wieder dauernd zu befestigen, fehlten ihm weder die Einsicht noch der nötige Mut, aber in erster Reihe fehlte ihm hiezu eine würdige, thatenreiche Vergangenheit, und zweitens eine legitime Grundlage. Wäre Louis Napoleon wie Karl der Große von siegreichen Heeren auf den Schild erhoben worden, so hätte er wohl weise und milde regieren können; aber die acht Millionen Stimmen seiner Wahlmänner waren nicht von beharrlichen, ehernen Kriegern, von feudalen Leuten abgegeben, sondern von Männern, die vor ihm schon für alles Mögliche und Unmögliche gestimmt hatten und die nach ihm, gegen ihr eigenes und des Landes Interesse, blindlings ihr Wahlvotum in die Urne werfen würden.

Die guten Eigenschaften und Anlagen des Prinzen Louis Napoleon: Güte, Wohlwollen, Gerechtigkeitsliebe, Dankbarkeit und Wohlthätigkeitssinn*), waren durch Fehler und Schattenseiten verdunkelt, die seinem Prestigium, wie seiner Macht Eintrag thaten.

In moralischer Beziehung war er schwach gegen weiblichen Einfluß; selbst höchst ausschweifend, konnte er nicht auf strenge Sitten und Ehrbarkeit in seinem Hofstaate Anspruch

*) Ein ernster deutscher Schriftsteller sagt in dieser Beziehung über Napoleon: die Sorge für das Elend und die Krankheiten des Volkes gehören zu den rühmenswerten Eigenschaften Napoleons. Ja, die persönliche Unerschrockenheit, mit der sich Kaiser und Kaiserin bei Überschwemmungen und Seuchen an die Stätten der Gefahr und Not gewagt haben, war keiner der früheren Regierungen eigen, weder der Monarchie des ancien régime noch dem Julikönigtum. — Kaiserin Eugenie hat zwei Spitäler gegründet, das eine für kranke Kinder, das andere für alte und kranke Arbeiterinnen.

machen. Als früherer Carbonaro und späterer Verschwörer hatte er lange Jahre hindurch der Welt das Beispiel der Aufwieglung gegen bestehende Gesetze, Verfassungen und Dynastien gegeben. Als Staatsmann mangelte ihm der weitschauende Blick in die Zukunft. Ideologe und bis zu einem gewissen Grade Utopist und Fatalist, ließ er sich mehr durch die Zeitumstände hinreißen, als daß er geneigt oder befähigt gewesen wäre, dieselben zu lenken und zum allgemeinen Besten auszunützen.

In einem Lande jedoch, wo schon lange vor ihm die Kühnsten ausgerufen hatten: A présent gouverne qui pourra! hat er immerhin während achtzehn Jahren, wenn nicht Großes, doch viel Nützliches geschaffen.

Seiner direkten Initiative hatten französischer Handel und Industrie, Ackerbau und Gewerbe einen unleugbaren Aufschwung zu verdanken. Im Lande herrschten Ruhe und gesetzliche Ordnung.

Daß er mehrere Male und zur Unzeit Kriege unternommen, die Frankreichs Machtstellung untergruben und seine heutige Isolierung vorbereiteten, das hatte sein staatsmännischer Leichtsinn verschuldet; dadurch hat er den Beweis geliefert, daß er weder ein Richelieu noch ein Bismarck sein konnte.

Der verführerischen Lockung, dem Volke durch Siegeslorbeeren zu schmeicheln, konnte seine Eitelkeit nicht widerstehen. Auch täuschte er sich gewaltig über seine Fähigkeit, ein großes Heer führen zu können. Ungeachtet gründlicher, theoretischer militärischer Ausbildung*) und seiner unbestrittenen Bravour fehlte ihm doch, um ein Feldherr zu sein, die notwendige praktische Kriegsübung: Er war nicht im Lager geboren und erzogen, er hatte keine Ahnung von dem, was dazu gehört,

*) In gewissen Fächern, wie Artillerie und Geniewesen sind seine Schriften nicht ohne Wert.

ein siegreiches Heer heranzubilden und in fester Zuversicht und Beharrlichkeit zu einem unüberwindlichen zu machen; er war weder Türenne noch Prinz Eugen.

Napoleon III. hatte ein ausgeprägtes organisatorisches Talent und gefiel sich besonders im Entwerfen kühner Verbesserungsprojekte.

In friedlichen, geordneten Umständen, auf den Stufen des legitimen Thrones geboren und zur Regierung erzogen, hätte er einen guten, tüchtigen, konstitutionellen König abgegeben: Er war nicht Despot aus Neigung. Das hat er bewiesen, indem er freiwillig und nur zu frühzeitig die Gewalt aus den Händen gab; er hat es ferner noch deutlicher bewiesen, indem er während seiner Regierung keinen Parteihaß, keinen Verfolgungsgeist an den Tag legte.

Man hat ihm mit Recht vorgeworfen, kein guter Wirt im Staate gewesen zu sein und mit dem Gelde Frankreichs viel zu viel auf Einmal unternommen zu haben.

Das mag richtig sein in Beziehung auf die unvernünftigen Verschönerungen von Paris und in den Provinzstädten, bei welchen er die Zukunft zu großartig escomptiert und in der Hauptstadt ein Heer von dreimalhunderttausend Proletariern angesammelt hat, die jetzt nichts mehr zu thun finden als Regierungen zu stürzen.

Endlich hat man ihn als den großen politischen Corrupteur der Franzosen geschildert.

Was das anbelangt, glaube ich, thut man ihm unrecht. Unter Louis Philipp war die politische Corruption sehr leicht zu vollführen und allgemein verbreitet. Man kauft leicht zweimalhunderttausend Gewissen, aber um acht Millionen zu bestechen, dazu würden alle Schätze Golkondens nicht ausreichen!

Wenn ich einem edlen, nüchternen Franzosen, dem Grafen von Tocqueville, glauben darf, so war der soziale und politische Boden Frankreichs schon in den vierziger Jahren kein jungfräulicher mehr. Tocqueville schrieb damals die betrübenden Worte:

Siebzig Revolutionsjahre haben unsere freudige Zuversicht, unser Selbstvertrauen, unsern Gemeinsinn, ja sogar unsere Leidenschaften ertötet, mit Ausnahme jedoch der gemeinsten und selbstsüchtigsten Eitelkeiten und Begierden. —

Es wäre kühn und vorlaut, schon jetzt als Schiedsrichter für oder gegen Napoleon III. in der Geschichte auftreten zu wollen; es hat das noch kein ernster Forscher gewagt: die Zeit der unparteiischen Geschichte ist noch nicht erschienen. Es sei mir nur erlaubt, hier zum Schlusse zwei Fragen aufzustellen; einmal:

Was wäre heute Deutschland und das preußische Königtum, wenn nach dem Frieden von Tilsit eine provisorische Regierung in Berlin proklamiert und der Thron verbrannt worden wäre? und sodann:

Wie stünde es jetzt um Napoleons Dynastie, wenn er siegreich und glücklich aus dem letzten Kriege hervorgegangen wäre? Und so sei diese kurze Skizze geschlossen mit den letzten Worten der unglücklichen Kaiserin Eugenie: Hier in den Tuilerien ist es nicht erlaubt, unglücklich zu sein! — —

Wie oben gesagt worden ist, hatte sich Paris am vierten September schamlos einer wahren Kannibalenfreude hingegeben. Den ganzen Tag über wurde gesungen, gejubelt, bankettiert und getanzt; in der Nacht wurden die Straßen illuminiert.

Wer nüchtern diesem entehrenden Schauspiel angewohnt hatte, mußte sich sagen: Wird jetzt nicht der Allmächtige dieses verruchte Sodom von der Erde vertilgen?

Ich meinerseits verzweifelte von dem Tag an an der Zukunft einer Nation, von welcher die Vernunft, das Ehrgefühl und der wahre Patriotismus gewichen waren.

Wie vernichtet und im Innern tief erbittert nahm ich Abschied von meinem lieben Chef, der mich dringend gebeten hatte, meine Abreise in die Heimat nicht länger zu verschieben, „da ich," sagte er, „in acht Tagen wohl nicht mehr freien Weg über die Schweiz finden würde."

Mit einem Paß, den ich der Freundlichkeit des Schweizer Gesandten in Paris, Herrn Keller, verdankte, kam ich ohne Anstand nach Bern; dort endlich erhielt ich durch den ersten Gesandtschaftssekretär, Baron Reinach, sichere Kunde von den Meinigen.

Gott sei Dank, sie lebten! Nur von meinem Ulanen war keine Nachricht zu erhalten. Reinach tröstete mich mit der Bemerkung, wenn er gefallen oder verwundet wäre, so hätten es die Verlustlisten gemeldet.

Als ich von Karlsruhe aus über Maxau nach Weißenburg fuhr, bemerkte ich in allen Dörfern eine große Aufregung; die Leute drängten sich an meinen Wagen und frugen mich allenthalben, ob ich nicht wisse, daß die Franzosen eine Schlacht gewonnen hätten und siegreich zurückkämen. Der panische Schrecken malte sich auf allen Gesichtern; niemand konnte jedoch die Leute besser beruhigen, als ein französischer Flüchtling.

Weißenburg fand ich durch deutsche Landwehrmänner besetzt und eilte vorüber ohne mich aufzuhalten.

Auf dem Wege über Sulz nach Wörth erkannte man überall noch die Spuren des Krieges: zertretene Ernten, verwüstete Felder, unfahrbare Straßen und hie und da herumliegendes Kriegsmaterial.

Beim Ausgang von Wörth aber, wo die Straße nach Fröschweiler emporsteigt, da sah es noch schauerlicher aus. An meiner Linken die Massengräber der bei der Erstürmung der Anhöhe gefallenen Krieger, rechts, hoch aufgeschichtet wie ein eherner Turm, die Küraße der unglücklichen Helden, welchen die Franzosen heute noch irrtümlich den Namen „Cuirassiers de Reichshof“ beilegen.

Doch schnell hinauf, Kutscher, schnell, daß wir endlich das Dorf erreichen! — Jetzt seh' ich eingeäscherte Scheunen, jetzt die abgebrannte Kirche und hinter ihr unter verstümmelten Bäumen den rötlichen Giebel des Schlosses. Vor dem Perron hält der Wagen, schon stehe ich auf der Treppe, zwei wackere Knaben stürzen mir entgegen und die ungebeugte, freundliche Herrin liegt in meinen Armen.

Welch ein Wiedersehen!

Lang halten wir uns fest umschlungen, ohne Worte zu finden, die unseren stürmischen Gefühlen hätten Ausdruck geben können. Endlich staunen wir uns gegenseitig an und ich rufe aus: Ein furchtbarer Traum liegt hinter uns! Ihr Lieben, Teuern, seid ihr's wirklich, ihr, um die ich so lange besorgt war? Aber ich zähle nur zwei Söhne, wo ist Wolf, wo Edgard, euer ältester Bruder? —

Wolf ist in Straßburg als Mobilgardeoffizier blockiert und von Edgard trotz allen Erkundigungen keine Nachricht eingelaufen, antwortete die bekümmerte Mutter.

Beklommenen Herzens, doch mit gemischten Gefühlen der Freude und der Hoffnung traten wir ein.

Öde und wüst sah es aus in den sonst so heitern Räumen. Die Wände der vorderen Fassade halb zertrümmert, überall noch Schutt und Staub. Auf den Fußböden der Haus-

flur, der Säle und der Treppen unvertilgbare Blutspuren, die Fensterscheiben ihrer Vorhänge bar und beschädigt, die Familienbilder wie die Wände der Zimmer teilweise von Kugeln und Granatsplittern durchlöchert und im ganzen Hause noch ein schrecklicher Krankengeruch. So fand ich mein Schlößlein wieder.

Doch was waren all die äußeren Schäden im Vergleich mit dem beseligenden Gefühle des Wiedergewinnens meiner Teuren, die ich verloren geglaubt! Nun ging es an ein Fragen und Erzählen bis tief in die Nacht hinein.

Durch die Knaben erfuhr ich, wie sie mit ihrer Mutter, dem Pfarrpaare und dem sämtlichen Hauspersonal den 6. August im Keller zugebracht, während der Kanonendonner über ihren Häuptern nicht nachließ und die Kellergewölbe und die Grundfesten des Schlosses erschütterte. Als es endlich gegen drei Uhr nachmittags plötzlich ruhig geworden war und nur noch einzelne Gewehrsalven gehört wurden, stieg die beherzte Mutter zuerst die Kellertreppe empor. Da setzte beim Öffnen der Thüre ein preußischer Feldwebel (Namens Kattun) ihr den Revolver auf die Brust und schrie sie mit furchtbar erregter Stimme an: Hier sind Soldaten versteckt, hervor damit!*)

Die Mutter, sagte Erasmus, hatte aber nicht Angst vor dem Soldaten, sie lenkte mit der linken Hand die Pistole ab und bedeutete den vom Kampf noch Berauschten fest und standhaft zur Ruhe, indem sie sagte: Helfen Sie mir lieber jetzt Ordnung schaffen und die Verwundeten unterbringen, statt einer

*) Es ist ein Irrtum, wenn Pfarrer Klein in seinem Buche (Fröschweiler Chronik) erzählt, wie er zuerst die Thüre geöffnet. Die Gräfin, wohl bedenkend, daß die Erscheinung eines Mannes auf der Hausflur mehr Gefahr in sich schließen würde, als wenn eine Dame zuerst heraustrete, gestattete nicht, daß der Pfarrer die Kellerthüre öffne, wie er es gewollt hatte, sondern sie trat beherzt und vor allen andern auf den Hausflur.

Dame und wehrlosen Kindern zu drohen! — Der Feldwebel, zur Besinnung gekommen, schlug die Augen nieder und, indem er sich verbeugen wollte, sah er mit Schrecken, daß er ohne Beinkleider da stand; sie waren ihm im Kampfe vom Leibe gerissen worden.

Bei all dem Elend, fügte der Junge hinzu, mußten wir doch lachen, als der eben noch so wütende Krieger, jetzt mit weicher Stimme sich entschuldigend, um ein paar stramme Hosen bat.

Nun nahm Albert das Wort und sagte: ja, denke dir, Vater, während Erasmus den Feldwebel kleidete, sprang ich zurück in den Keller und verkleidete dort zwei unglückliche französische Soldaten, die sich zu uns geflüchtet hatten; mit umgewandten Jacken und mit großen Schürzen versehen, ließ ich sie als Krankenwärter dem Keller entschlüpfen.

Noch will ich selbst flüchtig wiedergeben, was mir verschiedene Zeugen von der Schlacht bei Fröschweiler berichteten; im übrigen verweise ich auf das weitverbreitete Buch von Pfarrer Klein „Die Fröschweiler Kriegschronik“ (1871 bei Beck in Nördlingen erschienen).

Trotz der Hilfe des Feldwebels und seiner kleinen Mannschaft wurde das Schloß in kurzer Zeit von einer Flut von stürmenden Soldaten angefüllt, die Keller schnell geleert, die Vorräte aufgezehrt und aus den Stallungen alles Vieh herausgetrieben und im Park oder auf den Wiesen geschlachtet. Die Schafherde war während der Schlacht auf den Feldern auseinander gesprengt und alle Tiere niedergestochen worden.

Auf der Nordseite des Dorfes brannten die meisten Scheunen, aus den Kellern krochen die Leute bebend hervor,

um ihre Wohnungen mit Soldaten angefüllt und in der größten Unordnung zu finden.

In den Höfen sahen sie ihre Kühe und Ochsen wegtreiben; händeringend baten die Weiber nur eine Kuh behalten zu dürfen, allein der Hunger hatte keine Ohren; alles wurde geschlachtet.

Als endlich die Nacht hereinbrach und in jedem Hause Verwundete lagen, zogen die Truppen vorüber und hielten keine Rast in dieser öden Stätte des Elends, wo nichts mehr zu finden war.

Plötzlich stand die Kirche, in welcher schon viele Verwundete untergebracht worden, in hellen Flammen, und jetzt galt es, die unglücklichen verstümmelten Krieger schleunigst dem Feuertode zu entreißen; während noch beim Eingang des Dorfes die letzten Schüsse fielen, liefen meine Söhne mit einigen Dienern und einem alten würdigen französischen Stabsarzt das Rettungswerk zu vollführen.

Es gelang mit ungeheurer Anstrengung und Lebensgefahr, dem wachsenden Brande in der Kirche seine Opfer zu entreißen. Der Stabsarzt fiel von einer Kugel getroffen neben meinem Sohn Albert tot zu Boden.

Im Zeitraum einer Stunde hatte man ins Schloß und seine Wirtschaftsgebäude neunhundert Verwundete getragen. In den Sälen, Hausfluren und bis auf der Treppe lagen mit zerschossenen Gliedern und zerfleischten Leibern die Verstümmelten, auf Stroh gebettet, hart aneinander; unter ihnen auch mancher, der noch hoffen konnte, von seinen Wunden zu genesen.

Das Wehklagen und Jammern der armen Opfer des Krieges soll in dieser Nacht vom sechsten zum siebenten August

entsetzlich gewesen sein: vom Gefilde her stöhnte beständig ein dumpfer Riesenseufzer ins Dorf herein, während in den Häusern das laute heftige Flehen um Wasser und Nahrung, mit dem Röcheln der Sterbenden verbunden, die mutigsten Seelen erschütterte.

Mitten in dieser Not fehlte alles; die Brunnen waren erschöpft, die Lebensmittel aufgezehrt. Da ließ meine Frau Wasser in Fässern herbeischaffen, die verwundeten Pferde schlachten und mit deren Fleisch Kraftbrühen für die erschöpften Verwundeten bereiten.

Die ganze Nacht hindurch wurde sie zu Sterbenden beider Nationen gerufen, die ihr ein Wort des Abschiedes oder ein Angebinde für ihre Hinterlassenen anvertrauen wollten. Es war gräßlich, sagte sie, über die verstümmelten Körper schreiten zu müssen mit der Besorgnis, einem oder dem andern schmerzhaft an seine Wunden zu stoßen.

Von dieser Nacht an war das Schloß ein Lazaret, in welchem sich alle gesunden Insassen opferwillig und eifrig der Krankenpflege hingaben. Jeder meiner Söhne hatte seinen eigenen Saal, den er, unter der Leitung eines Arztes die Wunden reinigend und die Verbände anlegend, besorgte.

Nach und nach wurden die transportfähigen Verwundeten in andere Lazarete und die halbgeheilten in ihre Heimat befördert.

Furchtbare, entsetzenerregende Fälle der Verstümmelung waren da vorgekommen.

Ein riesenstarker französischer Hauptmann, mitten durch die Brust geschossen, lebte vierzehn Tage im heftigsten Fieber und schrie und kommandierte Tag und Nacht mit Donnerstimme, als stünde er im Gefecht. Nur das Erscheinen der milden,

ruhigen Hausfrau vermochte es, den mit dem Tode Ringenden momentan zu besänftigen.

Ein deutscher Dragoner hatte den halben Schädel eingebüßt; mit gespaltener Hirnschale kroch er beständig besinnungslos hin und her und stieß jeden Augenblick unsanft an einen wunden Leidensbruder, dem er die furchtbarsten Wehklagen entlockte.

Von solchen schauerlichen Bildern umgeben, in banger Sorge um ihre Pfleglinge, brachten die Meinigen die ersten Tage nach der Schlacht zu. Ihre gute Natur und die moralische Kraft, vereint mit dem Eifer der Pflichterfüllung, hatten sie vor Erkrankung und Erschöpfung glücklich bewahrt. Mit Stolz und Beruhigung konnte ich die Meinigen betrachten, wenn ich auf alles zurückblickte, was sie standhaft gelitten, opferwillig und freudig geleistet hatten.

Gottlob! jeder von uns hatte seine Pflicht treulich erfüllt, jeder dem Adoptivvaterlande seine heilige Schuld bis zum letzten Augenblick bezahlt, — mein ältester Sohn Edgard mit seinem jungen hoffnungsvollen Leben.

In dem Treffen bei Beaumont, am 30. August, leicht verwundet, aber krank und erschöpft, wurde er in das Spital von Mezières gebracht, wo er einige Tage nachher dem Typhus erlag. Wir erfuhren jedoch diesen schmerzlichen Verlust erst im November durch einen Brief der barmherzigen Schwester, die ihn gepflegt hatte. Er starb gefaßt und ergeben in Gottes Willen, aber mit zerrissenem Herzen.

Die französischen, teilweise geheilten Offiziere besuchte ich oftmals in den nahe gelegenen Lazareten; ihre rührende Dankbarkeit für die sorgliche Pflege, die ihnen von den Meinigen zu teil geworden, werde ich niemals vergessen. Auch die deut-

schen Soldaten und Offiziere konnten ihren Dank nicht warm genug ausdrücken. Mit tiefer Wehmut und Rührung betrachtete ich oft die Verwundeten beider Nationen auf dem Schmerzenslager. Da war kein Haß, kein Groll mehr zu sehen; neben dem Brandenburger lag der Provençale, neben dem Pommern der braune Turko. Versöhnt durch die gemeinsamen Leiden, verkehrten sie wie Brüder miteinander.

Bei solchem Anblick ergreift die Seele ein tiefer Abscheu vor jedem Kriege. O, wie kann man noch Kanonen gießen und Schwerter schmieden? Wie das grausame Wort erfinden: „saigner à blanc“?

Doch wir hatten noch keinen Frieden. Straßburg war belagert, Metz hatte sich noch nicht ergeben, im Norden wie im Osten Frankreichs wütete der Krieg fort; Paris sollte noch belagert und beschossen und der Schauplatz grausamer Kämpfe werden, bis endlich die Kapitulation der Hauptstadt dem schauerlichen Kriege ein Ende bereiten würde.

Von dem Balkon des Schlosses herab sahen wir Straßburg in Flammen stehen; wir hörten Tag und Nacht die dumpfen Schläge des groben Geschützes und konnten mit dem Fernrohr die Stadtviertel, ja die Gebäude erkennen, wo das Feuer gerade wütete. Jetzt brennt die nördliche Vorstadt (Steinstraße), jetzt die neue Kirche, neben ihr die Bibliothek. Dort links ist die Kaserne, wo unser Sohn mit seinen Mobilgarden untergebracht ist; das Gebäude steht noch unversehrt, aber die nahe Zitadelle lodert hell auf. Die Präfektur, ganz in der Nähe des Festungswalles, wo Wolf mit seinen Leuten Wache hält, ist schon drei Tage und drei Nächte in roten Flammenschein gehüllt.

Das waren kummervolle, bange Wochen für die Eltern

und Geschwister! Doch auch dies ging vorüber. Den 27. September öffnete Straßburg seine Thore und den folgenden Tag kam unser Sohn Wolf, der allen Gefahren der Belagerung glücklich entgangen war, wohlbehalten wieder ins Vaterhaus zurück.

Unter thätiger Arbeit verschwand uns jetzt die Zeit.

Auf den Feldern und Wiesen gab es viel zu schaffen. Das Entfernen des allenthalben umherliegenden Kriegsmaterials nahm viele Tage in Anspruch; dann mußte man um jeden Preis den steinharten, zerstampften Boden nach und nach wieder aufpflügen; eine desto schwerere Aufgabe für den Landwirt, als nirgends mehr die Zugtiere, Ochsen und Pferde, vorhanden waren und überhaupt Not und Armut schon lange an jede Thüre gepocht hatten.

Für den Unbemittelten kam Hilfe von allen Seiten. In London hatte sich ein Verein gebildet, an dessen Spitze die Verwaltung der Times stand, ein Verein, welcher die Landleute der vom Krieg heimgesuchten Orte mit Sämereien aller Art versorgte. Herr Samuel Kapper, ein wahrer Menschenfreund, kam als Hauptorgan des Londoner Hilfskomite's und entledigte sich seines Auftrages mit unermüdlichem Eifer und christlicher Teilnahme. Der Kongreß deutscher Landwirte sandte eine Gabe von zehntausend Thalern zur Verteilung an die hilflosen kleinen Bauern im Bezirk Weißenburg. Von Privaten aus dem Elsaß flossen milde Tropfen der Wohlthätigkeit. Wir halfen uns auch unter uns in Vereinigung unserer Kräfte: der Reichere, der Geld aufnehmen konnte, schaffte sich Vieh an und spannte dem Armen vor.

So raffte sich der Ackerbau doch schon einigermaßen auf. Der Landmann vertraute aufs neue der mütterlichen Erde den Samen für die Ernten des kommenden Jahres.

Zu den Sorgen des materiellen Lebens gesellten sich aber auch diejenigen für die Zukunft unseres noch von Frankreichs Geschicken nicht gelösten Heimatlandes. Was wird unsern Kindern vorbehalten sein in einem Lande, wo nichts mehr sich befestigen kann und keine Regierung mehr möglich ist? Wir lebten in peinlicher Ungewißheit, und doch war es damals schon für denjenigen, der daran glaubt, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist, nicht schwer vorauszusehen, wie das Schicksal über Elsaß entscheiden werde.

Obgleich ich durch Erziehung, Familienbande, Studien und Überzeugungen politischer und moralischer Natur zu Deutschland hinneigte, war dennoch die Annektierung ein schmerzlicher Schlag, der mich von so vielen Freunden, von so werten Erinnerungen losreißen sollte.

Die beständig aufeinanderfolgenden Niederlagen der französischen Armee, das grausame Fatum, das sich eisern auf das unglückliche Land gelegt hatte, erfüllte unsere Herzen mit bitterer Wehmut. Wenn auch selbstverschuldet, so war doch der Untergang so erschütternd groß, daß kein menschliches Herz kalt und unbewegt davon bleiben konnte. Das Losreißen von Frankreich war mir ein ernstes Ergebnis und kostete mich eine schwere Überwindung.

Als mir die Nachricht vom Tode meines geliebten Sohnes zukam, verdoppelte sich in mir das schmerzliche Gefühl der Trennung. Mir war, als ob der Sohn Mathildens mich mit allgewaltigen Liebesbanden hinüberzöge zu dem Land, wo er ehrenvoll ruhte und an welches mich meine Jugend und meine Mannesthätigkeit so lange gefesselt hielten.

Doch als der Friede geschlossen war, nahm ich ihn nicht als vorübergehenden Waffenstillstand, sondern als einen

heiligen Völkervertrag mit allen seinen Konsequenzen an; ich besann mich der Worte Montesquieu's: Les traités de paix sont si sacrés entre les nations, qu'ils semblent être la voix de la nature qui parle après de longues souffrances. La paix du monde ne serait pas possible s'ils n'étaient pas respectés.*) — Mir war ein helles Licht über die Zukunft meines engeren Vaterlandes plötzlich aufgegangen, die Schuppen meiner Augen waren gelöst.

Ich sah mein Elsaß, frei von fremder Form, frei von fremden Angewöhnungen, ein neues, selbständiges Volk werden. Aus drei kleinen Departements ohne eigenen Willen, ohne eigene Initiative, von der Laune ihrer jeweiligen Präfekten geleitet, sah ich es zu einem homogenen Staatskörper, mit eigener Volksvertretung, eigener Verwaltung und Gesetzgebung emporgehoben.

Die Überzeugung, nicht das Gefühl allein, hatte mich ermächtigt, meinem Lande kühn zuzurufen: Mein Elsaß, du wirst wachsen und groß werden unter deutschem Schutze, du wirst wieder in deiner deutschen Natur die originelle Urwüchsigkeit finden, welche dir fremde Verhältnisse, lange Angewöhnungen nach und nach oberflächlich mit unechter Farbe übertüncht hatten. Du mußt unter deutschem Schutz gedeihen, weil dein innerer Kern urdeutsch geblieben ist.

Den geneigten Leser, welchem gegenüber ich mich weder einer zaghaften Zurückhaltung noch eines zu dreisten Urteils schuldig machen möchte, bitte ich jetzt einen Augenblick meine Vergangenheit, wie ich dieselbe beschrieben habe, zu betrachten, und wenn er das gethan hat, so bin ich überzeugt, er wird mir sagen:

---

*) Montesquieu, Esprit des lois.

Du hast recht gehandelt, Dürckheim, daß du dich gleich von vornherein klar ausgesprochen und deinem Lande nicht vorenthalten hast, was dir eine innere Eingebung über sein künftiges Schicksal enthüllt hatte.

Heil dir, daß dein deutsches Blut in dir rege geworden, daß dein Auge die alte Wiege wieder erkannt hat!

Besser als jeder andere kannst du jetzt deinem Volke den Weg zur Versöhnung anbahnen, ihm die Schmerzen der Annektierung erleichtern und abkürzen. —

In diesem Sinne und in dieser festen Überzeugung ging ich unbeirrt und trotz aller Schmähungen, die von allen Seiten auf mich niederflogen, meinen geraden deutschen Weg fort.

Es war sicherlich keine leichte, angenehme Aufgabe, die ich mir pflichtmäßig auferlegt hatte; es war ein dornenvoller Beruf, als Apostel der deutschen Sache mitten unter grollenden, erbitterten Elementen vereinzelt aufzutreten.

Es wird nicht nötig sein, hier die Versicherung beizufügen, daß keine Gelegenheit von mir übergangen wurde, um unverzagt in Wort und Schrift öffentlich meine Überzeugungen kund zu thun. Meine Stimme verhallte oft in der Wüste, meine Gesinnungen wurden meistens verkannt und angeschwärzt, allein es blieb doch immer etwas davon zurück, und wenn jeder deutschgesinnte Elsäßer entschlossen denselben Weg betreten hätte, so wäre die Assimilierung der Bevölkerung mit deutschem Geiste und Wesen etwas weiter vorangeschritten.

Doch ich will nicht leichtfertig über die ersten Zeiten unserer Wiedervereinigung mit Deutschland hingleiten, sondern den Versuch machen, einen tiefern Blick auf die Jahre zu werfen, die uns von Frankreich trennen.

Die erste Sorge, die erschütterten, annektierten Provinzen

zu beruhigen, wurde einer ebenso milden und edlen, als ritterlich festen Hand anvertraut.

General Graf Bismarck-Bohlen, ein Vetter des großen Kanzlers, war gleich nach der Eroberung zum Gouverneur von Elsaß-Lothringen ernannt worden. Wie dieser ehrenfeste, treffliche Mann in jenen erregten Zeiten die Zügel der Regierung weise und wohlthuend in starker Hand hielt, wie es ihm gelang, ohne Popularitätssucht, selbstlos und frei von Vorurteilen und politischen Leidenschaften, das Vertrauen und die Liebe der Bevölkerung zu gewinnen, ist noch im Gedächtnis der dankbaren Elsäßer tief bewahrt. Er wußte Manteuffels natürliches Wohlwollen mit der Würde und Strenge eines deutschen Statthalters zu vereinigen.

Graf Bismarck-Bohlen bekam schnell Fühlung mit dem Volke; für jeden zugänglich, suchte er nicht einzelne Bekehrungen bei den renitenten Elsäßern zu unternehmen, sondern bemühte sich, der Gesamtbevölkerung näher zu treten, ohne sich ihr aufdrängen zu wollen. Er lief niemanden nach, wie man sagt, aber er zog die Massen an durch ein würdiges, wohlwollendes und geduldiges Abwarten. Das war die einzige richtige Art, das Zutrauen des Landes und seine Achtung für die deutsche Sache zu gewinnen. Von dieser Art hätte man nie ablassen sollen; denn der Elsäßer kommt willig entgegen, wenn man ihm nicht schmeichelt und ihm nicht nachläuft.

Der Gouverneur hatte im November 1870 die Lazarete von Wörth, Niederbronn und Reichshofen besucht und bei dieser Gelegenheit auch im Schlosse Fröschweiler eingesprochen; er traf mich jedoch nicht, weil ich im Felde beschäftigt war. Ein schwer verwundeter französischer Hauptmann, Herr Goeck, der noch bei uns war, empfing den Besuch des Generals; als ich

nach Hause kam, sagte mir der Franzose: Ich habe einen Friedensengel gesehen! O, wenn Sie lauter solche Männer von Deutschland erhalten, so wünsche ich Ihnen Glück: nie habe ich eine anziehendere Erscheinung gesehen! — Dieses Lob aus Feindes Mund ermutigte mich, bald nachher des Grafen Besuch zu erwidern, und ich erhielt gleich bei der ersten Begegnung denselben Eindruck, den Kapitän Goeck mir geschildert hatte.

Ich fand einen wahren deutschen Edelmann, vornehm und einfach, milde und ernst, ganz für eine Versöhnungsrolle geschaffen. Die Bekanntschaft mit dem Grafen und mit seiner liebenswürdigen Familie wurde in kurzer Zeit für mich und mein Haus zu einer vertrauensvollen Intimität. Wir sahen uns oft, und jeden Tag wuchs das gegenseitige Zutrauen.

Im März 1872 wollte Graf Bismarck-Bohlen, daß ich mich einer Delegation von Notabeln anschließe, welche nach Berlin reiste, um daselbst dem Reichskanzler die Wünsche und Bedürfnisse der annektierten Provinzen mündlich vorzutragen und von ihm selbst zu erfahren, welches Schicksal das bedrängte Land in verschiedenen Richtungen hin von dem Sieger zu erwarten hatte.

Die Delegation bestand, außer meiner Wenigkeit, aus vier Personen: den Herren Julius Sengenwald, Präsident der Handelskammer von Straßburg, Nessel, Bürgermeister der Stadt Hagenau, R. Reichard, Fabrikdirektor in Erstein, und Herrenschmidt, Großindustrieller aus Straßburg.

Sämtliche Herren hatten den Frieden zwischen Frankreich und Deutschland ohne Hintergedanken als fait accompli anerkannt und sich zu einem würdevollen Entgegenkommen im Interesse ihres näheren Vaterlandes bereit erklärt. Die erste

Audienz, die mir vom Fürsten Bismarck separatim zu Teil wurde, verlief unter dem schnellen Austausch allgemeiner Betrachtungen über die Lage und Stimmung der Bevölkerung der annektierten Lande, doch nicht ohne einige bestimmte Versicherungen von Seiten des Fürsten.

Ich will seine stereotypen Worte hier genau verzeichnen. Er sagte: Da ich die Hauptschuld an der Zurücknahme des Elsaßes unter deutschen Schutz trage, so fühle ich mich verbunden, das Wohlergehen der wiedergewonnenen Reichslande zum Gegenstand einer besonderen, rücksichtsvollen Aufmerksamkeit zu machen. Die Elsäßer betrachtete ich von jeher als die Elite des französischen Volkes, sie waren die besten Soldaten und haben in meinen Augen den Vorzug, von beiden Nationen etwas Gutes zu besitzen. Wenn ich jede Französin mit einem deutschen Kernmanne vermählen könnte, würde ich sicher einen tüchtigen Menschenschlag erhalten. So Viele haben ja im Elsaß ein Körnchen von dem Esprit français, ohne daß sie deswegen ihre deutsche Natur verleugnen können. —

Das sagte der Fürst in jovialem Tone, mit heiter wohlwollendem Lächeln und in der ihm eigentümlichen, anmutigen Weise, wenn er gefallen will.

Stehen die Herren, die Sie begleiten, fuhr der Fürst fort, wie Sie selbst, Graf, auf dem Boden der Friedenspräliminarien? — und als ich dies bejaht hatte, sagte er: das ist alles was wir brauchen, um uns gegenseitig zu verständigen.

Elsaß-Lothringen wird in jeder Hinsicht den andern deutschen Staaten gleichgestellt werden, und ich hoffe, daß es einer thätigen und weisen Verwaltung gelingen wird, in nicht zu ferner Zeit die Schmerzen des Krieges und der Umwandlung vergessen zu machen. —

Als ich die Frage äußerte, welche Form der Fürst der künftigen Regierung der Reichslande zu geben gedenke, sagte er:

Sie werden ein Vaterland bekommen, das dem ganzen Reich und niemand anderem angehören kann. Das Reich überträgt jedoch durch den Bundesrat Seiner Majestät dem Kaiser die landesherrlichen Rechte: Ihr Souverain ist Kaiser Wilhelm, wie er der Herrscher über das ganze Reich ist. —

Man hatte, bemerkte ich schüchtern, von einem deutschen Fürsten gesprochen, der die Regentschaft in Elsaß-Lothringen übernehmen würde.

O! das leide ich nicht, fiel der Fürst rasch ein; die hohen Herrschaften taugen für solche Arbeit nicht, wir bedürfen im Elsaß nur Arbeiter, keine Fürsten und Hofchargen; il n'y aurait du reste chez vous ni agréments ni distractions pour un prince et, vous le savez, les princes aiment à s'amuser. —

Als der Fürst von den Kriegsentschädigungen sprach, drückte er sich folgendermaßen aus: Jeder elsäßische Ziegel auf den beschädigten Dächern und jeder gebrochene Knochen sind dem deutschen Ziegel und dem deutschen Knochen vollkommen gleich. — Ehe er die Unterredung abbrach, reichte er mir ein Briefchen hin, das er soeben vom Kaiser Napoleon erhalten und worin dieser für alle ihm während seiner Gefangenschaft erwiesenen Rücksichten verbindlichst dankte.

Während ich das Blatt mit Teilnahme durchflog, sagte Fürst Bismarck: Man war grenzenlos undankbar gegen den Mann in Frankreich! —

Ich schwieg und dachte: Wann ist Frankreich je dankbar gewesen?

Die Delegation blieb acht Tage in Berlin und hatte wiederholt Besprechungen mit dem Fürsten. In jedem seiner

Worte drückte sich der Wunsch aus, daß sich die neuen Einrichtungen in Elsaß-Lothringen ganz nach den Bedürfnissen des Landes und seinen Gewohnheiten gemäß gestalten möchten.

Was die Verfassung betrifft, welche dem Lande gegeben werden könnte, so sprach sich der Kanzler darüber nicht aus, wahrscheinlich weil er über diesen Punkt mit sich selbst noch zu Rate gehen und manches von den Umständen abhängig machen wollte. Doch betonte er oftmals, daß es sehr wünschenswert sei, die Elsäßer beteiligten sich so viel als möglich an der Verwaltung ihres Heimatlandes.

Als die allgemeine Wehrpflicht zur Sprache kam und wir einstimmig behaupteten, es wäre nicht möglich, dieselbe vor einigen Jahren in den Reichslanden einzuführen, weil zu viele unserer jungen Leute schon in der Mobilgarde gedient hätten und man ihnen nicht zumuten könne, so schnell in eine andere Armee zu treten, sagte Fürst Bismarck:

Ich habe anfangs dasselbe Gefühl gehabt, mußte es jedoch unterdrücken, weil es das gute war, und Sie wissen ja, daß nach dem schlimmen aber wahren Worte Talleyrands dieses erste Gefühl in politischen Sachen immer beseitigt werden soll. Das Gefühl muß der Vernunft weichen und so ging mir's, als Graf Moltke, Graf Roon und S. M. der Kaiser selbst mich eines Besseren überzeugten. Es wurde meiner ersten Ansicht mit Recht entgegengehalten, daß es nicht möglich und den andern Bundesstaaten gegenüber höchst ungerecht wäre, für Elsaß-Lothringen eine Ausnahme zu machen, ferner, daß die beste und die schleunigste Assimilierung der Elsäßer mit Deutschland durch die Kameradschaft in der Armee zu bezwecken sei. —

Wir sahen wohl, daß diese Frage schon entschieden war

und unsere Bitten und Einwendungen keine Wirkung auf den ehernen Kanzler machen würden, und dennoch wehrten wir uns hartnäckig gegen eine Zumutung, welche uns nicht nur grausam, sondern unpolitisch und für unser Land höchst schädlich schien. Im Grunde und besonders von seinem Standpunkt aus hatte der Fürst vollkommen recht, die Erfahrung hat es bewiesen: die Kameradschaft in der Armee trug schon viel dazu bei, manche Vorurteile beseitigen zu helfen, und die Optanten sind wegen der Wehrpflicht allein nicht zahlreicher geworden.

Übrigens waren wir alle in der Delegation bei jener Besprechung äußerst aufgeregt und ich muß heute noch die große Geduld bewundern, mit welcher der Fürst sich bemühte, uns zu überzeugen. Ich persönlich vergaß bei jener Gelegenheit einen Augenblick unsere Lage und bot mit allzuscharfer Rede dem Gewaltigen Trotz. Ich sagte unter andern die bekannten Worte: Ce serait plus qu'un crime, ce serait une faute, — und als ich hinzufügte, wir würden durch diese Maßregel Tausende von jungen Leuten durch die Auswanderung verlieren, antwortete der Fürst lächelnd: O! für einen, der auswandert, kommen gleich zwanzig, die einwandern. —

Ja Durchlaucht, entgegnete ich, — aber unsere Optanten nehmen Kapital mit und Ihre Einwanderer bringen vielleicht nur Schulden. —

Wir baten und stritten einige Stunden lang ohne Erfolg für unsere Sache und endlich sagte ich mit Entschiedenheit: Wir können unseren erwachsenen Söhnen keine Gewalt anthun. Es ist in vielen Familien eine eigentümliche Erscheinung bemerkt worden: es sind deutsche und französische Gemüter unter den Kindern derselben Mutter, desselben Vaters. Wir müssen

daher unsern Söhnen ihre volle Freiheit lassen und ich sehe voraus, daß die meinigen, die schon gedient haben, nach Österreich gehen werden. —

Fürst Bismarck hob die Sitzung auf, und da wir denselben Abend bei ihm dinieren sollten, sagte er freundlich: heute Abend sprechen wir noch davon.

Bei Tische saß ich neben der freundlichen Tochter des Hauses (jetzt Frau von Rantzau), welche in Abwesenheit ihrer Frau Mutter die Honneurs der Tafel machte. Der Fürst sprach mich mehrere male an und fragte, ob meine Nachbarin gut für mich sorge.

Nach der Tafel nahm er mich vertraulich unter den Arm und sagte: Lieber Graf, vor Jahr und Tag soll von der Wehrpflicht nicht die Rede sein. —

Ei Durchlaucht, entgegnete ich, da sind wir ja noch weit von unserer Rechnung, wir haben fünf Jahre Aufschub begehrt. —

Das ist unmöglich, sagte der Fürst, und sprach dann von seinem Plan, ein elsäßisches Ministerium zu gründen, zu dessen Bildung hauptsächlich einheimische Persönlichkeiten herangezogen werden sollten.

Am folgenden Tag war das Geburtsfest des Kaisers. Wir fanden in unserem Hotel Einladungen zur Hoftafel. Dieses erste Fest nach der Thronbesteigung wurde äußerst brillant gefeiert.

Vormittags war feierlicher Gottesdienst in der Hofkirche des alten Schlosses. Wir wurden mit vieler Artigkeit vom Polizeidirektor von Wurmb in den weißen Saal geführt, von wo aus wir die höchsten und hohen Herrschaften über die große Treppe zur Kapelle schreiten sahen.

Eine halbe Stunde vor der Tafel wurden wir dem Kaiser und der Kaiserin durch den Oberceremonienmeister Grafen Pückler vorgestellt. Kaiser Wilhelm, tief gerührt, sagte uns einige sehr herzliche Worte über das Schicksal unseres engeren Vaterlandes, welches jetzt nach so langer Trennung zur großen deutschen Familie zurückkomme und unter dem sorglichen Schutze seiner Regierung sich bald wohl und heimisch fühlen würde.

Die Kaiserin hielt uns eine ähnliche Ansprache in französischen, ausgesuchten Worten. An der Tafel, wo achthundert Gäste des Kaisers in verschiedenen Salons und Galerien Platz fanden, wurde uns die große Auszeichnung zu Teil, an der Tafel des Herrschers, unter Fürstlichkeiten, Ministern und Gesandten aufgenommen zu werden.

Nach dem Diner ward unsere Delegation der Gegenstand der Neugierde der hohen Herrschaften. Ich meinerseits befand mich im Weggehen einen Augenblick umringt von Prinzen und Prinzessinnen, die mir noch unbekannt waren, und wäre in eine peinliche Verlegenheit geraten, wenn mir nicht Prinz Albrecht von Preußen und der wohlwollende Großherzog von Oldenburg zu Hilfe gekommen wären. — —

Nach einigen Diners*) und Abendvereinigungen mit Reichs-

---

*) Bei einem dieser Diners, bei Staatsminister von Patow, dessen Gemahlin, geborne Freiin von Güntherode, in einem Mädcheninstitute in Straßburg erzogen, sich meiner als Jugendgespielen freundlich erinnert hatte, saß ich neben dem Grafen Moltke.

Im Laufe des Gesprächs erwähnte der Feldmarschall die unglückselige Eitelkeit Gambettas, die Frankreich noch eine letzte schmachvolle Niederlage gekostet habe, zum vollen Verderben des Landes und ohne Ehrenrettung. Als von Belfort die Rede war, sagte er: auf diese Festung haben wir verzichtet, weil der Sieger im Siege Mäßigkeit an den Tag legen muß; übrigens können wir Belfort entbehren, das kostet uns nur im Falle eines Krieges einige tausend Soldaten mehr. Um in Frankreich einzudringen,

tagsmitgliedern, Ministern und hohen Beamten konnten wir unsere Rückreise insoweit befriedigt antreten, als wir die Überzeugung erhalten hatten, daß unser Land mit großem Wohlwollen und nicht wie eroberte Provinzen behandelt werden würde.

Als wir in Straßburg mit so günstigen Nachrichten ankamen, wurden wir von den Einen freudig begrüßt, aber von den sogenannten Unversöhnlichen heftig angefeindet. Für Straßburg insbesondere war unsere Aufgabe glücklich gelöst worden, denn wir erschienen mit einigen Millionen Kriegsentschädigung — und dennoch schalt man uns „Prussiens."

Die Stimmung der großen Mehrzahl der Bevölkerung wäre in jenen Tagen eine günstige gewesen, wenn ein energischer Wille, mit staatsmännischer Klugheit vereint, die öffentliche Meinung beherrscht und angezogen hätte. Allein damals sah man in Berlin den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr. Die große Schwierigkeit, in aller Eile eine geregelte Verwaltung für Elsaß-Lothringen herzustellen, ließ die politische Seite gänzlich in Vergessenheit geraten. Die Bureaukratie in Berlin, unter dem Titel Reichskanzleramt für Elsaß-Lothringen, bemächtigte sich von nun an der Leitung der Geschäfte und mit ihr zugleich der ganzen Regierung.

Das war die unglückliche Ära des Experimentierens und des Hinundhertastens nach Regierungsmitteln, die man allein in der Herstellung einer Beamtenarmee zu finden hoffte.

---

haben wir ja verschiedene andere Wege, und im Fall der Abwehr stellen wir so viel Truppen hin, daß Elsaß geschützt sein wird. —

Ich erlaubte mir die etwas unbescheidene Frage: wie groß ungefähr die deutsche Armee beim nächsten Krieg sein würde. Graf Moltke erwiderte: Das wissen nur drei Personen im Reich; doch kann ich sagen, daß die Welt staunen wird über die Macht, die wir effektiv auf die Beine stellen werden.

Graf Bismarck-Bohlen war durch dieses System von seinem hohen Posten abgelöst worden und seine Stelle blieb leer.

Einen tüchtigen Geschäftsmann und pflichttreuen Beamten fand man in dem Regierungspräsidenten von Kühlwetter, welcher sich mit unermüdlichem Fleiß der Organisation des Beamtenheeres hingab. Das wäre ganz gut gewesen, wenn neben oder über Kühlwetter ein weitschauender und echt deutscher Staatsmann regiert hätte.

Statt dessen wollte man alles von Berlin aus leiten; doch nur zu bald zeigte es sich, daß man von so weiter Ferne unter den gegebenen Umständen weder regieren noch verwalten konnte.

Wie zur Zeit des Prinzen Eugen in Österreich der Hofkriegsrat in Wien die Schlachtenpläne vorschreiben wollte, so hatte man in Berlin die Prätension, alle Angelegenheiten im Elsaß von dort aus zu leiten. Eine kostbare Zeit wurde in unnützen Reibungen zwischen der Berliner und der Straßburger Beamtenherrschaft vergeudet.

Durch das Regiment des toten Buchstabens und der Rabulisterei ging die Fühlung mit der Bevölkerung verloren. Dem glaubte man durch einen Wechsel der Personen abzuhelfen und sandte an Stelle des Herrn von Kühlwetter einen andern Bureaukraten, den früheren Regierungspräsidenten in Kassel, von Möller.

Dieser sehr ehrenwerte verdienstvolle Beamte hatte sich in Hessen-Kassel den Ruf politischer Gewandtheit sehr leicht und wohlfeil errungen: in Kurhessen war es nicht schwer geworden, eine deutsche, monarchisch gesinnte Bevölkerung schnell für das Reich zu gewinnen; mit Abschaffung der groben Mißbräuche, welcher sich die Regierung des alten Kurfürsten schuldig

gemacht hatte, war das Spiel gewonnen und Möllers Ruf begründet.

In den Reichslanden aber war der politische Boden ein durchaus verschiedener. Hier galt es nicht, kleine Mißverständnisse zu beseitigen und durch humane Verwaltung eine Bevölkerung zu gewinnen, die sich durch ein freudiges, bereitwilliges Entgegenkommen aller der vollen Nachsicht der Regierung von vornherein empfohlen hatte. Hier galt es, einer politisch noch ganz unzurechnungsfähigen, von fremdem Einfluß angekränkelten Bevölkerung den neuen Weg zu ihrer Genesung und zu ihrem künftigen Wohl mit kräftigem Willen und entschiedener Macht vor die Augen zu stellen! Wie ein weiser Feldherr sein Heer in der Hand haben muß, bevor es gegen den Feind geführt wird, so mußte damals ein Reichsgouverneur im Elsaß die Bevölkerung erfassen und ihre Seele mit deutschem Geist und Mut durchdringen. Dieser Rolle war Möller nicht gewachsen und einen solchen Helden zu besitzen, schienen wir nicht wert zu sein; denn wir mußten stets annehmen, was in Berlin gut gefunden, oder gar zuweilen, was dort unbequem geworden war.

Statt des eisernen Willens, vereint mit der natürlichen Gabe, aus sich selbst herauszutreten und auf die Massen fest und beharrlich einzuwirken, fand man bei Herrn von Möller zwar viel Wohlwollen und eine tüchtige Arbeitskraft für bureaukratische Geschäftsführung, aber durchaus keinen belebenden und schöpferischen Geist. Kleinliche Rücksichten, bedürftige, nutzlose Versuche einzelne Parteien zu bekehren — das war alles, was man damals bezweckte. Doch um gerecht zu sein, muß man bekennen, daß Herrn von Möllers Intentionen durchaus gut waren und daß unter seiner Verwaltung die deutsche Sache,

ohne gerade Fortschritte zu machen, doch nicht so zurückging, als es nach ihm der Fall ward.

In Berlin so wenig als in Straßburg selbst hatte man weder den wahren Geist noch die moralische und politische Lage der Reichslande richtig aufgefaßt und verstanden.

Fürst Bismarck hielt, nach allem das er mir sagte zu urteilen, unser Volk für viel selbständiger und politisch reifer als es wirklich ist. Er sah im Elsäßer einen Deutschen, der sich von Frankreich manches hatte gefallen lassen, sich manches von ihm angeeignet und durch die wechselvollsten Schicksale politisch volljährig geworden war.

Das ist vielleicht richtig, wenn man nur die protestantische höhere Bürgerklasse im Auge behält, aber die Massen außer acht läßt, welche den Ausschlag bei den Wahlen geben. Es war meiner Ansicht nach nicht klug, dem noch besinnungs- und führerlosen Lande gleich bei Beginn der deutschen Herrschaft Wahlen zuzumuten. Niemand hatte das im Elsaß erwartet; auch fielen die ersten Wahlen sofort zu Gunsten der ultramontanen und reichsfeindlichen Partei aus.

Alles, was man damals im Elsaß begehrte, war eine wohlwollende Regierung mit einer vom Kaiser ernannten Landeskonsulta, wie es die Bourbonen im Jahre 1815 für drei Jahre weislich angeordnet hatten.

Allein man war in Berlin damals mehr beflissen, der nationalliberalen Partei zu gefallen, als dem Reichslande, welches ja nur als Festungsglacis bezeichnet wurde, dessen Sympathien dem Kanzler total „wurst sein“ konnten, wie er sich auszudrücken pflegte.

Herrn von Möllers Verwaltung (Regierung kann sie nicht genannt werden) verschwand im Bureaukratismus, wie sie ent-

standen war; eine tiefe Spur in den Reichslanden hat sie nicht hinterlassen. Nun sollte, zugleich mit einer neuen Verfassung, dem noch schmollenden und grollenden Lande ein politisches Staatsoberhaupt in der Person eines Stellvertreters des erlauchten Landesherrn gegeben werden.

Die neue Verfassung, ein Mittelding zwischen Liberalismus und Despotie, zu groß für den unreifen politischen Geist des Volkes, zu karg und klein für die Ansprüche, die man mit ihr befriedigen wollte, kann nur als ein momentanes Auskunftsmittel, doch nicht als dauerhafte Staatseinrichtung betrachtet werden.

Man wollte in dieser Verfassung einen modus vivendi erblicken und unter ihrem trügerischen Schein alle Schmerzen einschläfern, alle unliebsamen Klagen beschwichtigen.

Ein Statthalter des Kaisers an der Spitze der Regierung, unter ihm ein Ministerium mit Unterstaatssekretären und Ministerialräten, umgeben von Bureaukraten; in jedem Bezirke ein Bezirkspräsident, in den vermehrten Kreisen Kreisdirektoren — so gestaltete sich der kostspielige und verwickelte Regierungsapparat. Neben der Regierung unter dem Namen „Landesausschuß“ eine Art Volksvertretung mit Redefreiheit, mit Befugnis die Grundsteuern zu bestimmen und mit dem Rechte, fromme Wünsche auszudrücken; endlich, als beratender Körper ohne beschlußfassende Befugnisse ein Senat, zusammengesetzt von sogenannten Vertrauensmännern des Kaisers, — das bildete den Anteil der Vertretung des Landes unter dem Damoklesschwert der Diktatur.

Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable — möchte man von dieser Verfassung sagen.

Mit dem hinkenden Apparate, von welchem mein Freund

Chauffour sagte: „C'est bienveillant au fond, mais plein de contradictions", begann die Ära Manteuffel. Hatte Herr von Möller das Reichspanier den Elsäßern nicht kühnlich mit dem Rufe: „Mir nach! wer nicht mit mir ist, ist gegen mich!" vorangetragen, so erklärt sich das leicht dadurch, daß ihm nur Schonung und Langmut vorgeschrieben ward und daß man in Berlin, einzig an Versöhnung und Beschwichtigung denkend, die Wichtigkeit, den schlummernden deutschen Keim im Volk zu wecken, nicht gehörig zu würdigen wußte.

Von einem ritterlichen deutschen Feldmarschall jedoch konnte man mit vollem Recht erwarten, daß er, von deutschem Nationalgefühl durchdrungen, die Reichsfahne mitten auf der deutschen Bahn hoch und freundlich zugleich in eherner Hand tragen würde.

Zur großen Enttäuschung aller Deutschen, zur vollkommenen Ernüchterung derjenigen Elsäßer, die nur ermutigt sein wollten, um der deutschen Sache näher zu treten, aber zur unendlichen Freude und Genugthuung aller deutschfeindlichen Chauvinisten geschah das leider nicht. Der wohlwollende, alternde Feldmarschall, nur von der Parole geleitet „Frieden halten und Zeit gewinnen," befolgte das System der Liebkosung und der Volksschmeichelei bis über die letzten Grenzen des schicklich Erlaubten. An seinen ehrlichen Gesinnungen und an seiner aufrichtigen Hingebung für die Sache, die er mit aller Liebe ergriffen hatte, darf niemand Zweifel erheben.

— „Mais l'enfer lui-même est pavé de bonnes intentions," sagt ein wahres Sprichwort, und die guten Vorsätze Manteuffels verfolgten auf falscher Bahn einen illusorischen Zweck. Durch übertriebene Schonung alle Renitenten, die verbissenen Reichsfeinde einzeln zur deutschen Sache bekehren zu wollen, den

ganzen Regierungsapparat, die Geschäfte selbst und oft das deutsche Ansehen in den Dienst dieser Chimäre zu knechten — das kann doch wohl als ein unbegreiflicher Irrtum bezeichnet werden!

Des ehrwürdigen Feldmarschalls Unternehmen (Friede sei mit seiner Asche!) glich der nie vollendeten Arbeit der tugendsamen Penelope. In der Handlungsweise wie in den Reden des Statthalters ward dem elsäßischen Volke ein seltsames Rätsel zu lösen gegeben.

Man war verblüfft, einen glorreichen preußischen Soldaten, Statthalter des deutschen Kaisers, hauptsächlich von Reichsfeinden umgeben zu sehen. Die Leute bemerkten gleich, wie er den frechesten unter ihnen Avancen und Besuche machte, die nicht einmal erwidert wurden, wie er den oft sehr unbescheidenen, ja gesetzwidrigen Begehrlichkeiten dieser Herren willfährig entgegenkam. Mit Einem Worte: sie sahen alle räudigen Schafe angelockt und am Herzen gehegt, während der Deutschgesinnte an die Wand gedrückt wurde.*)

In allen, oft sehr langen Reden des Feldmarschalls hörte man nie ein kernig deutsches Wort, nie eine ernste Mahnung, daß es wenigstens sittlich geboten sei, die Zugehörigkeit zu Deutschland zu bekennen, wenn man Freiheiten, Vorzüge und persönlichen Vorteil von der Regierung begehre.

Die Sprache lautete meistens ungefähr folgendermaßen:

Ihr seid zu bedauern; eure Lage ist hart; euch sind schwere Wunden geschlagen worden, die ich heilen will. Ihr könnt

---

*) Meine Meinung über alles das darf ich desto unbefangener aussprechen, als ich dieselbe oftmals dem edeln Feldmarschall gegenüber freimütig und ehrlich kund gethan hatte.

gar keine Deutsche sein, das begreife ich wohl, denn man wechselt die Nationalität nicht, wie man einen Rock abwirft.

Eine solche Sprache hätte kein Franzose, kein Engländer geführt. Was der Feldmarschall sagte, brauchte man wahrlich nicht über die Dächer zu schreien, um den Elsäßern Mut zu machen und sie von ihrem Trotze gegen Deutschland abzubringen. Die deutschfeindlich Gesinnten allein frohlockten und riefen aus: Voilà l'homme qu'il nous faut, il fait nos affaires; sie hießen ihn nur „le bon vieux." Viele, namentlich die sogenannten Autonomisten, hofften in ihm einen Führer zu finden; sie fanden jedoch nicht was sie brauchten, um ermutigt zu werden. Sich selbst überlassen, rafften sie sich nicht auf, machten sie sich gegenseitig keine Courage; denn so mutig der Elsäßer im Soldatenrock ist, so schüchtern und zaghaft ist er, wenn es gilt seine politische Meinung öffentlich kund zu thun. Der Zivilmut gebricht ihm durchaus.

Die Bauern sagten einfach in ihrem Dialekte: Es schint, die Ditsche welle uns nit b'halte, wil sie so welsch thün. —

Wenn aber der Bauer vollends sah, daß alle Feinde Deutschlands zu hohen Würden erhoben wurden und sich im Staatsrat als sogenannte Vertrauensmänner unseres erlauchten Kaisers breit machten, während sie ihre Söhne in Frankreich erziehen und daselbst als Freiwillige in der Armee dienen ließen, da mußte der Unmündigste sagen: diesen Männern ist jeder sittliche und moralische Begriff abhanden gekommen; sie trotzen und schimpfen offen gegen Deutschland und doch nehmen sie Vertrauensämter an. Es giebt ja nur Eine Moral, nur Eine Ehrlichkeit; jede zweideutige Doppelrolle ist ebenso unwürdig für den, der sie verleiht, als für denjenigen, der sich dazu hergiebt, sie zu spielen.

Und wenn der Bauer, dem nichts entgeht, solche Beispiele vor Augen hat, wenn er merkt, daß alle Gunstbezeugungen, alle Vorzüge auffallend leicht den Feinden Deutschlands zufliegen, sie mögen im Staatsrat oder im Landesausschuß sitzen oder Privatmänner sein, dann geht er zur Wahlurne und stimmt nur für solche Männer, die, wie er sagt, „einen langen Arm bei der Regierung haben“. Geschieht das nicht überall, wo eine Wahl vorgenommen wird?

So wurde das Volk in seinem Trotze befestigt. Die Schlimmern machten sich eine Gloriole daraus, die deutsche Fahne zu verunglimpfen und die Regierung, der sie doch schmeichelten, zu mißachten, während die Bessern achselzuckend sagten: Derjenige, welcher den „Preiß'“ recht grob ausschimpft, ihm, mit Respekt zu sagen, auf die Nase hofiert, der ist ihm der liebste! (Man verzeihe mir diesen groben Ausdruck; ich muß jedoch treu widergeben, was ich aus dem Volksmund oft genug hören konnte.)

Und diese Richtung schlug man einem Volke gegenüber ein, das seit fünfzig Jahren gewöhnt war, nach der Pfeife seiner gewürfelten, immer schlagfertigen, wenn auch oft brutalen Präfekten zu tanzen! Ei, das war doch wenigstens ungeschickt! Manteuffels Politik war der Behandlung eines mitleidigen Wundarztes nicht unähnlich, der nicht ins faule Fleisch schneiden will, sondern es aus lauter Menschlichkeit zur Blutvergiftung kommen läßt.

Wer kann sich noch wundern, daß die Wahlen von 1887 für den Reichstag so schön ausgefallen sind?

Sie mußten ja so ausfallen. Der Haupteinfluß war schon seit vierzehn Jahren blindlings in die Hände der feind-

lichen Liga gegeben worden*), die mit den Ultramontanen gemeine Sache macht.

Windthorst war im Elsaß schon lange mächtiger als Möller, Manteuffel und Bismarck zusammen; hier hat der Führer der Reichsfeinde vor einigen Tagen einen unwürdigen, aber dennoch einen Triumph gefeiert, der in Frankreich einen freudigen Widerhall fand. Der elsäßische Klerus, seinem Papste und seinem Bischof ungehorsam, hat nur der Parole der „Perle von Meppen" Gehör geschenkt, und das geschieht im Lande des freien Denkens, jetzt unter deutscher Führung, während unter französischer jene Partei nie zur Leitung gelangen konnte. Die letzten Wahlen, welche den Führern der Reichsfeinde beinahe die sämtlichen katholischen Stimmen zubrachten, bilden, man mag sagen was man will, ein Armutszeugnis für den deutschen Einfluß in Elsaß-Lothringen.

Diese Hauptführer sind Priester, welche wohl durch ihr Benehmen gegen Deutschland Frankreich ihren Dank bezeugen wollen für den Mord der Bischöfe und der Geistlichen, für die Ausweisung der frommen Brüder aus dem Lehramte und für die galante und gescheidte Entfernung der wohlthätigen Schwestern aus den Spitälern?

Die Herren sollten bedenken, daß Gräuelthaten gegen die Bischöfe in Deutschland nie vorgekommen sind und nie vorkommen werden. Wo ist seit Jahrhunderten einem deutschen Priester auch nur ein Haar gekrümmt worden? Gelüstet's aber

---

*) In den letzten Wahlen hat sich's klar herausgestellt, daß die meisten Wahlmänner eine panische Furcht vor der Wiederkehr der roten Hosen an den Tag legten. Man hatte ihnen gesagt, die Deutschen müssen geschlagen werden, denn Bismarck hat selbst eingestanden, daß die Franzosen weit stärker sind.

die Herren nach der Märtyrerkrone, so mögen sie zu dem Sitze der ältesten Tochter der Kirche wandern; dort kann ihnen jene Krone gereicht werden! Freilich kann die frühere Geschichte noch andere solche Geistesverirrungen bei fanatisierten Parteipriestern aufweisen:

Vor zweihundert Jahren hat ein Vorläufer dieser Art das Elsaß an Ludwig XIV. verraten und, als er den Räuberkönig begrüßte, ausgerufen: Nun Herr, lasse deinen Diener in Frieden fahren, da er dein Heil erblickt hat!*)

Das war Egon von Fürstenberg, ein deutscher Bischof von Straßburg, und diejenigen, welche die Schlüssel unseres deutschen Hauses dem Feinde entgegentrugen und ihm die Thore Straßburgs öffneten, das waren keine Elsäßer: Fremde waren es!

Frankreich darf nicht in Schadenfreude frohlocken; hat es nicht auch einen Landesfeind in jenem französischen Bischof erkannt, der in Orleans die Johanna verbrannt hat? Grolle nicht, Frankreich, wenn die echten Söhne des Elsaßes wieder zu ihrem Stamm und zur alten Wiege zurückkommen! Kamen ja doch auch deine braven Söhne, die mehr als hundert Jahre in englischem Dienste gestanden sind, alle zu dir zurück, mit Ausnahme einer kleinen Zahl, welche du ewig brandmarken wirst. Du bist sonst aufgeklärt, freisinnig, Franzose! Erkenne also den Elsäßern dasselbe Recht zu, welches du für deine Kinder in Anspruch nimmst und das Verdienst, das du ihnen

*) Des Fürstbischofs Egon Freude ist noch erklärlich, da er in der fille aînée de l'église den wahren Hort des Katholizismus und die unerbittliche Verfolgerin der Ketzer erkannte; aber heute ist Frankreich schon seit hundert Jahren die Mörderin der Geistlichkeit: was haben denn jetzt die Priester noch von ihm zu erwarten?

hoch anrechnest: zum alten Stamme zurückgekehrt zu sein, erkenne und ehre es auch im deutschen, ehrlichen Blute!

Aber das ist doch was ganz anderes, höre ich euch Chauvins schreien, man mußte von England zu Frankreich herübergehen; allein von Frankreich aus der einfältigen Mutter „Deutschland" ans Herz sinken, das ist unerhörter Frevel!

Wenn von jener Seite solche Sprache frech und offen geführt wird und auf der andern der Nationalstolz so zaghaft auftritt, daß man weder Führer noch Fahne erkennt, ja dann muß darauf verzichtet werden, dem wiedergewonnenen Lande zu imponieren.

Doch genug von dieser verfehlten Erziehungsmethode der vergangenen Jahre! Wir wollen hoffen, daß die Erfahrung klug und geschickt gemacht hat; daß ohne gehässige Reaktion Deutschland dem Elsaß endlich begreiflich machen wird, daß es keine Schmach ist, ein Deutscher zu sein. Ein stärkeres allgemeineres Selbstbewußtsein muß alle Glieder des deutschen Reiches begeistern, damit es wieder sogar im Lande der Chauvinisten heißen darf:

„Deutschland über alles! Deutschland hoch!"

Wenn der Geist alle Deutschen im Reichslande mit einander eng verbindet und wenn sich niemand mehr zu scheuen braucht, seinen Wahlspruch offen und frei zu gebrauchen, wo es not thut, dann wird auch dem elsäßer Volk Achtung vor Deutschland eingeflößt werden. Wenn mit der freien Rede die That gleichen Schritt hält, dann wird eine andere Sonne bei uns aufgehen. Das walte Gott! —

Was ich bis jetzt über Elsaß-Lothringen und seine Deutschwerdung gesagt habe, quoll unwillkürlich aus tiefster

innerer Überzeugung hervor. Wenn ich die rasche Feder nicht immer gehörig gezügelt habe und irgend ein Gemüt verletzt worden ist, so bitte ich den Leser zu glauben, daß ich wohl weiß, wie sehr wir Elsäßer uns gegenseitig im Bekenntnis unserer Anschauungen über Nationalität schonen müssen; sorgsam habe ich es deshalb vermieden, Personen zu nennen, obgleich mir alle Namen zu Gebote stehen.

Ich ehre und achte jede wahrhafte Überzeugung, begreife auch sehr wohl, daß bei denjenigen meiner Mitbürger, für welche alle Überlieferungen der Vorfahren verloren gegangen sind, das freudige Gefühl der Wiederkehr zum alten Stamme sich nicht kundgeben kann. In der Option ist einem jeden vollkommene Freiheit gewährt worden, und einem jeden, der nicht für Frankreich optiert hat, sind seine Überzeugungen gleichwohl unangefochten geblieben, sogar wenn er den Frieden störte und mitunter sich strafbarer Handlungen schuldig machte.

Dieselbe Freiheit und dieselbe Achtung begehren aber auch diejenigen Elsäßer, welche meine Gesinnungen teilen; bis jetzt haben sie diese Wohlthat nicht erfahren, sie sind ihres Lebens nimmer froh geworden in der Heimat, weil sie überall geschmäht und gleichsam von dem Banne der Majorität geknechtet, von der Regierung nicht ermutigt worden sind. Diesen Gesinnungsgenossen und Landsleuten möchte ich den Mut geben, frei zu werden und sich nicht mehr unter das Joch der Modenationalität zu beugen. Es ist keine Schande, zur alten Wiege zurückzukommen, nein! Ehre ist's, der Väter Vermächtnis ehrlich zu übernehmen! — —

Der geneigte Leser wird nun noch erfahren wollen, wie ich während der letztverflossenen Jahre gelebt und wie ich die Zeit benützt habe. Das soll nun in aller Kürze erzählt werden.

Die ersten vier Jahre bis 1874 hatte ich viel zu sorgen; ich bestrebte mich, meine zu Grunde gerichtete Landwirtschaft so gut als möglich wieder aufzurichten. Die Entschädigung kam mir zwar dabëi viel zu statten, doch reichte sie bei weitem nicht hin, alle Schäden und Verluste zu ersetzen.

Es waren gerade in jener Zeit auf den Gütern in Fröschweiler nach sechzehn Jahren Mühe und sorgsamer Selektion sehr gelungene Viehrassen eigener Züchtung zu stande gebracht worden, allein die wertvollen Tiere, Pferde, Rinder und Schafe, gingen am sechsten August sämtlich verloren; ich verzichtete in der Folge darauf, dieselbe Veredlung wieder anzufangen und mußte mich begnügen, aus dem Lande selbst meine neuen Ankäufe zu beziehen. Weil die Verwaltung bei der Verteilung der Entschädigungsgelder keine Rücksicht auf hochedle Rassen nehmen konnte, wurde selbstverständlich der im Fortschritt begriffene Landwirt verhältnismäßig weniger günstig behandelt als der kleine Bauer, welchem der volle Wert seiner Verluste angerechnet werden konnte. Nichtsdestoweniger half ich mir wieder langsam auf; es gelang mir, die Wirtschaft so herzustellen, daß sie mir wenigstens meine bescheidene Existenz sicherte.

Nach zweiunddreißig Dienstjahren hatte ich das volle Recht auf einen Ruhegehalt, welcher mir, wie jedem andern Beamten, der nicht für Frankreich optiert hatte, ohne Anstand von der deutschen Regierung bewilligt wurde.

In den Friedenspräliminarien war nämlich eine Vereinbarung zu stande gekommen, in deren Folge Frankreich die Pensionen der Elsäßer Optanten übernahm, und die Landeskasse von Elsaß diejenigen der nicht für Frankreich optierenden. Obgleich diese Maßregel zum Gesetz und allgemein bekannt geworden, sagten doch die boshaften Zungen, ich habe vom König

von Preußen eine Pension erhalten. Nein, nein, ihr bösen Geister! mein teures Elsaß zahlt mir meinen Ruhegehalt und niemand sonst. Dessen freue ich mich herzlich, denn ich bin mir bewußt, daß ich diese Wohlthat nicht genieße, ohne meinem engeren Vaterlande treue Dienste geleistet zu haben.

Meine Thätigkeit beschränkte sich jedoch nicht auf den Ackerbau allein, ich ließ mich überall, wo ich dem Lande unentgeltlich dienen konnte, willig verwenden.

In den ersten Jahren beteiligte ich mich lebhaft an den Arbeiten der Kommission für Entschädigung der Kriegsschäden, deren Vorsitz Herr von Ernsthausen, damaliger Bezirkspräsident in Straßburg, führte. Dem Wohlwollen dieses edeln, guten Mannes hatte mancher Elsäßer einen wertvollen Ersatz für seine Verluste und Mühseligkeiten zu verdanken.

So fanden sich z. B. unter den Petenten für außerordentliche Entschädigung einige Bauernbursche, die anfangs nur für einen Tag mit ihrem Gespanne zum Transport der Kriegsvorräte requiriert waren und dann von Etappe zu Etappe den ganzen Feldzug freiwillig mitmachten.

Ernsthausen schlug vor, allen diesen ehrlichen Leuten eine schöne Entschädigung für jeden von ihnen im Dienste des Staates an ihrer häuslichen Arbeit versäumten Tag zu bewilligen. Es waren etliche unter ihnen, die sich auf diese Art fünfzehn- bis sechzehnhundert Franken verdient hatten.

Auch die Besitzer von zertrümmerten und abgebrannten Gebäulichkeiten in Straßburg erhielten so reichliche Entschädigungsgelder, daß sie ihre Häuser schöner und stattlicher, als es die alten gewesen waren, wieder aufbauen konnten.

Im Jahre 1871 wurde ich von der Verwaltung nach Berlin gesandt, um den Beratungen des Kongresses deutscher

Landwirte anzuwohnen. Bei dieser Veranlassung hatte ich das Glück und die Ehre, mehreremale beim Fürsten Reichskanzler zu privaten Familiendiners eingeladen zu werden. Den Fürsten fand ich äußerst liebenswürdig, ja herzlich für mich gestimmt, doch von Politik war bei diesen Gelegenheiten nicht mehr die Rede. Der Fürst hatte damals, wie er sagen würde, „die elsäßische Geschichte im Magen" und sprach nicht gern davon. An jenen Tagen waren gerade die elsäßischen Abgeordneten mit ihrem leeren Proteste im Reichstage erschienen und trotzend wieder abgezogen. Das hatte den ehernen Mann sehr übel gestimmt und es war auch ganz dazu geeignet, seine Sympathien für die Reichslande abzukühlen.

Nie werde ich die Herzensgüte der lieben Fürstin Bismarck vergessen. Die ausgezeichnete Frau behandelte mich wie einen Verwandten ihres Hauses und verschaffte mir Gelegenheit, den Fürsten sehen und sprechen zu dürfen.

Da ich für mich persönlich dem Reichskanzler nichts zu sagen und von ihm zu begehren hatte, war ich desto freier in meinen warmen Empfehlungen für das Wohl meines Landes.

Bei der letzten Unterredung in einer Abendgesellschaft bei ihm nahm ich gegen Mitternacht Abschied von dem großen Manne, nachdem ich ihm nochmals mein liebes Elsaß aufs wärmste ans Herz gelegt hatte. Fürst Bismarck, augenscheinlich bewegt, umarmte mich vor der ganzen Gesellschaft und sagte: Sie können vollkommen beruhigt sein, Ihr Vaterland wird nie stiefmütterlich behandelt werden. —

Nach meiner Rückkehr konnte ich meinen litterarischen Studien und Arbeiten viel Zeit widmen; ein lebhafter Briefwechsel mit Litteraturfreunden, namentlich mit E. Geibel, nahm mich

sehr in Anspruch und verlieh meinen Mußestundeu einen unvergleichlichen Reiz.

E. Geibel, der stets anregend auf mich wirkte, forderte mich lebhaft auf, über Lilli eine Biographie zu schreiben -- eine Arbeit, welche ich später in der That unternahm und die mir seinen Beifall erwarb. Bücher, deren Lektüre ich nachzuholen hatte, verschlang ich selbstverständlich mit größtem Eifer, und so schwanden wieder Jahre mit schwindender Eile dahin.

Im Sommer 1873 wurde ich als Preisrichter für Land- und Forstwirtschaft in die Ausstellung nach Wien gesandt. Die Arbeiten der Jury nahmen sechs Wochen in Anspruch: sie erregten in jedem Fachmann ein hohes Interesse und gaben denjenigen, die arbeiten wollten, Gelegenheit, sich nützlich zu erweisen.

Am österreichischen Hofe wurde ich wieder äußerst gnädig und freundlich empfangen. Als bei einem Cercle in der Hofburg der deutsche Gesandte General von Schweinitz mich Seiner Majestät dem Kaiser vorstellen wollte und nicht gleich meinen Namen fand, trat der freundliche Monarch lebhaft an mich heran, reichte mir die Hand und sagte: Ei, Graf Dürckheim, es freut mich, Sie nach so vielen Jahren wieder einmal bei mir zu sehen! — Ich mußte staunen über das Gedächtnis des Kaisers, mich nach fünf Jahren wieder erkannt zu haben, da er mich doch nur zweimal gesehen hatte.

Ihre Majestät die Kaiserin Augusta hielt ebenfalls an demselben Tage eine Cour, bei welcher ich ihr vorgestellt wurde.

Den folgenden Tag war große Galatafel von vierhundert Gedecken zu Ehren der deutschen Kaiserin.

Auch zu diesem Feste war ich eingeladen worden.

Der österreichische Monarch brachte einen schönen Toast aus auf den deutschen Kaiser, die Kaiserin und das ganze Hohenzollern-Haus; Ihre Majestät die Kaiserin Augusta antwortete darauf mit einem meisterhaft gegliederten Toast auf den österreichischen Herrscher und das edle Habsburger Haus. Die Stimme der hohen Frau klang verständlich und harmonisch durch den ungeheuern Raum. Eine Reihe von Festlichkeiten, Diners bei den kaiserlichen Hoheiten den Herren Erzherzogen, Konzerten in der Hofburg, Galavorstellungen in der Oper u. s. w. folgten in bunter Reihe bis zum Schluß der Ausstellung aufeinander.

Jeder Fremde nahm damals von Wien die angenehmsten Erinnerungen mit. Nie hatte sich die heitere Weltstadt lieblicher und glänzender gezeigt.

Im August 1876 widerfuhr mir und meinem Hause die größte Ehre und die freudigste Überraschung, die ihm zu teil werden konnte: Seine Majestät Kaiser Wilhelm kam von Weißenburg herüber, um das Schlachtfeld von Wörth und die neuerbaute Friedenskirche von Fröschweiler zu besuchen.

Der Kaiser mit dem Kronprinzen, umgeben von einem stattlichen Gefolge, ritt schon in der Morgenstunde über das Gefilde von Elsaßhausen. Nachdem die merkwürdigsten strategischen Punkte besichtigt waren, fand gegen elf Uhr der Einzug in Fröschweiler statt. An der Grenze der Gemeinde, unter dem sympathischen Andrang der Landbevölkerung der ganzen Umgegend, erwarteten den Monarchen der Bürgermeister und der Gemeinderat von Fröschweiler.

Als der Kaiser von weitem die gedrängte Menschenmenge gewahrte, ritt er in kurzem Jagdgalopp auf uns zu und, mich

erkennend, reichte er mir die Hand und sagte mit bewegter Stimme: Das Land ist doch sehr unglücklich, lieber Graf! —

Bald wird dieses deutsche Land sich wieder von den Schmerzen des Krieges und der Trennung von Frankreich erholen unter der weisen Regierung unseres erlauchten Kaisers — antwortete ich mit gemäßigter Stimme auf die ernsten Worte des Monarchen.

Dann aber zur offiziellen Begrüßung im Namen der Gemeinde, die mich damit beauftragt hatte, übergehend, erhob ich die Stimme und sprach folgende Worte:

Majestät! Auf diesem historischen Boden, wo vor nahe an zweihundert Jahren das Elsaß dem deutschen Reiche gewaltsam entrissen und kürzlich durch den erlauchten Kronprinzen mit seiner heldenmütigen Armee wieder gewonnen wurde, begrüßt heute Eure Majestät, als seinen rechtmäßigen Landesherrn, der Enkel jenes tapfern Soldaten, der hier für ein deutsches Elsaß den letzten Schwertstreich geführt hatte.

In der festen Zuversicht, daß nimmermehr das neue Reich unser Elsaß lassen wird, rufen wir freudig aus: Hoch lebe der Erhalter und Mehrer des Reichs! Unser Kaiser Wilhelm lebe hoch! —

Die Volksmasse wiederholte dreimal ihr stürmisches Hoch und geleitete ehrfurchtsvoll den Monarchen bis zur Kirche.

Nach Besichtigung des schönen neuen Baues, welcher durch freiwillige Liebesgaben des deutschen Volkes und der Fürsten errichtet wurde, geruhten Seine Majestät, im Schloß eine kurze Rast zu halten.

Wie die alten Germanen ihren Fürsten nichts anbieten konnten als das Brot und das Salz, zum Beweise ihres guten Willens und zugleich ihrer Ohnmacht, ein gekröntes Haupt

glänzend bewirten zu können, so schlicht und einfach empfingen wir unsern erlauchten Landesherrn im Schloß Fröschweiler.

Wir waren für so hohen ehrenvollen Besuch weder eingerichtet noch vorbereitet; allein die bekannte Herzensgüte unseres erlauchten Herrn und die Liebenswürdigkeit Sr. K. H. des Kronprinzen enthoben uns jeder Sorge und Verlegenheit. Daß es dem greisen Monarchen wohlthat, zum erstenmal in ein aufrichtig ergebenes Haus im Elsaß einzutreten und daselbst ehrerbietig und herzlich empfangen zu sein, das hätten wir in seinen freudevollen, gütigen Augen lesen können, auch wenn er es nicht in huldvollen Worten ausgedrückt hätte

Der Kaiser und der Kronprinz verweilten eine Stunde im Schloß, unterhielten sich gnädigst mit der Hausfrau und dankten ihr für die milde Sorge, welche sie den deutschen Verwundeten hatte angedeihen lassen. Nach dieser kurzen Rast begaben sich Seine Majestät und der Kronprinz in den Garten, wo das Landvolk mit Ungeduld ihrer harrte.

Der Kaiser durchschritt die Reihen der Männer, betrachtete sie mit seinem wohlwollenden freundlichen Blick und richtete einfache und traute Worte voll wahrhaft väterlicher Güte an die ehrfurchtsvolle Menge, die gekommen war, um, wie die Leute selbst sagten, einmal einen „rechten Kaiser" zu sehen.

Für das ganze Land blieb von diesem Besuche Seiner Majestät und Seines erlauchten Sohnes ein wohlthuender Eindruck zurück, für mein Haus aber und für mich eine unvergeßliche, unauslöschliche Ehre. —

Freud und Leid kehren abwechselnd bei jedem Herde ein; so wurde auch mein Haus, bald nach dem Ehrentage des Kaiserbesuches, von Prüfungen verschiedener Art nicht verschont.

Mein Sohn Wolf hatte uns verlassen, um in den österreichischen Militärdienst zu treten, eine desto schmerzlichere Trennung, als bald nachher seine beiden jüngeren Brüder uns ebenfalls verließen, um in der deutschen Armee ihre Pflicht als Freiwillige zu erfüllen.

Letztere beide machten infolge der Dienstanstrengungen schwere Krankheiten durch; der eine, Albert, erholte sich bald von der Typhoiden-Seuche, die ihn hart befallen hatte, während der andere, Erasmus, der perfiden Meningitis nach langem Leiden unterliegen mußte.

Der brave, intelligente und tüchtige Junge hatte sich dem Forstwesen gewidmet, auf der Forstakademie in Münden gute Studien gemacht und wurde uns in dem Augenblick entrissen, wo er voll Freudigkeit und Hoffnung seine Laufbahn beginnen wollte. So waren also durch Gottes allmächtige Fügung unsere Reihen abermals gelichtet worden; wir beugten uns wieder in tiefem Schmerz vor dem Willen dessen, der giebt und nimmt nach seinem weisen Ermessen.

Von jener Zeit an zog ich mich mehr und mehr ins stille, betrachtende Leben zurück und widmete mich der Pflicht, mein Haus zu bestellen.

Mein Sohn Wolf, Lieutenant in einem Husarenregiment, wurde vom Kaiser von Österreich in die Reitereskadron der Kaiserlichen Leibgarde berufen, eine Auszeichnung, die nur selten einem Offizier zu teil wird. Während er in dieser Eigenschaft diente, kam Fürst Bismarck an den Wiener Hof und als ihm mein Sohn vorgestellt wurde, sagte er: Ich kenne einen Herrn Ihres Namens aus Elsaß. — Es ist mein Vater, Durchlaucht, lautete die Antwort. In demselben Augenblick erschien Seine Majestät der Kaiser im Saale und die Unter-

redung war abgebrochen. Augenscheinlich hatte sich der Fürst erinnert, daß ich schon in Berlin von dem österreichischen Dienst gesprochen hatte.

Bald nachher verheiratete sich mein Oberlieutenant nach der Wahl seines Herzens mit einer lieblichen Österreicherin, und jetzt ist er Vater von drei herzigen Maderl'n, niedlichen Geschöpfchen, die eines Großvaters Herz wohl bis an das Ende der Welt locken könnten.

Als nun der jüngere meiner Söhne ebenfalls eine treffliche Wahl unter den liebenswürdigsten hübschesten der Fräulein in Süddeutschland getroffen und sich vermählt hatte, teilte ich mein kleines Vermögen gleichmäßig zwischen beiden Brüdern und sagte zu mir selbst: Alter! dein Haus ist bestellt, deine irdische Laufbahn geht zu Ende, ziehe dich von allem zurück und bereite dich still zu der letzten Reise vor! —

Da mein Sohn Albert die Besitzung Fröschweiler übernommen hatte, wollte ich ihm dieselbe frei hinterlassen, damit er, ganz unabhängig von jeder Bevormundung, als selbständiger Besitzer und Verwalter seine Stellung im Lande einnehmen möge, und verließ mit den innigsten Segenswünschen das Fröschweiler Haus, wo ich so glückliche und mitunter auch so schmerzvolle Jahre zugebracht hatte.

Ich ging von Haus und Hof, wie der alte Vogel singend weiter zieht, wenn er den jungen sein Nest geschenkt hat.

Von meinem lieben teuern Lande schied ich ohne Groll, aber mit dem traurigen Gefühl, daß ich seine deutsche Wiedergeburt nicht erleben würde. Und dennoch sage ich mir jeden Tag: Ja, blas't nur, ihr welschen Stürme! blas't! endlich muß doch der deutsche Frühling kommen!

Nun lebe ich seit vier Jahren in Österreich als vorüber-

gehender Gast auf dem kleinen bescheidenen Gütchen Edla bei Amstetten, meinem Sohne Wolf gehörig; da warte ich der Blumen des Gartens und pflege die noch edleren Blüten des geistigen Lebens mit der Ruhe eines heiteren Gemütes und eines guten Gewissens.

Der liebe Gott hat mir bis jetzt so viel Rüstigkeit und frohen Mut geschenkt, daß ich das hohe Alter kaum spüre und noch für alles, was in der Welt vorgeht, die innigste Teilnahme empfinden kann.

Der Allmächtige hat mir das hohe Privilegium verliehen, weder Reichtum noch Armut zu kennen und dadurch seinen besten Freunden, den Armen, desto näher stehen zu dürfen.

Mein Leben ist köstlich gewesen, weil es Mühe und Arbeit war.

Indem ich nun von dir Abschied nehme, lieber Leser, gebe ich mir die hohe Ehre und Freude, dir anzuzeigen, daß auf Schloß Fröschweiler am dritten dieses Monats ein rüstiger Stammhalter meines Hauses geboren worden ist, dem wir den Namen Hartwig verleihen wollen. Möge er ein braver Mensch und ein tüchtiger Diener seines engeren Vaterlandes werden und, treu zu Kaiser und Reich haltend, einst freudig und kühn ein gutes Schwert führen mit dem Wahlruf: Stets mit Gott für Kaiser und Vaterland!

Schloß Edla, den 20. März 1887.

Nachschrift.

Meinen lieben Zeitgenossen, den Franzosen wie den Deutschen, möchte ich noch die Worte des ehrlichen Bendel, Schlemihls Diener, zurufen: „Gott sei's gedankt! Es ist uns doch wundersam ergangen! Wir haben viel Wohl und bitteres Weh

unbedachtsam aus dem vollen Becher geschlürft. Nun ist er leer. Da möchte man meinen, das sei alles nur eine Probe gewesen, und, mit kluger Einsicht gerüstet, den wirklichen Anfang erwarten. Ein anderes ist aber der wirkliche Anfang. Man wünscht sich das erste Gaukelspiel nicht zurück und ist dennoch im ganzen froh, wie es war, gelebt zu haben. Auch finde ich in mir das Zutrauen, daß es unserm alten Freunde nun besser gehen wird als vormals."

Von jedem edeln französischen Freunde aber möchte ich gerne die Schlemihlskunde erhalten:

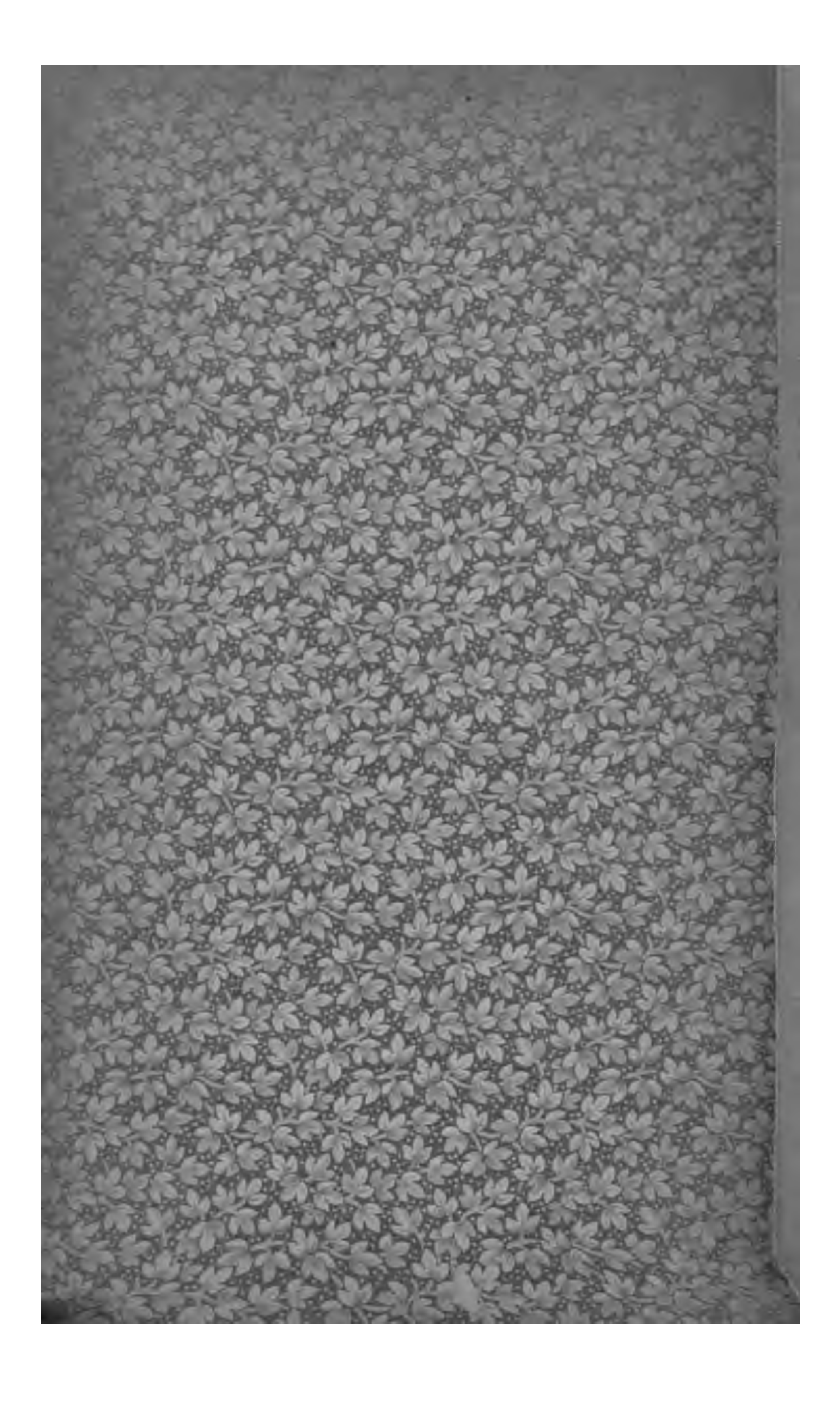
„Auch Eurem alten Freund ergeht es jetzt besser als ehemals, und büßt er, so ist es Buße der Versöhnung." *)

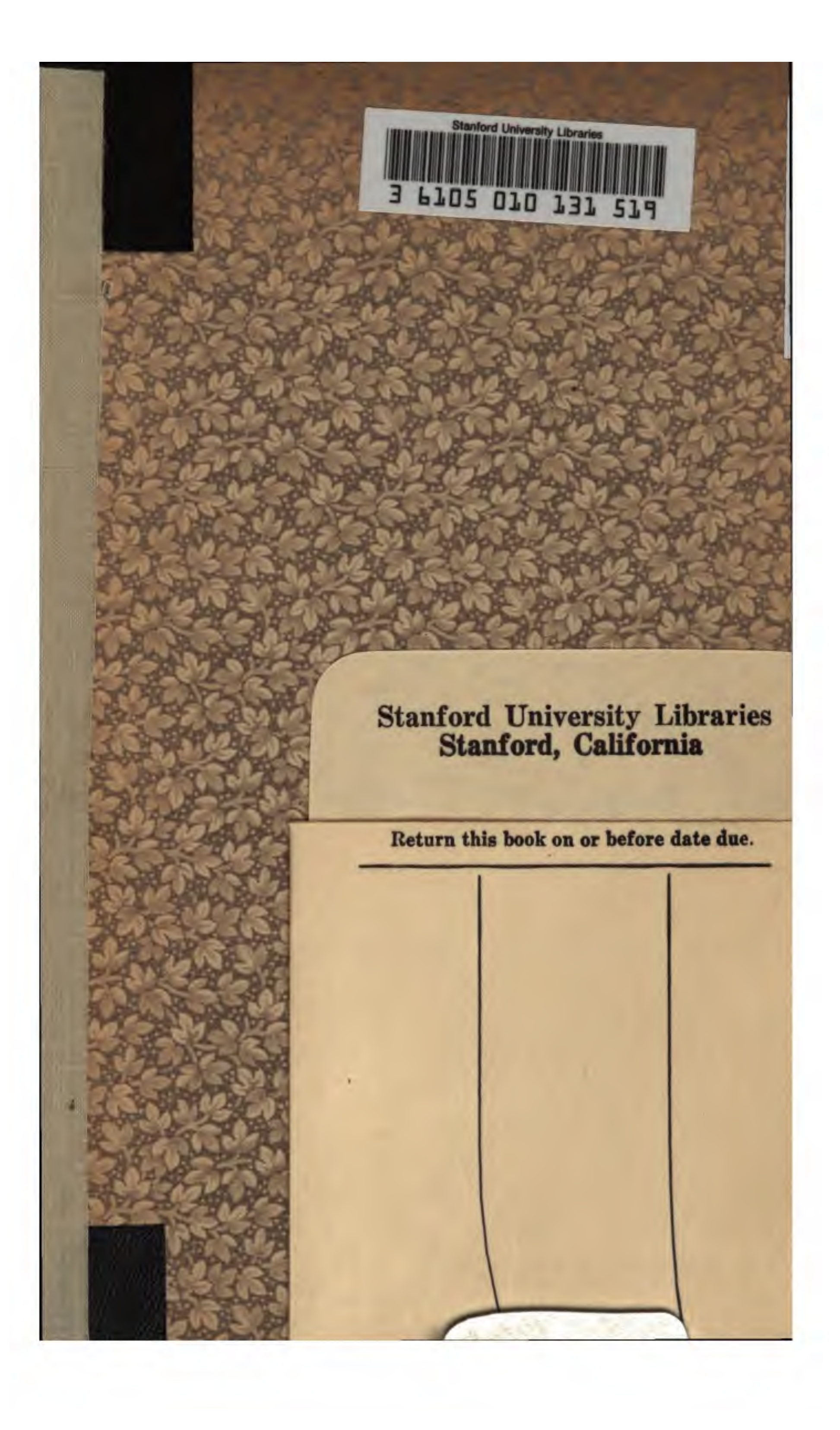
---

*) Seitdem die erste Auflage dieses Buches vergriffen ist, hat mich mancher gute Freund von jenseits der Berge gefragt, was ich denn eigentlich mit Peter Schlemihl hier gemeint habe. Ei! ich hatte nicht bedacht, daß die Franzosen diesen ehrlichen deutschen Bruder nicht kennen und lieben wie wir, und mußte erzählen, wie der Gute 30 Jahre lang nach seinem Schatten rannte und endlich im hohen Alter vernünftig wurde und dann zufrieden und würdig, ausgesöhnt mit Gott und der Welt, sein irdisches Dasein beschloß.

Druck der J. B. Metzlerschen Buchdruckerei in Stuttgart.






Stanford University Libraries
3 6105 010 131 519
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

